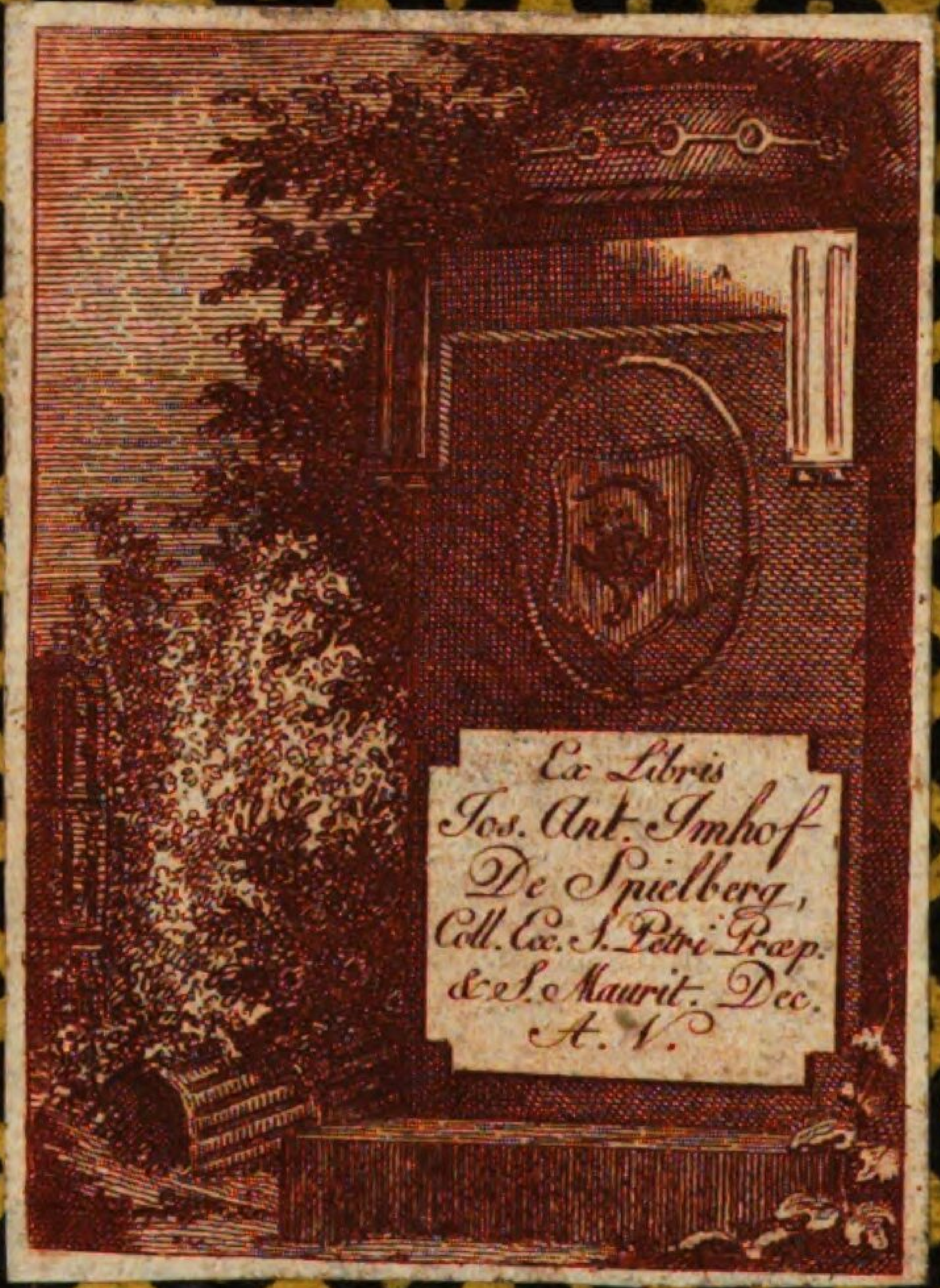

Ex Libris
Jos. Ant. Imhof
De Spielberg,
Coll. Ecc. S. Petri Præp.
& S. Maurit. Dec.
A. V.

4° Kult
33

1 B
A VII B a 1.

Darstellung

der

Brahmanisch-Indischen

Götterlehre,

Religionsgebräuche und bürgerlichen Verfassung.

Nach dem lateinischen Werke des Vater Paullinus a St. Bartholomaeo bearbeitet.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Mit dreissig Kupfertafeln.

Gotha,
bey Carl Wilhelm Ettinger
1797.

VORBERICHT

des deutschen Bearbeiters.

Der *Werth einer genauern Bekanntschaft mit der Welt und ihren Bewohnern ist entschieden, und jeder Beytrag dazu schätzbar, wenn er mit Wahrheitsliebe ausgeführt ist. Oft aber hält es überaus schwer, gegründete Nachrichten dieser Art einzuziehen, und sich bey dem besten Willen nicht hinter das Licht führen zu lassen. Eher als sonst wo, kann dieser Fall bey den Nachforschungen über die Brahmanen eintreten, weil die Geheimhaltung ihrer Lehren und Grundsätze so vorzüglich strenge beobachtet wird. Verlaufene Brahmanen sind mehrentheils Unwissende, deren Genossen keinen reellen*

Verrath von ihnen zu ſürchten haben, und, wie ſich mit vieler Wahrſcheinlichkeit folgern läſst, Nichtswürdige, die ſich noch weniger ein Gewiſſen daraus machen werden, unſern Europäern bare Lügen aufzuheften, als ſie Anſtand nahmen, ihre Caſte, und mit derſelben alles zu verlaſſen, was man ſonſt von Jugend auf, als heilig und ehrwürdig hat verehren gelernet.

Dieſe Zweifel gelten, einem groſsen Theile nach, gegen dasjenige, was uns Reiſende und Gelehrte bisher von dem Weſentlichen des Brahmanenthums erzählt haben, und vielleicht lieſsen dieſe Zweifel ſich noch weiter treiben, wenn ihnen gleich ein oder das andre Mahl die Benutzung brahmaniſcher Originalſchriften entgegen zu ſtehen ſcheint. Doch, wir wollen unſern Scepticism nicht bis zum Undanke treiben, ſondern ihn bloſs darum bemerkbar machen, damit man ſorgſamer in der Prüfung, nicht ſogleich alles annehme, was ſich erſt künftig als mehr oder minder wahr beſtätigen kann. Bis dahin aber jede Nachricht zur Seite legen, hieſse ſehr verkehrt gehandelt, indem wir uns dadurch den geradeſten Weg abſchneiden würden, auf welchem wir allein mit der Zeit zu gegründeten Reſultaten zu gelangen im Stande ſind.

In soferne ist also das Werk, welches ich itzt dem Publikum in einer deutschen Bearbeitung übergebe, keineswegs unnütz oder überflüssig, sondern um so schätzbarer, je reichhaltiger es an interessanten Notizen ist, und je kenntnissvoller es bearbeitet zu seyn scheint. Um dies im Voraus, so viel als möglich ist, zu belegen, wird es hier am rechten Orte seyn, meine Leser, nach Anleitung der Vorrede zu dem Originale, mit dem Verfasser dieses Werkes, und mit seinem Verfahren bey demselben, einigermassen bekannt zu machen. Nachher werde ich Gelegenheit finden, von meiner gegenwärtigen Bearbeitung, so viel als nöthig ist, zu sagen.

Der Verfasser, Pater Paullinus a S. Bartholomaeo, hielt sich längere Zeit auf der malabarischen Küste als Missionär auf. Dieses Amt verschafte ihm Gelegenheit genug, einen Theil Indiens und seiner Bewohner näher kennen zu lernen. Um aber auch im Stande zu seyn, diese Gelegenheiten gehörig zu benutzen, suchte er sich vor allen Dingen eine genauere Kenntniss der malabarischen Landessprache zu erwerben, und als er diese nun erlangt hatte, bemerkte er alles Wissenswürdige, was er selbst sah, oder erfuhr, in seinem Tagebuche, verglich dieses gegen einander, liess sich von

kundigen Leuten, was ihm noch dunkel war, aufhellen, und that alles, was in ſeinen Kräften ſtand, um hinter die Wahrheit zu kommen.

Da er indeſſen bald gewahr wurde, daſs es ohne Kenntniſs des Samſcrid), oder der heiligen Sprache nicht möglich ſey, öftern Irrthümern auszuweichen, ſo wählte er ſich die beſten Lehrer, welche er in ſeiner Gegend vorfand, ſchafte ſich die vorzüglichſten Werke an, und brachte es durch den Umgang mit den erſtern, ſo wie durch das Studium der letztern, bald dahin, daſs er nicht nur das brahmaniſche Wörterbuch Amaraſinha — welches, beyläufig geſagt, dieſem ſeinem Werke zum Grunde liegt — ohne Fehl überſetzen konnte, ſondern er las nun auch einige epiſche Gedichte, war im Stande, ſich in handſchriftliche Werke einzuſtudiren, und übertrug die in der heiligen Sprache abgefaſsten Schriften, in die gewöhnliche Landesſprache.*

**) Man ſchreibt dieſen Nahmen auch Samſcrit und Sanſcrit. Zu merken aber iſt, daſs die Sylbe Sam oder San ohngefähr mit dem Laute des ſpaniſchen ão, oder mit Hülfe eines Naſentones muſs ausgeſprochen werden.*

Wie weit des Verfassers Kenntnisse in der heiligen Sprache der Brahmanen gehen, hat er in seiner zu Rom im Jahre 1790 erschienenen Sprachlehre des Samscrid bewiesen. Was sich mit diesen Kenntnissen aber bewürken lasse, dies wollte er durch das gegenwärtige Werk darthun, welches gleichfalls zu Rom, aber ein Jahr später als jene Sprachlehre, unter folgendem Titel erschien: Systema brahmanicum, liturgicum, mythologicum, ciuile ex monumentis indicis Musei Borgiani Velitris, dissertationibus historico-criticis illustrauit Fr. Paullinus *a* St. Bartholomaeo, *Carmelita discalceatus, Malabariae missionarius, academiae Volscorum Veliternae socius. 4. 326 Seiten.*

Bey diesem Werke legte der Verfasser, wie schon der Titel besagt, die indischen Zeichnungen und Erztgebilde zum Grunde, welche sich im Museum des um die Wissenschaften überaus verdienten Cardinal Borgia zu Veletri befinden, und bey Gelegenheit der Erläuterung dieser Denkmähler, bringt er denn alles bey, was er für die nähere Kenntniss des Brahmanenthums, sowohl in Indien selbst mit der grössesten Sorgfallt gesammelt, als was er für eben diesen Gegenstand aus dem ge-

ſchätzten Wörterbuche Amaraſinha geſchöpft hatte. Zugleich bediente er ſich der handſchriftlichen Nachrichten anderer Miſſionäre, die er mit ſeinen eignen Bemerkungen verglich, und mehrerer indiſcher Werke. So viel von dem Verfaſſer, der Entſtehung und Bearbeitung des Originales gegenwärtiger Schrift.

Meine erſte Abſicht bey der deutſchen Einkleidung dieſes Werkes gieng dahin, es zu der Grundlage einer für bloſse Dilettanten genieſsbaren Darſtellung des Brahmanenthums zu machen, in der ich nach einem beſtimmten Faden, und mit Auswahl, alles an einander reihen wollte, was wir bis itzt etwa ſicheres davon wiſſen. Aber ſo leicht dieſes Unternehmen dem auch ſcheinen mag, der nie ſelbſt etwas ähnliches erprobte, ſo viele Schwierigkeiten hat es doch, die nichts deſtoweniger wohl noch würden zu überwinden geweſen ſeyn, wenn bey den vielen und groſsen Lücken, welche alle bisher über dieſen Gegenſtand erſchienene Werke, noch immer in ihm übrig gelaſſen haben, es nicht beynahe ganz unmöglich geweſen wäre, einen gewiſſen ſyſtematiſchen Ueberblick über ihn zu geben. Zu dem ſind ja die Akten, auch nur dem dringendſten Erforderniſſe gemäſs, noch lange nicht geſchloſſen,

ſchloſſen, und daher war auch dieſe Schrift nur als ein Beytrag zu ihnen anzuſehen. Als einen ſolchen behandelte ich ſie denn auch, und nach dieſem Geſichtspunkte änderte ich nun, wie natürlich, die Art und Weiſe der Bearbeitung ſelbſt ab, doch ſuchte ich das Werk, ſo viel es, ſeiner einmaligen Anlage nach, und bey meinen andern mannigfachen Arbeiten möglich war, den etwanigen Wünſchen der Dillettanten nicht minder, als den Anforderungen des gelehrten Forſchers anzupaſſen.

Durch eine bloſse Ueberſetzung, die ihrem Originale Schritt vor Schritt folgen muſs, wär' es mir unmöglich geworden, dieſen Endzweck zu erreichen, da das lateiniſche Werk ganz im italiäniſchen Geſchmacke abgefaſst iſt, das heiſst, mit ausführlichen Citaten alter Autoren, oft nicht zur Sache gehörigen Auswüchſen, und derben Ausfällen gegen Andersdenkende überladen iſt. Hätte ich hier nicht manches weglaſſen und mildern wollen, ſo würde Langeweile den Dilettanten bald von der weiter Lektüre abgeſchreckt, und der Gelehrte ſie nur mit fühlbarer Abmattung beendiget ha-

ben). Demohngeachtet will und kann ich es meinen Lefern nicht bergen, dafs diefes Werk noch um einen Bogen etwa kürzer hätte ausfallen können, wenn ich gleich anfänglich denfelben Plan in der Bearbeitung befolgt wäre, welchen ich bey der letzten gröfsern Hälfte beobachtet habe. Aber ich war zu fchüchtern etwas wegzulaffen, wovon ich glauben durfte, dafs einer meiner Lefer es brauchen könnte, bis ich endlich gewahr ward, dafs dagegen, wenn ich fo fortführe, der gröfsere Theil der Lefer, übel berathen feyn würde.*

*) Was würde es z. B. wohl gefrommt haben, wenn ich folgengende Perioden auch meinen deutfchen Lefern zum Beften gegeben hätte? *Eximius ifte Germaniae pfeudapoftolus* (De Paw), *qui materialifmum afiaticis gentibus commendatum habere vellet, cum nihil credat, neque poft mortem aliquid fperandum habet. Mirum itaque non eft, quod ipfe fubinde criminetur, et mordeat, dum praeconceptis fuis praeiudiciis philofophicis, et turgidae fuae mentis opinionibus oppofitum aliquid apud alios reperit. De animae immortalitate multa tradit Plato in Phaedone, in libris de republica, Menone, Gorgia, aliisque dialogis. Pindarus vero ait: Vis fumma leti corpora deftruit, fupereft imago viva at aeui.* Und dazu das Citat aus *Juuenal. Lib. I. fat. 2. v. 23. Loripedem rectus derideat, Aethiopem albus.* Dies fey eine Probe von vielen.

Was nun die Darlegung der Worte betrift, so folgte ich auch darin dem Originale nichts weniger als strenge, doch verfuhr ich dabey immer mit beständiger Rücksicht auf Deutlichmachung des Sinnes, dessen richtige Auffassuug durch des Verfassers schlechte Latinität, und durch seine Nachlässigkeit im Vortrage, nicht selten erschweret wird. Ueberflüssige Umschreibungen, unnöthige Wiederholungen, und peinliche Genauigkeiten in einzelnen Wörtern, wie in ganzen Sätzen, übergieng ich gleichfalls, was aber allein den Gelehrten interessiren konnte, das suchte ich, so viel es sich thun liess, aus dem Texte in die Anmerkungen überzutragen.

Ob es mir bey einer solchen Behandelung gelungen ist, dieses Werk dem deutschen Publikum in einer schicklichern Einkleidung zu übergeben, darf ich nicht entscheiden, so sehr ich es auch wünsche. Hätte ich mich, was nun so ganz und gar nicht der Fall war, dieser Arbeit mit wenigerer Unterbrechung widmen können, dann freylich dürfte ich mir mit dem Beyfalle meiner Leser vielleicht sicherer schmeicheln. Das Unternehmen selbst

bedarf meiner Empfehlung wohl nicht bey, der Seltenheit des Originals unter uns, und den Lobsprüchen, die dasselbe auch schon in Deutschland, wo es irgend bekannt ward, erhalten hat.

Demohngeachtet giebt es so manchen Uebelstand des Originals, den ich wohl einsah, aber auch in meiner Bearbeitung nicht ganz wegwischen konnte, wenn ich nicht manches zur Sache gehörige mit übergehen wollte. Dahin gehören z. B. manche Unbestimmtheiten und scheinbare Widersprüche, die ich zwar hin und wieder in den Anmerkungen bezeichnet habe, zu deren Lösung sich aber, ihrer Dunkelheiten wegen, gemeinhin wenig thun liess. Ferner die schon von Jones in den Gang gebrachte, und von unserm Verfasser beynahe noch weiter getriebene Vergleichung der indischen und griechisch - römischen Mythologie, nebst den offenbaren Unrichtigkeiten in der Darstellung der letztern. Ja endlich, das mannigfach fremdartige, was mit unterläuft, und die Nachträge zu dem einen Artikel, in dem darauf folgenden. Aber wie gesagt, dies hätte sich nur durch eine gänzliche Umschmelzung des Werkes

heben laſſen, zu der ich anfänglich nicht Muth genug hatte, und die dadurch nachher ganz unausführbar geworden war. Meine eignen Bemerkungen habe ich häufig, aus ſehr begreiflichen Urſachen, unterdrückt. Nur im Vorbeygehen ſey es mir itzt erlaubt, da der Lingamdienſt ſo vieles im Bildlichen gegen ſich hat, auf die Idee von einer ſonſtigen allmähligen Producirung aller Dinge, welche endlich nachlieſs, ſo daſs itzt nichts neues mehr erzeugt wird, hinzudeuten. Dieſe Idee ſcheint dem Lingam im Joni zum Grunde zu liegen. Man denke an Oſiris und Kronos. Daſs übrigens die indiſchen Nahmen von dem Verfaſſer italiäniſch nachgebildet ſind, und daſs man daher bey ihnen die italiäniſche Ausſprache anwenden müſſe, die ich aus guten Gründen nicht in unſre Sprache übertragen wollte, wird jeder wohl ohne mein Erinnern bemerken.

Uebrigens iſt der Verfaſſer dieſes Werkes reich an kühnen Vermuthungen, beſonders im Felde der Etymologie; aber viele dieſer Conjecturen und Muthmaſsungen werden ſchwerlich den Beyfall unter uns finden, welchen der Verfaſſer ſich vielleicht

von ſeinen Landsleuten verſprechen durfte *). *Demohngeachtet glaubte ich, mir auch hier nicht immer die Freyheit des Wegſcheidens zugeſtehen zu dürfen.*

*) Z. B. wenn der Verfaſſer die Nahmen Titan und Satan, von *deitjà* oder *ditjà* aus dem Samſcrid herleitet.

INHALTS-VERZEICHNIS

Der Götterdienst.

Jagam, oder das der Sonne und den übrigen Planeten gewöhnlich dargebrachte Opfer. Hier gehört Kupfertafel 1. Seite 1
Homam, oder das Feueropfer. Kupfertaf. 2. - - — 12
Das Opfer Tukam, und die anderweitigen Menschenopfer. Kupfertaf 3. - - - — 18
Pidrujagnam, oder das Opfer für die Hingeschiedenen. — 24
Bhudajagna, das Opfer für die bösen Genien. Kupfertaf. 4. — 34
Opfer und Verehrung des Lingam. Kupfertaf. 5. - — 41
Sühnungen, Waschungen, Gebethe, Wallfahrten Taf. 6. — 51
Gnanamádjam, oder die Einweihung zum Leben der Weisen. — 64
Ciaduráshrama, oder von den vier vorzüglichsten brahmanischen Instituten, insbesondre von den Samanen. Taf. 7. — 70
Sambhavam, oder die Entstehungsgeschichte der Welt und der Dinge bey den Indiern. - - — 82

Die Götterlehre.

Brahma. Taf 8. - - - — 94
Vishnu. Taf. 9. - - - — 99
Shiva. Taf. 10. - - - — 108
Sarasvadi. Taf. 11. - - — 113
Laekshmi. Taf. 12. - - - — 115
Párvadi oder Bhavani. Taf. 13. 14. - — 118
Trimurti, oder die indische Dreyeinigkeit. Taf. 15. - — 124
Von der Kupfertafel 16 f. die kürzern Zusätze im Anhange.

Shriráma. Taf. 17. 18. - - - S. 127
Krshna. Taf. 19. - - - — 135
Budha Taf 20. - - — 143
Die zehente irdische Erscheinung *Vishnu's.* Taf. 21. — 150
Gaenavadi oder *Ganésha.* Taf. 22. - - — 154
Jama. Taf 23. - - - — 160
Indra. Taf. 24. - - - — 164
Kámadéva Taf. 25. - - — 169
Subramannja. Taf 26. - - — 174
Vom Thierdienste. Taf. 27. - - - — 179

Die bürgerliche Verfassung.

Nalevarnnam, oder die vier brahmanische Kasten. Taf. 28. — 187
Kshetria, von der Regierung und dem Kriegsdienste. Taf. 29. — 196
Vajshjer, von dem Ackerbaue. Taf 30. - - — 205
Von dem Gebrauche des gemünzten Geldes in Indien. - — 215
Bemerkungen über die indischen Münzen im Museum des Cardinals Borgia zu Veletri. Taf. 31. - - — 221
Shudra, oder von den mechanischen Künsten. Taf. 32. — 230

DAS OPFER JAGAM,

welches der Sonne und den übrigen Planeten dargebracht zu werden pflegt.

Die Sonne erhält, dem Wörterbuche Amarasieha zufolge, im Brahmanischen mehrere Benennungen. So heisst sie z. B. Surya, ein Nahme, den viele Indische Könige führten. Fimala Dermasuriada ist daher der verdorbne Nahme des Königes von Candy auf der Insel Ceylan; denn da er aus der heiligen Samscridsprache entlehnt ist, wie sich dies sowohl aus dem genannten Wörterbuche, als auch aus der oben angeführten Benennung der Sonne ergiebt: so müsste er eigentlich Vimala Dharma Suryada geschrieben werden, da er denn eine Sonne von vorzüglicher Kraft oder Eigenschaft bezeichnet *). Aus diesem Nahmen des Königs nun leuchtet hinreichend ein, dass die heilige Samscridsprache auf jener Insel im Gebrauch war, und noch itzt bey religiösen Verrichtungen gewöhnlich ist. Bhagavadam, ein heiliges Indisches Werk, leitet die Abstammung der ersten Könige Indiens von der Sonne und dem Monde her **).

Ein andrer Nahme der Sonne ist Dvadashadma, d. h. die Seele der zwölf Zeichen des Thier-

*) Im siebenten Theil der *India orientalis Frfrt.* 1606. *Tab. X.* findet man richtige Abbildungen verschiedner Völker, Könige, Cäremonien u. s. w. durch die Georg Spielbergs und Caspar Balbus Seereisen erläutert werden.

**) S. *Sidharúbam seu grammatica Samscrdamica. Romae* 1790. *p.* 160. 161.

kreises. Auch finden noch folgende acht Benennungen von ihr Statt: Ahastara, d. i. der heftige Tag; Prabhagara, die leuchtende, Licht heraufführende; Taranni, das Gestirn; Grehabadi, der Herr und Gemahl der Sterne; Mitra, Sonne und Freund. Bey diesem letztern Nahmen ist zu bemerken, dass sich ursprünglich nach der Samscridsprache kein H in ihm befinde, und dass demnach Mithra, wie die Persier und Griechen es schrieben, eine Verfälschung ist *). Auch ist der Tadel sehr grundlos, welchen Thomas Hyde dafür hat erfahren müssen, dass er dem Worte Mithra die Bedeutung Freund gab. Diese Bedeutung hat es offenbar, wie das in der Samscrid- und Malabarischen Sprache abgefasste Wörterbuch des, der Sache völlig kundigen, Johann Ernst Hanxleden beweiset **).

Die achte Benennung der Sonne ist Hamsa, d. i. ein Schwan. Eben dieser Nahme wird in dem Buche Ciandrodayam einem Indischen Könige beygelegt. Auch Ibn Ahmed, ein Betrüger, der aus Persien gebürtig war, und in einem Dorfe, nahe bey Cahira lebte, hiess Hamsé ***). Es scheint daher, dass dieser Nahme vielleicht aus Indien zu den Persern und andern Nationen übergieng. Dies können die Brahmanen wenigstens mit vielem Rechte behaupten, so lange es nicht ausgemacht ist, dass die beygebrachten Nahmen, auch in der Persischen und Coptischen Sprache ursprünglich und eigenthümlich sind.

*) Mitra, das einige fälschlich Misra nennen, ist auch der Nahme vieler Brahmanen, von dem gleichfalls Mitridates abzuleiten ist.

**) Dies Wörterbuch befindet sich No. IX. unter den Handschriften in der Bibliothek der Congregation *de propaganda fide*, und führt den Titel: *Vocabulario da lingua Malavar.*

***) S. Adleri *Museum Cusicum Borgianum Velitris. Romae* 1782. *T. I. p.* 109.

Der neunte Nahme der Sonne iſt Aditya, durch welchen ſie als das erſte erſchaffene, oder vom Urbeginn an daſeyende Weſen charakteriſirt wird. Von ihm ſind gleichfalls viele Indiſche Könige benennt, z. B. Vikramaditya, die auſſerordentliche, oder heftige Sonne, von welchem Könige auch eine gewiſſe Zeitrechnung oder Aera ihren Nahmen erhalten hat *). Zehentens heiſst ſie ſchlechtweg Mártánda, d. i. die Sonne. Dieſen Nahmen führte der Vorfahr des itzigen Königes von Travancor: er hieſs nähmlich Víra Mártánda, oder die ſtarke Sonne. Die Sonne hat im Brahmaniſchen noch mehrere Beynahmen, die ihre verſchiednen Kräfte und Eigenſchaften darlegen, deren Erwähnung indeſſen hier überflüſſig iſt. Uebrigens ſind alle Nahmen der Sonne ſowohl, als des Mondes in der heiligen Schriftſprache der Brahmanen männlichen Geſchlechts, worüber man ausführlicher das genannte Wörterbuch Amaraſieha in dem Abſchnitte nachſehen kann, der die Ueberſchrift Sorggavarggam hat **).

Daſs die Brahmanen die Sonne und den Mond verehren, ſcheinen wenig engliſche und franzöſiſche Reiſende bemerkt zu haben, ob wohl die mehreſten unter ihnen mit vieler Redſeligkeit behaupten, ſie hätten die Lehrſätze der Brahmanen genau inne, und trügen ſie aufs beſte und beſtimmteſte vor. Was Plutarch ſehr richtig an einem Orte ***) von der allmähligen Entſtehung der Geſtirne- und Götterverehrung ſagt, dies wird im Verfolg des gegenwärtigen Werks, in Bezug auf die Brahmanen, aufs vollkommenſte beſtättigt werden. Macrobius †) nennt

*) S. die *Aſiatik reskearches p.* 286.

**) Vergl. auch des Verf. *Grammat. Samſcrdam. p.* 118.

***) *De placitis philoſophor. Lib. I. Paris* 1572.

†) *In Somnium Scipionis cap* 2 19. 20. *Saturnal. Lib. I. c.* 17. 18. 19. und an andern Stellen. Vergl. auch den Lactanz in ſeinem Buche der *diuinarum inſtitutionum.*

die Sonne, ganz in der Idee der Alten, „ein Gott höchſtähnliches Weſen, eine Quelle des himmliſchen Lichts, einen Leiter, Regierer und eine Intelligenz der Welt, das Herz des Himmels, die Mäsſigung der Welt, die Urheberin der irdiſchen Fruchtbarkeit, das Haupt und die Befruchterin der Welt, das Auge Jupiters, die Urheberin des Lebens aller Dinge, die Urſache der Fäulniſs, den Urſtof des Feuers." Darin, daſs die Sonne, unter verſchiedner Geſtalt und Form, eben ſo auch von den Aegyptiern, Chaldäern, Perſern und Scythen verehrt und angebetet würde, ſtimmt Clemens von Alexandrien, Curtius, Strabo, ja ſelbſt die heilige Schrift (*) mit Macrobius überein.

Wenn die Brahmanen der Sonne und den übrigen Planeten ein Opfer darzubringen beſchlieſsen, das Yágam heiſst, und ihr erſtes und vorzüglichſtes Opfer iſt, ſo bereiten ſie ſich auf folgende Art zu demſelben zu **): Hundert vorzüglich ſachkundige Brahmanen werden abgeſchickt um auf einem offenen und geräumigen Felde einen ſchicklichen Platz auszuwählen, auf dem das Opfer verrichtet werden kann. Iſt dieſer ausgemittelt, ſo begrenzen ſie ihn von vier Seiten, weihen die Erde unter vielen Gebeten ein, und vertreiben ſorgfältig die böſen Genien durch das Reinigungswaſſer, welches Tirtam heiſst, durch Beſprengung, oder durch einen Zweig des Baumes Máva, der ſonſt auch gewöhnlich Mangueira genannt wird, ein Symbol der Fruchtbarkeit und zugleich der Göttin Lekshmi, d. i. der Erde, geweiht iſt. Kurz, ſie exorciſiren den Ort, und reinigen ihn ganz nach der Art, wie

*) 4. B. d. Könige 23. 4.

**) Auch hat davon gehandelt der Capuciner Pater Norbert, Miſſionär auf Pondichery, in einem handſchriftlichen Werke, und zwar in demjenigen Paragraphen deſſelben, welcher die Ueberſchrift führt: *De initiatione Brahmanum.* Gleichfalls der Pater Johannes in einem Manuſcript das den Titel hat: *Noticia dos erros, que tem os gentios de Concão da India.*

ſie ihnen in dem Geſetze, von Verrichtung des Opfers Yagam, welches den Nahmen Yagiurvédam führt, vorgeſchrieben iſt. Dieſes Geſetz ſowohl, als überhaupt die Werke, welche von den Opfern handeln, ſollen, der Behauptung mehrerer Indiſchen Miſſionarien und vieler andern Schriftſteller zufolge, in einigen Vorſchriften mit denen übereinkommen, welche im dritten und vierten der Bücher Moſis gegeben ſind, und ſo könnten ſie vielleicht Nachahmung oder verderbte Uebertragung dieſer letztern ſeyn.

Iſt jener Ort nun eingeweiht, ſo wird eine Hütte oder ein Zelt errichtet, das mit gewebter Leinwand, oder Laub und Zweigen von Palmen umdeckt wird, und wenigſtens geräumig genug ſeyn muſs, um hundert Brahmaniſche Lehrer in ſich faſſen zu können, die beſonders zur Verrichtung des Opfers gewählt werden. Um dieſe ſtehen aber noch eine Menge andrer Brahmanen her, welche mit ihnen die Gebete verrichten, und deren Zahl ſich zuweilen auf zweytauſend beläuft. Ja, als im April des Jahrs 1787 der König von Cravancor das Opfer Yágam auf einer blühenden Wieſe beym Fluſſe Feira d'Alva verrichten lieſs, waren viertauſend Brahmanen dabey zugegen. Um jene Hütte ferner, ſind für die Amtsverrichtenden Brahmanen, mehrere Wohnungen angelegt, doch ſo, daſs ein viereckigter Zwiſchenraum übrig bleibt, und nun in der Mitte von allen die eigentliche Opferhütte ſteht. In dieſer ſelbſt aber befindet ſich eine viereckigte heilige Feuerſtelle, welche Kunda heiſst, und aus deren Mitte eine hölzerne Säule hervorragt. Auf dem obern Theile derſelben iſt ein Strick befeſtigt, der von beyden Seiten herab hängt, und von dem daher einige behaupten, es zeige die Freyheit an, welche der Mann habe, zwo Frauen zu heurathen; andre hingegen ſagen, es bezeichne die beyden Theile des Geſetzes, nähmlich Védángam und Védáſáram, d. h. die Form und das Weſen des Geſetzes, die Säule ſelbſt aber, welche Yúbam heiſst, ſey ein Bild der Feſtigkeit des Geſetzes. Bey dieſer pflegten ſonſt die Brahmaniſchen Frauen, auch wohl die Männer derſelben, ihrem

Guru, oder höchſten Lehrer, ein Bekenntniſs ihrer Vergehungen abzulegen, doch iſt dies itzt auſſer Gewohnheit gekommen.

An der heiligen Feuerſtelle, und um die Säule umher, werden neunerley Arten von Holz, welche den neun Planeten — denn ſo viele nehmen ſie an — heilig ſind, zuſammengetragen. Eben ſo viele Holzarten haben die Opfernden in den Händen, welche ſie, nachdem ſie dieſelben angezündet haben, auf die Feuerſtelle werfen, da ſie denn durch Hinzuthuung der Butter die Lebhaftigkeit und Gröſse des Feuers rege zu machen und zu unterhalten ſuchen. Zuvor aber, wenn jener Holzhaufe zuſammengetragen iſt, wird durch das ſchnelle Aneinanderreiben zweyer Stücke Holz vom Baume Araſu, ein Feuer erzeugt, und mit demſelben jener Holzhaufe angezündet. Wenn dies verrichtet iſt, ſo wird auf der Küſte von Coromandel von einem Hirten, auf der Malabariſchen Küſte aber von einem angeſehenen kriegeriſchen Nayre, ein Bock oder Widder, der ohne Fehl ſeyn muſs, in den Kreis der Opfernden, und vor den Altar geführt *). Alsdenn werden über dem Thiere viele Gebete verrichtet, ja ſogar mehrere Worte heimlich in die Ohren deſſelben geflüſtert, und mit der Hand ihm der Schlund zugedrückt. Iſt es nun auf dieſe Art geſtorben, ſo wird ſein Leib geöffnet, und die Leber herausgezogen. Dieſe wäſchet man denn in lauer Milch, beſtreicht ſie mit friſcher Butter, und ſetzt ſie weg, nachdem ſie zuerſt an der Sonne, dann aber über dem Feuer gebraten iſt. Mittlerweile wird der Bock ſelbſt geopfert, und der üble Geruch, indem er verbrennt, dadurch gemindert, daſs man Weihrauch, Muſscatennuſs und rothes Sandelholz zugleich ins Feuer wirft, wobey denn viele und innige Gebete an den Gott Mitra, Brahma, und

*) Die Indier ſchlachten das Opferthier nicht, ſondern tödten es durch Verhinderung des Odemholens, damit nichts mangelhaftes, ſondern etwas vollkommnes der Gottheit dargebracht werde. *Strabo* B. 15.

die übrigen Gottheiten gerichtet werden. Iſt das Brandopfer nun auf dieſe Art verzehrt, ſo werden die Stückchen der übriggebliebnen Bockleber, nebſt kleinen Broden, von geknetenem Roggenmehl an die umherſtehenden Brahmanen ausgetheilt, welche dieſelben zu der nähmlichen Zeit, wie der oberſte Opferprieſter niederſchlucken und aufeſſen müſſen.

Der Vorſteher des Opfers, oder der groſse Lehrer, welcher Yágiamán heiſst, muſs etwas von dieſem heiligen Opferfeuer zu ſich nehmen, nach Hauſe bringen, und es dort ſein ganzes Leben hindurch bewahren und unterhalten, damit es nicht verlöſche. Daher halten die Indier auch diejenigen Prieſter, welche, wenn gleich nur einmahl, dieſes öffentliche und feyerliche Opfer verrichtet haben, dennoch ſehr hoch, und ſehen ſie für groſse Lehrer und vorzügliche Prieſter an. Wenn dieſe ſterben, ſo werden ſie auf einem Holzſtoſse verbrannt, der durch einen Funken von dieſem heiligen Feuer in Flammen geſetzt wird, damit ſie auf dieſe Art gereinigt und entſündigt, von der Strafe der Seelenwanderung frey ſeyn, und den Ruhm des Gottes Brahma erlangen mögen.

Dies iſt auch die Urſache, warum die alten Gymnoſophiſten ſich lebendig ins Feuer ſtürzten, um ihren Körper in demſelben verbrennen zu laſſen. Nach Strabo im 15ten Buche, befand ſich auf dem Denkmahle eines Indiſchen Geſandten, der an den Kaiſer Auguſt nach Rom abgeſchickt, aber von den Beſchwerden der Reiſe ſo mitgenommen war, daſs er zu Athen ſtarb und verbrannt wurde, folgende Inſchrift: „Hier liegt Larmaochagas (vielleicht ſollte es Dharmociaguen heiſsen) ein Indier aus Bargoſa, (Baroch) der ſich nach der väterlichen Gewohnheit der Indier unſterblich machte." Eben dieſem Geſchick unterzog ſich der Brahmane, Calanus, welchen Alexander der Groſse aus Indien nach Perſien geführt hatte, mit männlicher Standhaftigkeit. Von ihm kann man den Plutarch, in ſeiner Biographie Alexanders nachſehen, und den Porphyrius im vierten Buche von der Enthaltſamkeit,

wo folgende Worte eine besondere Aufmerksamkeit verdienen: „Die Brahmanen benehmen sich in Rücksicht des Todes so, wie wenn sie ihr Leben, bloss als einen der Natur nothwendig zu leistenden Dienst, wider Willen ertrügen, und daher eilten, die Seelen von den Körpern zu trennen. Für so gewiss und bestimmt also halten sie ein Leben der Seele nach dem Tode." Es ist daher läppisch und falsch, wenn einige den Brahmanen den Materialismus, Spinocismus oder Atheismus haben aufbürden wollen. Oder sollte wohl jemand lebendig ins Feuer springen, um seinen Körper zu vernichten, wenn er nicht die Hoffnung hegte, ein grösseres Gut zu erlangen?

Ob das Opfer Yágam mit irgend einem ägyptischen, oder dem israelitischen Widderopfer verglichen werden dürfe, lasse ich dahin gestellt seyn. In einigen Indischen Tempeln wird die Sonne auf einem Wagen und Viergespann dargestellt *). Bey dieser, und andern Abbildungen, vorzüglich bey denjenigen, welche auf Triumphwägen, in welchen zur Zeit eines öffentlichen Aufzugs, die Götterbildnisse pflegen geführt zu werden, dargestellt sind, hält die Sonne, oder Súrya, als Urheberin der irdischen Fruchbarkeit, eine Lotusblume in der Hand. Diese nämlich ist, das erste Erzeugniss der Sonne und des Wassers, der erste Sprössling der Wärme und der Feuchtigkeit, und als solcher das Symbol der Fruchtbarkeit. Unter denjenigen Gottheiten des alten Tempels auf der Elephanten-Insel, welche Niebuhr **) beschrieben, und in Kupferstichen beygefügt hat, befindet sich auch eine Darstellung der Indischen Dreyeinigkeit, nähmlich des Brahma, Vischnu und Shiva, welche einige Hamsá, d. i.

*) S. *Asiatik resheарches or Transactions of the society instituted in Bengal. Volume the first. p.* 262. *Calcutta* 1788. Ins deutsche übersetzt von Fink und Kleuker. Riga 1795.

*) Reisebeschreibung nach Arabien. Bd. II. Taf. 6. Kopenhagen, 1778.

d. i. Schwäne oder Gänfe unter fich hat. Aus diefem Attribut fcheint es als gewifs angenommen werden zu können, dafs eine jener drey Figuren fymbolifch die Sonne darftelle *).

Der Mond heifst bey den Brahmanen Ciandra oder Soma, und ift männlichen Gefchlechts. Man bringt ihm Opfer von Kräutern, welche zerftofsen werden, und deren Saft die Opfernden alsdenn trinken. Der, welcher als Oberopferer diefe Darbringung verrichtet, heifst Somabadi, und das Opfer felbft Somayágam. Die Kräuter werden durch kurze Ausdrücke, die fich mit Hum anfangen, und mit Om enden, und deren Bedeutung diefe ift: „Willft du? ich will, es gefchehe. Amen!" eingeweiht **). Dafs die Perfer auch von diefem Opfer Kenntnifs gehabt haben, erfieht man aus Plutarchs Befchreibung des der Mitra dargebrachten Opfers in feinem Buche über die Ifis. Zugleich aber wird man bey ihm auch gewahr, auf welche fonderbare Art dies alles von den Griechen umgebildet und verunftaltet wurde.

Von dem Nahmen des Mondes Ciandra, oder wie einige fälfchlich fchreiben, Chandra oder Shandra, haben gleichfalls viele Indifche Könige Benennungen erhalten, daher fie als zwo befondre Linien unterfchieden werden, in deren einer fich nämlich nach Angabe des erften Verfes im Gedichte Bhágavadam, die von der Sonne, in der andern aber die von dem Monde abftammenden Könige befinden.

*) Von der Mitra und ihren Opfern bey den Perfern, wie bey andern Völkern, fehe man CALMET *Diff. de Moloch Deo Ammonitarum.* DE PAW *Recherches philofophiques fur les Chinois. Vol. I.* p. 315. PLVTARCH. *de Ifide.* Q. CVRTIVS *Lib. III. c.* 3. und das *Alphabet. Tibet. p.* 81.

**) Ueber die Wörterchen Hum und Om, f. m. in des Verfaff. *Diff. in linguam famfcrdamicam.*

Dafs die Indier die Tage der Woche von der Sonne, vom Monde, und von andern Planeten benennen, hat fchon der Pater Befchi*) und neulich der Abt Laurentius Hervas**) bemerkt. Wie aber die Sonne, der Mond, und die übrigen Planeten in der heiligen Schriftfprache, dem Samfcrid nämlich, mehrere Nahmen und Epithete haben, was wir vorhin bey dem aus dem Wörterbuche Amarafieha beygebrachten Nahmen der Sonne fahen, eben fo bezeichnen die Indier auch mit diefen mancherley Nahmen und Benennungen jene Planeten, obwohl fie alle eine und dieselbe dem Subject eigenthümliche Bedeutung haben. So bezeichnete Aaditya und Surya die Sonne, daher die Tamuler Aaditya Kilami, oder Vháyarakilami, d. i. Tag der Sonne, fagen. Auf gleiche Weife weichen mehr oder minder die Ceylaner, Indoftaner, Marafter, Canariner, Talinganer, Carnatenfer, Bengaler und Nepalenfer von einander ab, obwohl alle Benennungen jener Völker überall aus einer und derfelben, nähmlich aus der heiligen Samfcrid - Schriftfprache, herkommen, daher bey ihnen der Mond Tin, Soma, oder Ciandra genannt wird, woraus nachher Tinguelafzicia und Sòmavàram entfteht, welches eins wie das andre, den Tag des Mondes (Montag) anzeigt.

Der Mars heifst Ciova, Mangalen, oder der gute und glückliche; der Merkur Budha, Budhin, Bodh, Budho, welches einen Geift, Verftand, oder eine Intelligenz, d. i. den herrfchenden Genius des Planeten bezeichnet. Jupiter heifst Brahafpadi, gewöhnlich Vyàfha. Die Venus, welche männlichen Gefchlechts ift, heifst bald

*) *Grammatica latino - tamulica, Trangambariae typis Miffionis Danicae.* 1739. *p.* 159.

**) *Aritmetica delle nazioni e divifione del tempo fra gli orientali; opera dell' Abate Don Lorenzo Hervas. In Cefena.* 1786. *p.* 188. wo die Tage der Woche in mehrern Indifchen Sprachen, obwohl nicht ohne Fehler, beygebracht find.

Shucra, bald Ushena, bald Velly. Der Saturn endlich bestimmt unter den Nahmen Ciani, Shani, Manda, Pangu, Gauri und Kàla, den letzten Tag der Woche. Zu diesen kann man noch zween andre Planeten, Ràhu und Kédu, zählen, von welchen die Brahmanen, dem Pater Hanxleden zufolge im allgemeinen Index zu seinem Samscrid - Malabarisch - Portugisischen Wörterbuche, behaupten, dafs sie blofs zur Zeit einer Verfinsterung sichtbar sind. Daher es ein Irrthum von Sonnerat ist, wenn er sagt, dafs jene beyden Brahmanischen Planeten unser grosser Bär seyen *). Diesen neun Planeten also bringen die Brahmanen das Opfer Yágam, und verbrennen zu ihrer Ehre neunerley verschiedne Holzarten.

*) S. seine Reisen Th. I. S. 220. der Octav-Ausgabe.

H O M A M

das Feueropfer.

Das Feuer, dem das Opfer Homam dargebracht wird, heiſst Aghni, oder nach franzöſiſcher Ausſprache, Aguini. Im Abſchnitte Brahmavarggam des Wörterbuchs Amaraſieha, ferner im Buche Sambhavam, und an andern Stellen, wird dieſer Gottheit, welche ein Genius iſt, eine Frau zugeſchrieben, welche Aghnay oder Sváhà heiſst. Das Opfer Homam, oder das Feueropfer, wird an den angezognen Stellen der genannten Bücher, ſeines Vorzugs wegen, auch Devayagna, oder das göttliche Opfer genannt, welches deutlich genug beweiſet, welch eine groſse Gottheit das Feuer bey den Indiern iſt, und wie hoch dieſes Feueropfer geachtet wird. Auch wird keine ſchwierige, vorzügliche, heilige und bedeutende Handlung ohne vorhergegangne Verrichtung dieſes Opfers unternommen. Wenn die Knaben zum erſten Mahl in die Schule gehen, müſſen ſie dieſer Gottheit opfern. Wird eine Braut für den Sohn gewählt, ſo bringen die Aeltern zuvor dem Feuer ein Opfer. Wenn der in das Haus ihres neuvermählten Gatten geführten Braut, das Tály, oder Verheurathungszeichen angehängt wird, muſs ſie und ihr Bräutigam dieſem Gotte opfern. Lactanz behauptet etwas ähnliches von den Alten im allgemeinen *).

*) *De origine erroris*, *ſect.* 21. *A veteribus inſtitutum eſt, vt ſacramento ignis et aquae nuptiarum foedera ſanciantur, quod foetus animalium calore et humore corporentur, atque animentur ad vitam.*

Von dieſem Indiſchen Opfer reden verſchiedentlich die Schriftſteller, wie z. B. Sonnerat *), der Pater Norbert, der Pater Johannes von Brito **), und die Verfaſſer der obenangeführten Aſiatiſchen Unterſuchungen ***), wo ſie das feyerlichere Opfer dieſer Art beſchreiben. Wird es weniger feyerlich begangen, ſo iſt auch zur Verrichtung deſſelben ein Brahmane hinreichend, nur muſs er ohne Fehl ſeyn, ſeinen Körper gebadet, und ſich weiſs angekleidet haben. Dieſer beginnet das Werk, indem er auf einer kleinen Bank, welche Pidam genannt wird, ſitzt, und Gebete (Slogam) oder gewiſſe Verſe herſagt. Vor ihm muſs eine Handglocke, eine liegend brennende Fackel, und ein Gefäſs mit aufgelöſster Butter, oder bey Ermangelung deren, mit Cocosöl, ſtehen. Ringsumher liegen groſse Blätter der Indiſchen, Banana genannten, Feige, auf welche um die heilige Feuerſtätte her die Materie zum Opfer gelegt und vertheilt wird. Dieſe Materie aber beſteht aus ſogenanntem ſineſiſchen Adlerholz, das, wenn es ja zu haben iſt, ſehr geſchätzt wird, ferner aus rothem Sandelholz, Kampherholz, Muſcatennuſs, Bdellium, Wacholderkörnern, Zuckerrohr, Datteln, Baſilicum, Reis, aus dem Mark der Bäume Hala, Vepa und andrer, wie auch aus der Rinde, den Blüthen und Blättern dieſer Bäume. In Benutzung dieſer Dinge zum Opfer weichen die Brahmanen von einander ab, ſo wie die Schriftſteller in Erwähnung derſelben, denn bald halten ſie dies, bald jenes für nothwendiger und erforderlicher. Sind nun dieſe Dinge zum Opfer auf dem Heerde, oder in der viereckigten Grube zurecht gelegt: ſo werden ſie mit einer Fackel angezündet. Wenn ſie Feuer gefaſst haben, wird mit einer Glocke ein Zeichen gegeben, und Butter zum ſchnellern Auflodern des Feuers, dazu gelegt. Hat das Holz nun ſtärkere Flamme gefaſst: ſo werden Blumen, Reiſs oder andere verzehrbare Dinge, nach dem Gutdünken deſſen, der das Ofer verrich-

*) *In* ſeinen Reiſen Th. I. der Quartausgabe.

**) S. die vorhin angeführten Werke dieſer beyden Männer.

***) *On the Trial by ordeal among the Hindus. p.* 400. 401.

ten läſst, dazu geſchüttet, und heimliche Gebete, welche Mandram heiſsen, von dem Brahmaniſchen Opferprieſter hergeſagt. Faſt alle dieſe Gebete beginnen in ihren einzelnen Abtheilungen mit dem Worte Hum, und endigen ſich mit Om. Doch giebt es auch mehrere Reden, die im Anfange das Wörtchen Om, am Ende aber Svahà haben, z. B. Om Kſhira gopalaje ſvaha, d. h. Om, es geſchehe, Milch werde hervorgebracht, o Hirtengott, ſvaha. Dies Gebet wird hergeſagt, wenn für eine der es an Milch zur Nahrung ihres Kindes fehlt, der Gott Krſhna, als Hirte der Kühe angerufen wird, jenen Mangel zu heben. In dieſem Gebete, iſt, wie geſagt, Svaha das letzte Wort, und dieſes überſetzt Goverdhan Caul in ſeinen Anmerkungen zur Indiſchen Litteratur *) durch: es möge. Ich glaube indeſſen in meiner Diſſertation über die Samſcridſprache, deutlich erwieſen zu haben, daſs ſchon das Wörtchen Om, ſo viel ſey, als: ach, daſs es geſchehe, es möge! u. ſ. w. Daraus würde nun folgen, daſs ein und derſelbe Ausruf des Wunſches, in dieſen Gebeten zwiefach ſtehe, was nicht wahrſcheinlich iſt. Mir ſcheint ſvahá daher eher die gewöhnliche Zuſammenziehung zu ſeyn von ſváhá, welches eine Göttin, nähmlich die Gemahlin des Feuers bezeichnet, die alsdenn beſonders durch dieſe Gebete angerufen wird, wenn man durch ein Opfer des Feuers, ihres Gemahls, etwas von irgend einem Gotte erfleht. Die Brahmanen verehren, wie die Perſer und Tibetaner, das Feuer, doch nicht wie dieſe, allein daher, weil es mächtiger iſt als die übrigen Elemente, ſondern vorzüglich fürchten und verehren ſie's, weil ſie ſich unter der Geſtalt deſſelben, den Iſhvara, Shiva oder Herrn und gröſseſten Indiſchen Gott, den Rächer, Richter und Vernichter aller Dinge, welcher ihnen Shaſtava heiſst, vorſtellen, ſo daſs man von den Brahmanen als wahr und

*) S. Abhandlungen über die Geſchichte und Alterthümer der Künſte, Wiſſenſchaften u. ſ. w. Aſiens, von Sir William Jones und andern Mitgliedern der Geſellſchaft zu Calcutta, aus dem Engl. von Kleuker 1795. Bd. I. p. 275 u. f.

gewiſs behaupten kann, daſs ſie unter dem Symbol des Feuers den wahren Gott verehren. Auch fehlt es ihnen nicht an andern Gründen zur Anbetung des Feuers *). „Bey den Indiern, ſagt Plutarch **), kämpfen die keuſchen und ihre Männer liebenden Frauen um das Feuer. Die Siegerin im Kampfe wird von den übrigen Frauen glücklich geprieſen und in Lobgeſängen erhoben, weil ſie zugleich mit ihrem verſtorbnen Gatten verbrannt wird. Auch iſt keiner der Weiſen dieſes Landes einer Verehrung werth gehalten, wenn er nicht lebend, und bey vollen Kräften der Seele wie des Körpers, jene von dieſem durchs Feuer abſondert, und ſo nach Hinwegwaſchung ſeiner Sterblichkeit, rein von den Schlacken ſeiner irdiſchen Natur, hinſcheidet." Wenn dieſe Sitte je ſtatt fand, und unter den Brahmanen allgemein war, ſo iſt ſie doch itzt in Bezug auf das männliche Geſchlecht nicht mehr üblich. Unter den verwittweten Frauen in Bengalen und an wenigen andern Orten Indiens indeſſen, iſt dieſe Sitte noch herrſchend, und Sonnerat ***) hat zwey Kupfer geliefert, auf deren einem eine Wittwe vorgeſtellt iſt, die dem Scheiterhaufen entgegeneilet, um ſich ſogleich mit dem Körper ihres Mannes verbrennen zu laſſen. Die andre Kupferplatte ſtellt Indier dar, welche über glühende Kohlen hinwandeln. Hierher gehört auch das zwey und zwanzigſte Blatt der Abbildungen zur Spilbergiſchen Seereiſe, auf welchem ſich die Zeichnung des Begräbniſſes der Könige und Prieſter zu Pegu befindet.

Die Brahmanen behaupten unter andern, im Buche Prabanciaſrshti, daſs die Welt durch Feuer werde vernichtet werden; eine Behauptung, die auch bey den Malabaren gäng und gäbe iſt, wie der Pater Ildefons berichtet †).

*) S. den Plato beym Clemens von Alexandrien, und dieſen ſelbſt *ſtromat. Lib.* 5. §. 235. *Diog. Laert. Lib.* 9. *p.* 244.

**) *An vitioſitas etc.*

***) *Voyage aux Indes orientales et à la Chine. à Paris* 1782. 4. *T. I.*

†) In ſeiner unter den Handſchriften der Bibliothek der *Congregatio de propaganda fide*, *No* 20. befindlichen Schrift: *De creatione mundi ex ſyſtemate Brahmanico*, *Cap.* 3. 4.

Wenn dieſe Abends eine Leuchte in ihr Schlafzimmer oder Vorgemach tragen, ſo begrüſſen und verehren ſie das Licht derſelben, indem ſie beyde Hände bis an die Stirne erheben. Die Frauen aber ſchütten, wenn ſie gegen die Nacht das Feuer verwahren und auf dem Heerde bedecken, wenige Reiſskörner in daſſelbe, und opfern der Göttin Lekshmi, der Bona dea oder der Ceres, damit dieſe die Feldfrüchte vor einem Brande ſchützen möge. Eine angezündete Lampe pflegt ſogar auch am Tage, und um Mittag, vor neuverehelichten Leuten vorausgetragen zu werden, aber vorzüglich vor der Braut her, wenn ſie ins Haus ihres Bräutigams geführt wird, welches ich oft mit eignen Augen angeſehen, und wobey ich bemerkt habe, daſs dies nicht ſo leicht ohne gewiſſe Myſterien verrichtet ward. Auch befindet ſich im Muſeum des Cardinal Borgia zu Velitri, ein an eben dieſem Orte aufgefundnes, in ſeiner Art einziges und ſeltnes Denkmal der alten Göttin der Oefen *).

Niebuhr erzählt **), daſs zu Surata eine Gerberfamilie lebe, welche von ſich rühmt, daſs ſie zweyhundert Jahre hindurch ohne Unterlaſs, ein heiliges Feuer aufbewahrt habe und verehre ***) Q. Curtius ſagt an einer Stelle, wo er vom Feuer bey den Perſern handelt †): „Darius rief die Sonne, die Mithra (nach dem Samſcrid Mitra, wie wir geſehen haben) und das heilige und ewige Feuer an, daſs dieſe

*) *Facta Dea eſt Fornax, laeti ſornace coloni*
Orant ut fruges temperet illa ſuas.
Ovid. Fastor. p. 525.

**) In ſeiner Reiſebeſchreibung Bd. 2.

***) Vergl. *Iuſti Lipſii excurſ. I. in Taciti annales*, und den *Tit. Liv.* über das Feuer der Veſta, und die Geſchäfte der veſtaliſchen Jungfrauen bey den Römern.

†) *De rebus geſtis Alexandri Magni Lib. 4. Cap. 10.*

diese ihnen eine, des angeerbten Ruhmes, und des Andenkens ihrer Vorfahren würdige, Tapferkeit einhauchen möchten." Hier sind aus Unkunde der Sprache, die Sonne und Mitra verschieden genannt, und zwo Benennungen für eine und dieselbe Sache beygebracht, so, dass man glauben sollte, es seyen hier zwo verschiedne Gottheiten aufgeführt. Eine Abbildung der persischen Gottheit Mitra, wie sie auf einem Stiere, dem Symbol der Erde, sitzt, nebst folgender Inschrift: *Nama Sebesis* dem unbesiegten Sonnengotte Mitra, befindet sich in der Villa Pinciana der Familie Borghese. Fast eben so reutet auch der Indische Gott Shiva auf einem Stiere.

DAS OPFER TUKAM,

und andre Menschenopfer.

Die ersten Opfer, welche die Menschen der Gottheit darbrachten, als Beweis ihrer Verehrung und Anerkennung derselben, und als Mittel sich ihr Wohlwollen zu erwerben, bestanden in Feldfrüchten *). Die Indier haben noch bis auf den heutigen Tag diese Art der Opfer besonders beybehalten, und ihre gewöhnlichen, fast möchte ich sagen, täglichen Opfer, bestehen aus Reiss, Cocosnüssen, Butter, Oel, Banana Feigen, Blumen und Baumfrüchten. Da dieses Volk von sanfter Gemüthsart, und der Seelenwanderung zugethan ist: so hat es einen Abscheu vor dem Blute, und aus sichrer Quelle hab' ich's erfahren, dass viele Brahmanen deshalb nicht gerne dem Opfer Jagam beywohnen, weil zu demselben ein schuldloser Bock hingewürgt wird, und diejenigen, welche gegenwärtig sind, gezwungen werden, einen Theil der Leber dieses Thieres aufzuessen. Aus eben dieser Ursache bitten auch die Opferpriester auf's angelegentlichste ihren Gott Brahma, und beschwören ihn, bevor der Bock hingewürgt wird, dass er ihnen die Tödtung dieses Thieres nicht als ein Vergehen zurechnen möge, indem sie dieselbe blos in der Absicht verrichteten, um dem Gesetze Gnüge zu leisten.

*) S. 1. B. Mos. Cap. 2.

Wie indessen bey andern, und vielen Nationen, sey's zur Abwendung eines grofsen Uebels, oder zur Befänftigung erzürnter Gottheiten und böser Genien, welchen sie jenes Uebel zuschrieben, allmählig blutige Opfer Sitte wurden: so kam es auch in Indien späterhin nach und nach auf, dem Gotte Shiva oder dem Feuer einen Stier zum Opfer zu schlachten. Wie alt indessen dieses erste mit einer Blutvergiefsung verbundne Opfer sey, erhellet daraus, dafs in *dem* Buche Judhishtira dieses einzigen Opfers mit folgenden Worten Erwähnung geschieht: Vba hrda pashu Rudra, d. h. Rudra (der auch Shiva heifst) dem ein Stier dargebracht ist *). Diesem blutigen Opfer folgte die Abschlachtung der Häne, die heut zu Tage in Indien üblich ist, und die Stelle andrer blutigen Opfer vertritt.

Viele erzählen, dafs der Göttin Bhágavadi oder Gängadevi, welche, nach ihrer Art den Gottesdienst aller Völker zu verunstalten, vielleicht die Diana Taurica der *Griechen* ist, in Indien Menschen geopfert seyen; auch erzählt dies der vor vielen andern in der Verfassung Indiens erfahrne Roger **). So mag denn das itzt im südlichen Indien so genannte Opfer Tukam, wahrscheinlich ein Ueberbleibsel jenes Menschenopfers seyn. Es wird aber nach keiner Vorschrift der Brahmanen verrichtet, obwohl diese ihm beyzuwohnen pflegen, sondern blos aus tumultuarischer Devotion eines mit glühender Einbildungskraft begabten, und hartnäckig an seinen alten Gewohnheiten hängenden Volkes.

Wenn im Monate März der Festtag der Göttin Bhágavadi eintritt: so werden vor den Thüren ihres Tempels, nicht von den Brahmanen, sondern von den Nayren, und

*) Vergl. Rogers offene Thüre zu dem verborgenen Heidenthum Nürnberg, 1663. So kommen denn die Perser, Indier und die abgöttischen Israeliten in Opferung eines Stiers für die *Sonne*, oder Mitra, überein.

**) Am angeführten Ort.

von Leuten aus andern niedrigern Ständen, mehrere Häne geschlachtet, und indem noch das Blut dampfet, hoch in die Luft geworfen, damit das herabträufelnde und überall versprützte Blut, die Erde und die Tempelpfosten besprengen möge. Hierauf diengt man für Geld irgend einen der Gottheit ergebnen Menschen, damit er sich einen eisernen Hacken durch den Rücken schieben, und so in freyer Luft schwebend, mit einem Degen in der Hand, an einer tragbaren Maschine aufhängen lasse. Indem er nun so hängend dem umherstehenden, und in ungeheurer Menge versammelten Volke, das Ende seines Leidens verkündigt, wird er unter Glockenklang in der nähmlichen Stellung drey Mahl um den ganzen Tempel getragen, wobey das Volk ihm Beyfall zuruft, ihn glücklich preisst, und sich selbst in glühenden, aber tumultuarischen Gebeten, seiner Göttin Bhágavadi empfiehlt. Nach Beendigung dieser dreymahligen Kreistragung, wird der Mensch herabgelassen, der Haken wird herausgenommen, die Wunden werden ausgewaschen, das Blut ausgetrocknet, und nun erhält er, entweder von den Vorstehern des Tempels, oder andern Gottergebnen Leuten seine Belohnung. Aus Spielbergs Seereisen *) erhellet, dass zu seiner Zeit eben dieses Fest auf der Küste Coromandel Statt gefunden habe, wie denn dort auch auf der vier und zwanzigsten Kupfertafel, eben diese Art der Opferung, da ein Mensch an eisernen Haken hoch in der Luft schwebt, abgebildet ist. „Die abgöttischen Priester, sagt Spielberg, lassen nach einer Anmahnung zur Busse die Seile herab, fassen den an ihnen schwebenden Büssenden an beyden Schultern, und führen ihn zum Pagodo **), oder zu ihrem Götzen hin, wo er so noch an den eisernen Haken hängend, dreymahl den Götzen

*) Theil 7. Cap. 34. S. 96.

**) Es sollte eigentlich Bhágavadi heissen, denn dieser Nahme ist in das gewöhnliche Pagodo umgeformt und verunstaltet worden.

grüssen, seine Brust schlagen, und noch manches andre verrichten muss, bis man ihn denn wieder frey lässt."

Dieses Götzenbild ist mit Flügeln und Hörnern versehen, hat herabhängende Brüste, und gewährt ohngeachtet seiner weiblichen Gestalt, doch, wie man denken und auf Spielbergs angeführter Kupfertafel sehen kann, ein gräsliches Ansehn. Es ist fast keinem Zweifel unterworfen, dass dieses eben die Göttin Bhágavadi ist, welche unter einer wenig verschiednen Gestalt auf der malabarischen Küste, und in Bengalen unter dem Nahmen Gaengadévi verehrt wird. Dies also ist das Opfer jenes verjährten Bengalischen Teufels, welches Nahmens sich einige ältere Schriftsteller für dieses Menschenopfer bedient haben.

Dergleichen Menschenopfer sind aber in Indien nicht so ganz aus der Sitte gekommen, dass sie nicht noch itzt zuweilen eintreten sollten. So erzählt man, dass ein Brahmane, als der König Víramártanda von Travancor im Jahre 1746 gegen die übrigen kleinen malabarischen Könige zu Felde zog, und bey den Flüssen Paravur, Cenganáda und Ceravá Hindernisse vorfand, funfzehen Kinder, theils aus dem christlichen Fischerstamme, theils aus dem Heidenstamme der Sheger oder Ciáner, in einer stürmischen Nacht, da Niemand so etwas vermuthete, geraubt, und ins Schloss Tiruvándara gebracht habe. Hier wurden diese Kleinen nun von den Brahmanen mit vielen Gebeten, abergläubischen Cäremonien und Opfern eingeweiht, und nachdem man sie mit Kupferplatten behangen hatte, auf denen sich mancherley superstitiöse Inschriften befanden, begrub man sie lebendig in vier Gegenden jenes Orts. Diese Begebenheit setzte die Küstenbewohner in solches Schrecken, dass mehrere Familien von dort entflohen, und ihre Kinder solchen Nachstellungen zu entziehen suchten. Selbst itzt ist das Andenken an diese Begebenheit auf der malabarischen Küste noch nicht verloschen *).

*) Ich besitze eine holländisch verfasste Geschichte dieser Begebenheit, welche der Pater Francisco Cruz Fernandez, ein eingebohrner malabarischer Priester, verfasst hat.

Aus dem bisher gesagten also erhellet, dass die Brahmanen sich nicht ganz menschlicher Opfer enthalten, und irre ich nicht, so geschieht solcher Opfer mit unter auch in ihren Schriften Erwähnung. In dem Abschnitte Brahmavarggam des Wörterbuchs Amarasiuha, wird ein Opfer der Fremden oder Auswärtigen genannt, welches Mànuszayagna heisst, und dies Wort bezeichnet das Opfer eines Menschen. Der Pater Biscoping merkt in seinem samscrid - malabarisch - portugisischen Wörterbuche bey diesem Worte an, dass es ein Opfer für die auswärtigen Brahmanen bezeichne*); doch scheint es noch etwas andres anzudeuten, und da das Wörterbuch Amarasiuha, das älteste Buch der Brahmanen, dieses Wort anführt, die Brahmanen aber selten die ursprünglichen Bedeutungen der Wörter kennen, oder, wenn sie dieselben auch kennen, doch nicht leicht jemanden entdecken: so könnte es wohl der Fall seyn, dass jenes Opfer des Menschen, welches unter den brahmanischen eines der ältesten ist, die wirkliche Hinopferung eines Menschen bezeichnete.

Von den Wittwen in Indien, die sich dem Scheiterhaufen überliefern **), muss ich noch bemerken, dass auf der malabarischen Küste diese Sitte schon längst abgeschaft ist; und so begeben sich nun dergleichen Wittwen entweder in ihr mütterliches Haus zurück, oder sie widmen sich einem Dienste in irgend einem Tempel. Die Nothwendigkeit sich zu verbrennen, gieng vormals bey einigen Frauen, denn alle opferten sich ohnedies nicht durchs Feuer hin, aus einem freywilligen ehelichen Vertrage hervor. Doch gab es der Veranlassungen dazu noch mehrere; und hierher

*) *Sacrificio para os Brahmanes foresteiros.*

**) Von diesen Wittwen s. den Sonnerat in seiner Reise Bd. I. wo er diese Frauen beklagt; ferner Spielbergs und Balbus Seereisen, den Pater Vincentius *à S. Catharina Senensi Lib.* 3. *Cap.* 28. *p.* 322. seiner *Viaggio all' Indie orientali. In Roma* 1672.

gehört die herrſchende Meynung bey den Indiern, daſs man durchs Feuer gereinigt und erhalten werde; ferner der häufige Miſsbrauch des Giftes, den die Männer fürchteten. Ja da dieſe, wie die Könige ſelbſt, oft der Kriege wegen abweſend waren, ſo wünſchten ſie die Treue ihrer Weiber, durch ein Geſetz, durch die öffentliche Meynung, ja endlich ſogar durch Feuer und Tod, befeſtigt und beſtätigt zu ſehen. Sonnerat und le Mierre, betrauern gar ſehr dieſe Indiſche Sitte, und wünſchten ſtatt ihrer lieber eine Mehrheit und Gemeinſchaft der Frauen eingeführt zu ſehen; ja der letztere von dieſen Männern rührte das Pariſer Publikum nicht wenig durch eine zweymahlige tragiſche Vorſtellung einer malabariſchen Wittwe, die zum Scheiterhaufen geführt wird *). Dieſen Critikern fremder Sitten, und Lobrednern der Menſchlichkeit, hat indeſſen de Coſſigni, zwar kurz, doch bündig geantwortet **).

*) *La veuve du Malabar. Tragedie en cinq actes, par Mr. le* MIERRE. *à Paris* 1786.

**) *Lettre à Mr.* SONNERAT *par Mr.* CHARPENTIER *de* COSSIGNY 1784 *A L'ile de France p.* 10.

PIDRUJAGNAM,

oder die Opfer für Verstorbne.

Wer da behauptet, daſs die aſiatiſchen Völker keine Unſterblichkeit der Seele glauben, zeigt ſich von der Seite eines Unkundigen und Unerfahrnen in der Geſchichte jener Nationen, oder er muſs für einen boshaften Verfälſcher alter aſiatiſcher Ueberlieferungen gelten. Von dem alten Glauben an eine Seelenwanderung und Unſterblichkeit bey den Tibetanern, hat uns Georgi *) nähere Nachricht gegeben. Von den Peguanern und Siamern berichten dies Pivati **), Spielberg ***), der Abt Choiſy †) und Floueſt in ſeiner Reiſebeſchreibung, welche alle die jährlichen Cäremonien, Darbringungen, Gebete und mannichfachen Opfer für die Verſtorbnen, ja endlich die Art und Weiſe des Begräbniſſes ſelbſt, welche auf dieſen Glauben hinweiſet, beſchreiben. Ueber die jährlichen Begräbniſsfeſte und Opfer für die Verſtorbenen bey den Sineſen, klagt der Verfaſſer der philoſophiſchen Unterſuchungen über dieſes

*) *In Alphab. Tibetano p.* 263. 235. 270. 181. 199.

**) *In Dictionario. Tom.* 8.

***) In ſeinen Seereiſen Th. VII. S. 113.

†) *Voyage au Siam.*

dieses Volk *), indem er den grossen Aufwand des sinesischen Volks, und den Betrug der Mönche zu Laok mit Unwillen darstellt, da diese letztern zu ihrem Vortheile dergleichen Opfer und Cäremonien für die Seelen der Verstorbenen in Sina eingeführt haben, und noch bis auf den heutigen Tag unterhalten sollen. Doch der Mann möchte gerne seinen Materialism den Asiatern empfehlen, und so ist's kein Wunder, wenn er's ungerne sieht, dass etwas bey *ihnen* seinen Ideen nicht angemessen ist.

Die Brahmanen nehmen zwey geistige Wesen, oder Seelen im Menschen an; nähmlich ein vernünftig geistiges Wesen, das sie Gíven, und ein empfindendes, das sie Prànen nennen. Dieses letztere, welches sich in Allen ohne Unterschied befindet, ist dem Untergange unterworfen: jenes erstere hingegen dauert nach dem Tode fort, wird durch Wanderungen von seinen Fehlern gereinigt, ja ist auch so lange den Strafen der Unterwelt ausgesetzt, bis *es endlich* entsündigt, ihrer fast pythagoreisch-platonischen Behauptung zufolge, Theilnehmer einer ewigen Glückseligkeit wird **). Eine Muthmassung kann ich bey der Gelegenheit nicht unterdrücken, nähmlich diese, ob nicht vielleicht Pythagoras diese ganze Lehre von den Brahmanen hergenommen, und so zuerst seinen Schülern vorgetragen habe. Wenigstens sagt Clemens von Alexandrien, dass die Brahmanen unter den Philosophen zuerst diese Lehre bekannt gemacht, indess die griechischen Weisen, die Stoiker nähmlich, Demokrit und Epikur***), hier-

*) Th. 2. Abschn. 8. von der Religion der Sinesen.

**) Strabo im funfzehenten Buche sagt: „Von der Seele und von andern Dingen reden (die Brahmanen) auf ähnliche Art. Auch sie bringen einige Erzählungen bey, wie Plato von der Unsterblichkeit der Seele."

***) Ueber diese s. den Plutarch *de placitis philosophorum*.

über sehr schiefe Meinungen äusserten. Dass aber die alten Brahmanen die Seele für geistig und unsterblich hielten, sagen nicht allein Strabo und Porphyrius, sondern noch mehr wird dies dadurch bestätigt, dass, wie ich vorhin schon erwähnte, einige Gymnosophisten sich ins Feuer stürzten, um, durch dieses von Fehlern gereiniget, ihre Seele des Genusses einer ewigen Glückseligkeit fähig zu machen *). Woher aber die grosse Kühnheit und Festigkeit bey diesen Indischen Philosophen? Woher anders, als aus dem Glauben an Unsterblichkeit, und aus der Ueberzeugung, dass die Seele, wenn sie durchs Feuer gereinigt ist, sich einer ewigen Glückseligkeit zu erfreuen habe. Eben dieser Meinung sind auch die heutigen Brahmanen noch. In einem ihrer Bücher, das Ciandro dejam heisst und sich im Borgianischen Museum befindet, heisst's daher: „durch Frömmigkeit und Ergebung muss man dem „himmlischen Ruhme nachstreben, denn wem gute Werke

*) Eine auffallende Stelle ist die bey Philo, in seinem Buche: *Quod omnis probus sit liber.* Hier läfst er den Indier Calanus folgendermassen an Alexander den Grossen schreiben: „Ca- „lanus an Alexander Deine Räthe, die uns nicht auf „die entfernteste Art kennen, suchen dich dahin zu bewegen, „den Indischen Philosophen Gewalt anzuthun. Unsre Körper „magst du immerhin von einem Orte an einen andern versetzen, „unsre Seelen aber wirst du eben so wenig zwingen etwas wi- „der ihren Willen zu thun, als du Ziegel und Steine zum Reden „zu zwingen im Stande bist. Zwar verursacht das Feuer be- „lebten Körpern die heftigsten Schmerzen, und zieht ihren „Untergang nach sich; wir aber verachten es, und verbrennen „uns bey lebendigem Leibe." Was die Brahmanen vom Calanus sagen, findet man beym Palladius über die Sitten der Brahmanen. Eben das erzählt auch Clemens von Alexandrien von ihnen, *Stromat. Lib.* 4. §. 212. Strabo im angeführten funfzehenten Buche sagt von den Brahmanen, dass sie vieles über den Tod zu reden wüssten; dass sie dieses Leben mit der Empfängniss des Menschen verglichen, den Tod aber für die Geburt zu einem eigentlichen und glücklichen Leben für diejenigen hielten, welche wahre Weise wären, und dass sie sich daher gar angelegentlich zum Tode vorbereiteten.

„fehlen, dem wird ohnfehlbar die Unterwelt zu Theil. „Nach den Werken, die man hienieden verrichtet, wird „auch das Maſs der Belohnung oder Strafe in einer andern „Welt beſtimmt."

Mehrerer dergleichen Belege, welche ich aus den *Büchern* Sambhavam und Bhiſhma parvam beybringen könnte, übergehe ich. Genug, ſo viel iſt gewiſs, daſs die *Brahmanen* glauben, die Seelen, welche in dieſer Welt *ihre* Sünden noch nicht abgebüſst haben, würden nach dem Tode gereinigt, dauerten fort, und würden fähig eine ewige Glückſeligkeit zu erlangen. Daher nun ihre Sorge für die Seelen der Abgeſchiednen; daher das Opfer für die Seelen ihrer Eltern, welches ſie Pidrajagnam nennen; daher endlich die jährlich zu Gebeten und Darbringungen für Verſtorbne beſtimmten Tage, an welchen jene Cäremonie pflegt begangen zu werden, die auf der malabariſchen Küſte Ciáttam oder Andaciàttam, in andern Gegenden aber Cerándakarmam oder Pidrukarmam heiſst.

Am Tage vor dieſer Cäremonie, ladet der Sohn oder Erbe des Verſtorbnen dreyzehen Brahmanen ein, welche vom Auſſatze, oder einem ſonſtigen Flekken am Körper frey ſeyn müſſen. Auch ihre Frauen dürfen ſich gerade um dieſe Zeit, weder in der Schwangerſchaft, noch in ihrer monatlichen Reinigung, noch im Kindbette befinden: denn die Reinheit des Körpers galt faſt zu allen Zeiten, und bey allen alten Nationen, für ein Haupterforderniſs bey Opfern. Das Haus des Verſtorbnen wird, wenn es gereinigt iſt, mit Weihrauch oder andern aromatiſchen Düften angefüllt, und der Boden der Zimmer mit dem in Waſſer aufgelöſstem Auswurf von Kühen beſtrichen. Die Söhne, die Witwe und die Verwandten, beſcheeren ſich die Haare, und baden ſich, um nur ja rein zu ſeyn, in einem Fluſſe. Ein viereckigter Tiſch wird in einem Zimmer zubereitet, und auf denſelben das Bildniſs des Gottes Viſchnu geſtellt. Vor dieſem Bildniſſe werden Tularſiblätter, von einer Pflanze, die mit unſerm wilden Ocinium einige Aehnlichkeit hat, verbrannt. Der Sohn zeichnet mit einer etwas

feuchten Materie, die aus dem Staube von Sandelholz und von getrockneten Kuhunrathe besteht, und Bhasma heisst, ein göttliches Zeichen, Terunàma auf die Stirne, und umwindet den Hals mit dem bey dieser Gelegenheit gewöhnlichen Gebets-Kranze, der Rudràkſham heisst. Nachdem dies geschehen ist, wird mit einer ehernen Glokke ein Zeichen zum Opfer gegeben, und die Brahmanen sagen zu dreyen Mahlen mit erhobener Stimme: Hara, Shiva, Mahádéva. Dies kurze Gebeth besteht aus den Attributen des Gottes Ishvara, als des ewigen Gottes, Rächers und Richters der Verstorbenen. Hara! o rächender Gott! Shiva, o guter Gott! Mahádéva, o grosser Gott! Nach Verrichtung dieses Gebets, legen sie die Hand gegen das Gesicht, und murmeln einige Zeit zwischen den Zähnen hin, wie wenn sie die Seele des Abgeschiedenen wieder aufwecken, und hervorrufen wollten. Um das Götzenbild her sitzen an der nördlichen Seite des Zimmers vier Brahmanen, zween aber an der südlichen Seite, welche die Unglücksgeister vorstellen. Hinter diesen stehen sieben andre Brahmanen, welche, wie einige behaupten, die sieben letzten noch anzustellenden Wanderungen des Verstorbenen, nach andern aber die sieben letzten schon zurückgelegten Umwandelungen desselben, anzeigen. An der Thüre des Gemachs sitzen nun noch zween andre auf einer kleinen Bank, welche den Himmel und die Unterwelt darstellen. Neben diesen Bänken wird das Kleid des Verstorbenen hingelegt, ferner ein Schweisstuch, ein kupfernes, und im Fall, dass dies nicht bey der Hand wäre, ein aus Blättern der Bananafeige verfertigtes Gefäss, Staub vom getrockneten Kuhunrathe, ein wenig Erde aus dem Ganges, und etwas gelbe Erde aus dem Tempel Jagarnat, auf die man denn den meisten Werth zu legen pflegt, wenn sie durch büssende Joguis herbeygebracht ist. Auf dem Tische aber, neben dem Götzenbilde, werden vier mit Oel gefüllte Lampen angezündet.

Ist nun alles beschriebener Massen angeordnet, so giessen die Brahmanen, indem sie ihr Gesicht gegen den

Aufgang der Sonne wenden, Waſſer aus einem Gefäſse in das andre, beſprützen das Zimmer, waſchen ſich dreymahl die Hände, und beten eben ſo oft. Hierauf mahlen ſie mit dem vorhinerwähnten Staube von Kuhunrath und mit der gelben Erde den heiligen Nahmen an ihre Stirne. In eben dieſe flüſſig gemachte Maſſe tauchen ſie denn ein kleines Rad, und eine Meerſchnecke, oder gröſsere Schneckenmuſchel, als die künſtlich gearbeiteten Inſignien des Gottes Viſchnu, und drücken das erſtere gegen die Schläfe, oder das linke Ohr, die Muſchel aber gegen die linke Hand, und dies in der Abſicht, um dem Gotte Viſchnu ähnlich zu werden, dem ſie dienen, und um die Myſterien deſſelben, von denen wir weiter unten ausführlicher reden werden, durch dieſe Inſignien vorzuſtellen. Mit dieſen Kennzeichen alſo geſchmückt, ſprechen ſie vier und zwanzig geheime, heilige und myſteriöſe Worte her, indem ſie ſich mit dem Geſichte gegen den Aufgang der Sonne hinwenden, in welche Gegend ſie denn auch, wenn die Cäremonie nähmlich vor dem Mittage verrichtet wird, mit den Daumen und Mittelfinger Waſſer ſprützen; daſſelbe aber thun ſie gegen den Untergang der Sonne zu, wenn das Opfer erſt nach der Mittagszeit dargebracht wird. Hieraus ſollte man faſt ſchlieſsen, daſs jene Worte Bezug hätten auf eine gewiſſe Anbetung der Sonne, als Symbol des wahren Gottes.

Nachdem dies geſchehen iſt, bedecken ſie mit dem Daumen, Zeigefinger, und Mittelfinger das Geſicht und verſchlieſsen die Naſe, worauf ſie denn faſt eine ganze Stunde im tiefſten Stillſchweigen und im Nachdenken zubringen. Jedes, auch das kleinſte, Geräuſch giebt dabey eine üble Vorbedeutung: und würde dies Stillſchweigen durch irgend einen Zufall unterbrochen, ſo müſste die Cäremonie ganz von neuem begangen werden. Hat endlich jenes tiefe Nachdenken ſein Ende erreicht: ſo werden auf einen neben dem Bildniſſe des Viſhnu ſtehenden Tiſch *Tularſi*blätter, rothes Sandelholz, Begon, Campher, Wachholderbeeren, Reis, Darba- und Brangaras-Blätter, welche mir unbekannt ſind, gelegt. Nachdem hierauf der das

Amt bey dieſer Cäremonie verrichtende Prieſter, oder der oberſte Opferprieſter, eine Rede an den Gott Viſhnu gerichtet hat: erlaubt er dem Sohne oder Erben des Verſtorbenen zu opfern, und dieſer giebt nun jenen obenerwähnten ſieben Brahmanen, indem ſie aufſtehen, zwey Darbablätter, eben ſo viele Gerſtenkörner, und ein Tularſiblatt, welches alles ſie ihm denn aufs Haupt legen: worauf ihn der Amt verrichtende Prieſter ermahnt, daſs er die Ausſchweifung und Begierde (Kàma), den Zorn (Krodha), die Furcht (Bhajam), den Ehrgeiz und Stolz (Abhimànam), den Geiz (Lobham), und jeden anderweitigen böſen Wunſch (Aasha), ja endlich die Hoffnung auf Menſchen aus ſeinem Herzen verbannen, und dagegen allein auf Gott ſeine Zuverſicht ſetzen möge. Nach dieſer Ermahnung waſchen die Brahmanen das Bildniſs ihres Gottes, mahlen den heiligen oder göttlichen Nahmen auf die Stirne deſſelben, zünden eine Kampferlampe an, und nun wird in einem kupfernen Gefäſse Weihrauch, rothes Sandelholz, Reis, und was ich ſonſt noch vorhin ſchon nannte, vor dem Bildniſſe des Gottes Viſhnu verbrannt; doch muſs der Sohn oder Erbe des Verſtorbenen dieſes Opfer anzünden. Indem dieſes geſchieht, beten die Brahmanen, und jedes Mahl, daſs ſie wieder eins von jenen erwähnten Dingen ins Feuer werfen, ſagen ſie alle zugleich auch gewiſſe neue, geheimniſsvolle Worte her.

Iſt nun die ganze Opfermaſſe verbrannt, ſo wäſchet der Sohn des Abgeſchiednen die Füſse der Brahmanen, giebt jedem von ihnen mit einer Kniebeugung einen neuen brahmaniſchen Schultergürtel, und ſprengt darauf mit zuſammengefügten Händen Waſſer gegen die linke Seite hin, um dadurch die Unſterblichkeit der Götter, ſo wie die der Seele des Verſtorbnen anzudeuten. Auch legt er in die Hand aller Brahmanen, die ſich indeſs wieder geſetzt haben, ein wenig Honig, woran ſie ämſig lecken, um die Süſſigkeit des himmliſchen Ruhms zu bezeichnen, den die entſündigte Seele genieſsen ſoll.

Endlich folgt nach Indiſcher Sitte ein trefliches Mahl, oder ein Abendſchmauſs, bey welchem alle Gerichte zuerſt

dem Gotte Vifhnu dargeboten werden. Diefe Gerichte nun find folgende: Reis in Milch und Linfen in Waffer abgekocht, welche letztern mit Butter und Zucker angemacht in irdenen Gefäfsen aufgetragen werden; ferner Indifches, aus Reis, oder einer fonftigen Kornfrucht angefertigtes Brod; Stücken Zuckerrohr, das Ciarkara oder gewöhnlicher noch Jagara heifst; eine füfse Maffe aus dem Safte des Zuckerrohrs und der Cocosnufs, oder eigentlicher aus der Frucht der Palme verfertigt; grüner oder frifcher Ingwer mit Zucker angemacht; Mufcatennufs in füfsem Safte; eingemachte Limonien; abgekochte, frifche und gefäuerte Milch, und endlich mancherley Kräuter und kleinere Wurzeln in frifcher Butter gefotten, doch mit gänzlichem Ausfchlufs aller gelben oder fonftigen Rüben, Knoblauch, Zwiebeln, Kürbiffe und andrer blehender, unverdaulicher, oder den Inftinkt regemachender Gemüfse und Gewächfe.

Sind diefe Speifen zubereitet, fo werden fie vom Oberpriefter mit Tularfiblättern, die in's Reinigungswaffer (Tirtam) eingetaucht find, befprengt und eingefegnet, und alsdenn, nachdem fich das Waffer durch die Hände abgezogen hat, dem Bildniffe des Gottes Vifhnu dargeboten mit den Worten: „Herr, was wir dir jetzt darbringen, „find deine Gefchenke!" (Vifhnu nähmlich ift Gott Erhalter.) Hierauf beten die Verwandten und Eltern des Verftorbnen, indem fie die Nahmen der Götter hernennen, ihren, den hundert und acht Jahren des Gottes Brahma zu Ehren, aus eben fo vielen Kügelchen beftehenden, Rofenkranz (Rudráksham) herab, und mittlerweile wird das Götzenbild mit Leinwand überdeckt. Die Brahmanen fetzen fich drauf einzeln mit feitwärts gedrehten Füfsen, auf geflochtene Matten hin, und effen, im Fall Teller vorhanden find, von diefen; wo aber nicht, von untergelegten Blättern der Banana-Feige, die feften Speifen allein mit der rechten Hand, die flüffigen aber mit *Löffeln*, welche aus den Blättern des Baumes Máva verfertigt find. Nach Beendigung des Mahls werden dann ein und achtzig Brode aus Reis gebacken. Sieben von die-

ſen Broden werden den Raben preiſs gegeben, vierzehentehalb den Katzen, vierzehen den Hunden, ein und zwanzig den Kühen, ſechszehen andre werden in eben ſo viele Winkel des Hauſes für die Ratten und Mäuſe hingelegt, und zehentehalb werden unter die Armen ausgetheilt. Alle dieſe Zahlen enthaltan brahmaniſch- pythagoreiſche Geheimniſſe, deren Erklärung wir nicht zu geben im Stande ſind. Iſt auf dieſe Art endlich das Opfer verrichtet, ſo bezahlt der Sohn oder Erbe des Verſtorbnen, wenn ſein Vermögen es zuläſst, zwey Pagoden, oder faſt vier römiſche Scudi an jeden Brahmanen. Dieſe Cäremonie dauert dreyſsig Tage, aber nur am erſten Tage wird ſie feyerlich begangen. Die Nayren und Banianen, als die gewöhnlichen Nachahmer der Brahmanen, und die nächſten auf ſie folgenden Caſten, ahmen auch dieſe Feyerlichkeit nach *).

Ob

*) Im Muſeum des Cardinal Borgia zu Velitri befindet ſich ein authentiſches Gemählde, welches den Himmel der Tibetaniſchen Umwandelungen, nach der Vorſtellung der Lamaiſchen Schule, abbildet. Dieſes Gemählde findet ſich in Kupfer geſtochen beym *Alphab. Tibetano* Taf. 2. zu S. 487. wo der gelehrte Pater Georgi auch weitläuftig den Kreislauf jener Umwandelungen oder Wanderungen erläutert hat. Daſs aber die Tibetaner dieſen Kreislauf und dieſen Lehrſatz von den Brahmanen erhalten haben, dafür bürgt nicht allein jenes ſchreckliche, mit drey Augen verſehene Bild des Rächers Shiva, der bey den Brahmanen Sháſtáva heiſst, ſondern auch der Gott Jáma, der Diener des Shiva, der Herr des Todes und Richter der Unterwelt, welcher bey den Tibetanern *Scin-ce-cio-kjel* heiſst, und deſſen Beynahmen oder Epithete das Wörterbuch Amaraſinha im Abſchnitte Sorggavarggam, anführt. Dies aber wird gänzlich auſſer allen Zweifel geſetzt, wenn man bemerkt, daſs jene zwölf Symbole, die ſich im gröſseſten äuſſern Cirkel befinden, mit Samſcrid- oder brahmaniſcher Schrift überſchrieben ſind. So z. B. hat Marik-pa, die Ueberſchrift des erſten Zeichens, bey den Tibetanern keinen Sinn; bey den Brahmanen hingegen bezeichnet es den Vergeſslichen. Die Ueberſchrift des zweyten Zeichens, Duſce, deutet bey den Tibetanern den Hang zum Böſen, bey den Brahmanen die Bosheit an. Und was von den Inſchriften dieſer

Ob diese Cäremonien übrigens, und die aus ihnen hervorleuchtenden Lehrsätze mehr mit ähnlichen Gebräuchen und Lehren der Hebräer, oder der Aegypter übereinstimmen, dies bleibe der Untersuchung Andrer überlassen.

dieser beyden galt, gilt auch von denen der übrigen. Hieraus leuchtet nun deutlich ein, daſs die Tibetaner und Brahmanen nicht allein in Rückſicht auf ihre Lehrſätze und Götter mit einander übereinſtimmen, ſondern auch, daſs die Behauptung gegründet ſey, welche ich in meiner Sprachlehre über den Samſcrid vorgetragen habe, nähmlich, daſs die liturgiſchen Benennungen und Wörter, von Indien aus nach Tibet herübergetragen ſind.

BHUDAJAGNA,

oder das den bösen Genien gewöhnlich dargebrachte Opfer.

Die Brahmanen behaupten einstimmig mit dem ganzen Alterthume, dass es gewisse böse Genien oder Dämonen gebe. Als solche werden unter andern Göttern und Genien, im Wörterbuche Amarasinha, Abschnitt Sorggavarggam, folgende beyde, Pishásza und Bhuda, aufgezählt. An eben dieser Stelle werden auch Pàriszada und Rudra, d. h. die Thränenerweckenden Genien, unter den Dienern des Gottes Shiva, des Rächers und Zerstöhrers, des Richters und Wiedervergelters, genannt. Noch andre aber sind die Guhjaga, oder Teufel und Gespenster, denen die Sorge für Hölen und unterirdische Oerter überlassen ist. Alle diese führen den Nahmen Asvapna, d. h. die nicht schlummernden Geister. Andre Geister, z. B. Kàma, die Begierde, Varuna, der Genius des Wassers, u. s. w. heissen Adidinanana, d. i. Söhne der Göttin Adidi und des Gottes Cashjaba.

Von diesen verschieden sind diejenigen, welche Asura oder Ràkshasa heissen, und von welchen hin und wieder in den Büchern der Indier die Rede ist. Der

Lehrer und Meiſter dieſer Genien, Titanen *) oder Giganten, iſt Shukra oder die Venus, welcher Planet bey den Brahmanen männlichen Geſchlechts iſt. Dieſen böſen Geiſtern ſtehen die guten Götter oder Genien, unter dem Nahmen Dévaguel entgegen, deren Anführer Brahaſpadi oder der Planet Jupiter iſt. Zwiſchen beyden Geniengeſchlechtern fielen, wie mehrere Indiſche Schriftſteller erzählen, furchtbare Kämpfe vor, indem die Erſtern den Himmel einzunehmen, den himmliſchen Trank, und die himmliſche Speiſe, oder Amrdam zu erbeuten, und die Welt in den Abgrund zu ſtürzen ſuchten. Die letztern aber kämpften für die Welt, für den Himmel, und für den Trank der Unſterblichkeit. Da nichts destoweniger die guten Genien den böſen unterlagen, wandten ſich jene mit einer Bitte um Beyſtand an Viſchnu, durch deſſen Hülfe denn auch Himmel und Erde vom Untergange errettet ward.

Viele und wichtige Gründe machen es glaublich, daſs dieſe Geiſter oder Genien guter und böſer Art, auf die Aſtronomie, die Himmelwelt und die Planeten, Bezug haben. Denn einmal heiſsen ſie Schüler der beyden Planeten, wie das Wörterbuch Amaraſinha, und das ganze Buch Sambhavam beweiſet. Für's andre ſo werden die Planeten in eben dieſen Büchern, Weſen von einſamer, beſchaulicher Lebensart, Rathgeber und Lehrer genannt, welchen die guten wie die böſen Genien Folge leiſten, indem ſie in zwo Schulen oder Sekten, als böſe und gute Geiſter nähmlich, eingetheilt werden **). Die Planeten aber

*) Titan, Satan und das gewöhliche malabariſche Ceitán ſcheinen alle von dem einzigen Worte im Samſcrid Deityà oder Ditya herzukommen, welches im Wörterbuche Amaraſinha, Abſchnitt 1. erläutert wird.

**) Nähmlich nach Maaſsgabe des guten oder böſen Einfluſſes auf irdiſche Weſen, von dem man noch itzt viel in Indien träumt.

ſind wahre ſchweigende und ruhende Weſen, und indem ſie ſich hier und dorthin im Kreislaufe bewegen, theilen ſie andern Geſtirnen ihr Licht mit. Stünde mir nicht die Kürze der Zeit, und die eigentliche Abſicht dieſer Schrift entgegen, ſo könnte ich das, was ich ſo eben von dem Bezug ſagte, in welchem die Genien auf die Planeten ſtehen, zur höchſten Evidenz aus Indiſchen Schriften beweiſen. Daher aber kann ich auch der Meinung des Jakob Banniſter *) und andrer Gelehrten nicht beytreten, welche dieſe guten und böſen Götter auf den Kampf der Elemente unter einander zurückführen, und die Luft, das Feuer, den Wind, den Aether u. ſ. w. unter ihnen verſtehen.

Dämonen der erſten Art alſo ſind diejenigen, welche die Indier fürchten und anbeten. Unter denen der zwoten Art, iſt jener Irania berühmt, welchen Viſhnu beſiegte **). Andre berühmte Giganten ſind Bhimen, Râvana und Mâdhu ***). Es iſt mehr als wahrſcheinlich, daſs einige Könige, ja ſogar Geiſtliche und Indiſche Weltweiſe, von jenen himmliſchen Geiſtern oder Genien, den Belebern, Lenkern und Führern der Planeten und andrer Geſtirne, ihre Nahmen auf eben die Art erhalten haben, wie wir unſern Kindern Engelnahmen aus der Bibel u. ſ. w. beyzulegen pflegen. Ja ich würde faſt glauben, durch wahre und unwiderlegliche Gründe es darthun zu können, daſs aus der Ordnung, Würde, dem Syſtem, der Lenkung, Kenntniſs, allegoriſchen Kraft und Heiligkeit jener Geiſter, nicht nur die Philoſophie und ihre Sekten, die religiöſe Verehrung der Planeten und Elemente, die Nahmen der

*) S. deſſelben *Tableau des arts et des ſciences depuis les tems les plus reculés jusqu'au ſiecle d'Alexandre le grand; à Paris.* 1786.

**) Nach der erſten Strophe des berühmten Buchs Mâgha, die ich S. 66 meiner Sprachlehre über den Samſcrid ganz angeführt habe.

***) Vom Bhimen redet das Buch Judhishtiravigeam Cap. 7 Slogam d. h. Strophe) 50. 51. 52. Ferner vom Râvana handelt das Buch Râmajanam, vom Mâdhu aber das Buch Bhâgavadam.

Könige und viele Gesetze, sondern auch ein groser Theil der Indischen Geschichte, und selbst die brahmanische Religion herzuleiten sey; ja sogar die irdische Welt, scheint bey den Indern nach dem System ihrer himmlischen eingerichtet zu seyn. Doch die deutliche und einleuchtende Darstellung dieser übrigens wahren und gewissen Meinung, so wie die ausführliche Untersuchung des Entstehens der Inder, ihrer Sekten, Philosophie, Astronomie und Religion, würde das Maaſs meiner Kräfte übersteigen. Die vorzüglichsten Belege indessen will ich weiter unten beybringen, und aus diesen wird sich folgendes hoffentlich deutlich genug ergeben: Erstens, daſs nach dem auf irdische Wesen angewandten System der Himmelskörper, die Indischen Könige Sonnen und Monde sind. (Der Mond ist im Samscrid gleichfalls männlichen Geschlechts.) Zweytens, daſs die Planeten Saturn, Merkur, Venus, Jupiter u. s. w. alle männlichen Geschlechts bey den Brahmanen, Philosophen, Räthe, Geistliche, beschauliche Leute und *Lehrer* vorstellen *). Drittens, daſs die guten und bösen Genien oder Titanen, welche Schüler der Planeten, und Gestirne im himmlischen Heere sind, gute und böse Menschen auf der Erde bezeichnen **), d. h. Freunde oder Feinde der Kenntnisse, Gesetze, Künste, des Friedens und des Reiches, und daſs demnach die Indischen Kriege und ihre Geschichte, mit dem System der himmlischen Weltkörper und mit Allegorien verwebt sey ***). Viertens endlich,

*) Diese Munis oder Rishis, d. h. Planeten, nennt Sonnerat S. 270 der Oktavausgabe, Patriarchen, und legt dadurch seine Unkunde der heiligen und gemeinen Indischen Sprache an den Tag.

**) Auch Makrobius äussert den Gedanken, daſs die Giganten wohl nichts anders, als boshafte Menschen möchten gewesen seyn. S. SATURN. *Lib. I. cap* 20.

***) Man erzählt, jene Giganten oder Sterbliche Titanen und Menschenfresser hielten ihre Zusammenkünfte auf der Insel Andamani im Reiche Pegu.

daſs ihre Philoſophie über irdiſche Dinge, mit der Aſtronomie und dem Syſtem der himmliſchen Weltkörper innig zuſammenhange.

Dies nun iſt der eigentliche Schlüſſel zu allen Wiſſenſchaften und Schriften der Inder, und da die älteſte aſiatiſche wiſſenſchaftliche Kenntniſs aus der Aſtronomie entſprungen iſt: ſo folgt daraus auch, daſs die Philoſophie, die bürgerliche Verfaſſung und die Schriften der Inder ſehr alt ſeyn müſſen. Doch geht die eigentliche älteſte Epoche ihrer Geſchichte nicht über die Noachiſche Fluth hinaus, wie ſich dies unwiderlegbar aus dem heiligen Buche Bhàgavadam darthun läſst.

Doch, ich kehre von dieſer Abſchweifung wieder zur Hauptſache zurück.

Den böſen Genien, umherſchweifenden Nachtgeſpenſtern, und den Schlangen, welche letztern gleichfalls zu den böſen Gottheiten gezählt werden, errichtet und weihet man einige Steine unter einer kleinen Hütte, damit ſie gleichſam an dieſe ihre Wohnung gefeſſelt, nicht in Häuſern und Gärten ihr Weſen treiben mögen. Solche Steinhaufen ſahe ich oft. Knox bemerkt, daſs es deren auch in Ceylon gäbe, und Niebuhr hat ſie gleichfalls auf der Elephanteninſel geſehen. Gottesfürchtigere Leute pflegen ihnen zur Nachtzeit auch wohl brennende Leuchten hinzuſtellen.

Auf der malabariſchen Küſte glaubt man, wie der Pater Ildephons bemerkt, daſs es gewiſſe Dämonen gebe, die man Kutticiàtten nennt, und von denen der Pöbel behauptet, daſs ſie ſchon gewiſſen Leuten erſchienen ſeyen. Will man nun irgend jemand einen Schaden zufügen, ſo ſtellt man in ſeinem Garten einen Stein auf, an den man den Dämon, zum Schaden der benachbarten Perſonen und Sachen, durch gewiſſe Beſchwörungsformeln glaubt binden zu können.

Im Muſeum des Cardinal Borgia befindet ſich eine gemahlte, in Malabarien ſehr bekannte Gottheit, welche Ciardháva oder der Feuerſpeyer heiſst, und deren Abbildung man auf der vierten Kupfertafel ſieht. Dieſer ſchreckliche, zum Niederſchmettern immer bereite Gott, iſt ein und eben derſelbe mit dem auf Ceylan verehrten Jacca oder Ciaka. Die Handſchrift, welche ich über die Religion der Ceylaner vor mir habe, giebt folgende Beſchreibung der genannten Gottheit: „Jacca wird dargeſtellt mit feuerſpeiendem Munde, funkelnden Augen, und in die Höhe gehobnen, zum Schlagen bereiten Armen. Die Ceylaner verfertigen ihm eine Hütte; dieſe ſchmücken ſie mit Blättern, Zweigen und Blumen, und bringen Waffen, oder Inſtrumente (nämlich Lanzen, Schwerdter u. ſ. w.) und mancherley Speiſen (wie z. B. Reis, Banánafeigen, Kuchen und dergl.) hinein. Mittlerweile ſchlagen ſie zur Nachtzeit bey einer Leuchte, die Trommel, ſingen, tanzen u. ſ. w."

Eben ſo pflegt man ſich auf der malabariſchen und Coromandelküſte gegen den Ciardháva zu benehmen. Wenn ein Dämon, böſer Genius oder Kutticiàtten aus einem Hauſe oder Garten ſoll vertrieben werden: ſo ſchlagen ſie mit Glokken und Klappern, eine Sitte in welcher die Inder mit den Aegyptern übereinkommen, welche letztern nähmlich ihren Typhon gleichfalls mit einem Klingbecken zu verſcheüchen pflegten. Ciardháva bezeichnet eigentlich einen Speier; mit einem andern Nahmen aber heiſst er in der heiligen Schriftſprache der Brahmanen Shâſtava, der Rächer. Da dieſer Nahme indeſſen eigenthümlich dem Gotte Shiva zukommt: ſo läſst ſich daraus folgern, daſs dieſe fürchterliche Geſtalten und rächenden Gottheiten, auf jenen, als das Oberhaupt unter ihnen, müſſen zurükgeführt werden. Wenn die nachtheiligen Würkungen eines Dämon in einem Hauſe nicht nachlaſſen: ſo pflegt man einen Hahn abzuſchlachten, und ihm *denſelben* zu opfern. Doch iſt dies nicht ſowohl eine Sitte der Brahmanen, als vielmehr der niedrigern Caſten.

Folgendes ist eine Beschwörformel, durch welche ein Dämon auf acht Jahre aus einem Hause vertrieben wird. *Om! vadi vilague codi, codi vilague vadi purajum màttan, nàttil varuvàjvàn, vittil annejaivan kettyten, ettànde kàlam oshiciu pòga svahà.* Das heisst: „Möge doch, o Svaha, bey dieser Epheu-bey dieser Pfefferpflanze, bey ihren Zweigen und bey ihren Ranken, beschwör ich dich, Kettytten*) aus diesem Hause weichen, nicht wieder in diese Gegend kommen, nicht diesem Hause in acht Jahren sich nahen können **)!" Diese und ähnliche Beschwörungsformeln enthält eine meiner auf Baumrinde abgefassten Handschriften, die von Gifttränken und Bezauberungen handelt ***).

*) Kettytten und Muttytten sind Nahmen gewisser Dämonen unter dem Volke.

**) Von ähnliehen Beyspielen des Aberglaubens unter den Indern, so wie von dergleichen vorhin erwähnten Opfern, redet schon Strabo im funfzehenden Buche.

***) Mehrere Handschriften dieser Art, befinden sich in der Bibliothek der Congregation *de propaganda fide*, und in der vormaligen königlichen Bibliothek zu Paris, worüber man das von Stephan Fourmont angefertigte, und im Jahr 1739 gedruckte Verzeichniss der daselbst befindlichen Indischen Handschriften nachsehen kann.

Das

Das Opfer und die Verehrung

des

L I N G A M.

Bevor ich die Verehrung des Lingam zu beschreiben anfange, will ich mit wenigen Worten noch der übrigen in der brahmanischen Religion gewöhnlichen Opfer gedenken.

Dem Gotte Brahma, als dem Schöpfer und Gründer aller irdischen Dinge, bringen die Brahmanen ein Opfer dar, welches Brahmajágnam, oder Brahmajágam heisst. Werde ich es weiter unten unumstösslich dargethan haben, dass Brahma nichts anders sey, als die Urmaterie, oder Erde, so wird daraus denn auch folgen, dass dieses Opfer der Elementarerde dargebracht werde. Nachdem nähmlich die Brahmanen den Befehlen des Gesetzes, wie den Verordnungen ihrer Philosophie zufolge, der Sonne, dem Monde, den anderweitigen Planeten und ihren Genien, durch Opfer und Gebete ihre Verehrung bewiesen haben, so fordert es nun die Ordnung der Dinge, dass sie auch den Elementen, d. h. der Erde, dem Wasser und dem Feuer, auf eine religiöse Art dienen. Dieses Opfer ist eben nicht sehr, ja fast gar nicht, von dem Feueropfer verschieden, nur dass in den Gebeten bey demselben öfter der Nahme Brahma vorkommt.

Das Opfer der auswärtigen oder besuchenden Freunde, welches Adithipùgia heisst, wird ohngefähr auf folgende Weise begangen. Nach Vollendung des Feueropfers, wird eine und dieselbe, dem Fremdlinge sowohl als seinem Wirthe gewogne Gottheit, deren Göttlichkeit beyde anerkennen, im Vordertheile des Hauses aufgestellt, und indem man betet, wird das Bildniss des Gottes mit Blumen bestreut. Nachher werden die Füsse des Fremden in lauem Wasser gewaschen, und dies ist nicht allein Zeichen der Friedlichkeit und Güte, sondern auch ein Zeichen und eine Pflichtsbezeigung der wechselseitigen religiösen Mittheilung.

Dieses Opfers geschieht Erwähnung im vierten Capitel des Buchs Judhishtira, wo erzählt wird, dass ein Indischer Mönch dasselbe in der Wohnung eines Königs, den er besuchte, verrichtet habe. Eben so wird in der Geschichte oder dem Gesange Dèvajànibhàjam, welcher in dem Buche Sambhavam oder Parànam enthalten ist, dieses uralten Opfers folgendermassen gedacht:

„Als Dèvajàni shukren, die Tochter eines Hesychasten *), Kacen, den Sohn eines Königs erblickte, empfieng sie ihn sogleich mit dem für Fremdlinge bestimmten Opfer, und durch das Wasser bey Abwaschung der Füsse, wie durch das Opfer der Blumen erfreut, sagte sie drauf zu Kacen: Guter und beglückter Jüngling, wie heissest du?"

Noch giebt es ein Blumenopfer, das Arkjam heisst, und das bald mit der Pflanze und den Blumen von Tularsy, bald mit röthlichen auf der malabarischen Küste Cettipùa genannten Blumen verrichtet wird. Das Bild desjenigen Götzen, dem man das Opfer darbringt, wird im Vorgemache der Wohnung auf einer untergelegten Decke, oder

*) Hesychasten sind nach dem Griechischen, Leute die sich einem schweigenden, ruhigen und beschaulichen Leben gewidmet haben.

auf dem Altare im Tempel aufgeſtellt, drauf betet man, nimmt mittlerweile mit dem Daumen, Zeige- und Mittelfinger allmählig aus einer nebenbeyſtehenden tiefen Schüſſel die Blumen, und ſtreut ſie über das Bildniſs des Götzen hin. Wenn ein König dieſem Opfer beywohnt, wie ihm denn der König von Travancor faſt täglich beyzuwohnen pflegt: ſo ſagt er ſelbſt mit den Opferprieſtern, indem die Brahmanen in einem Kreiſe umherſtehen, die Slogam oder Mandram, d. h. die heimlichen Gebete her. Folgendes iſt eine von vielen bey dieſen Gebeten üblichen Formeln:

Om! pránája prána pradishtája ſvahá

Om! givája gíva pradishtája ſvahá

Om! mandrája mandra pradishtája ſvahá

Om! tandrája tandra pradishtája ſvahá.

Om! Es geſchehe oder, möge doch! (befehlend und wünſchend) die Seele, oder der Geiſt Prána (die Brahmanen nähmlich laſſen fünf Geiſter im menſchlichen Körper gelten, und dieſe ſind Prána, Abána, Sámána, Udána, Vjána, und gehören zur ſinnlichen Seele) Möge doch Prána die ſinnliche oder empfindende Seele ſich gebildet erheben! Om! Möge doch die vernünftige (Gíva) und belebende Seele ſich gebildet erheben! Om! Möge doch unſre Rede (mandra) ſich gebildet erheben! Om! Möge doch dieſe Geſtalt (tandra) ſich gebildet erheben! Dies nun iſt einer zwiefachen Erklärung fähig. Entweder ſoll es dahin gehen, daſs die Seele des Götzen ſich erhebe, und jene Geſtalt belebe, welches ein ſichrer Beweiſs des Götzendienſtes ſeyn würde, oder daſs die umherſchweifenden, durch die Seelenwanderung noch nicht gereinigten Seelen der Verſtorbnen, durch dieſes Gebet und dieſe Verehrung erweckt werden, und endlich zur Ruhe, Unwandelbarkeit und Glückſeligkeit gelangen möchten. Dies letztere ſcheint der eigentliche Sinn dieſer Formel zu

ſeyn, denn indem die Blumen ausgeſtreut werden, und auch ſonſt wohl, auſſerhalb der Opferzeit, gehen die Leute einhundert und acht Mahl hinter einander in einem Kreiſe um das Bildniſs ihres Götzen, oder um den Tempel deſſelben her und beten. Dieſer Kreiſsgang ſoll, wie mir mein Freund Pajampalli Kurripu, der Cabinetsſchreiber des Königs von Travancor, ein der brahmaniſchen Religion ſehr zugethaner Mann ſagte, nicht nur den Kreiſslauf des Univerſums, den Lauf der Planeten, die Veränderung, und die durch Erzeugung und Vernichtung bewirkte allmählige Umwandelung aller geſchaffnen Weſen vorſtellen, ſondern vorzüglich auch die Umſchmelzung der Seelen bey den fortwährenden Wanderungen. Dieſen religiöſen Gebrauch ahmen auch die niedrigen Volksklaſſen nach, obwohl nur wenige die Bedeutung deſſelben kennen. Daher ſtellen ſie denn auch bey feyerlichen Feſten mitten unter Gebeten, häufige Umgehungen an, um die heiligen Bäume in den Hainen, um die unter dieſen Bäumen hingeſtellten Bildniſse der Gözzen und um die Tempel; ſie ſtreuen Blumen oder Seſamun hin, bringen ihren Gözzen und den Tempeln derſelben Reiſs, Cocosnüſſe, oder Oel als Opfer dar, und ermüden ihren Körper, wie ihre Seele durch Büſsungen, Gebete und Faſten. Mit einer ſo warmen Zuneigung verehren dieſe Völker, die wir Barbaren nennen, ihre Götter, und ſo ſorgſam ſind ſie, ihre Seele von jenen traurigen Wanderungen zu befreyen!

Doch, ich gehe zur Verehrung des Lingam über!

Daſs dieſe nicht allein bey den Indern, ſondern auch bey den Tibetanern ſtatt finde, habe ich durch unwiederlegliche Gründe, in meiner hiſtoriſch-critiſchen Diſſertation über die heilige Samſcridſprache, und in meinem Commentare zu einem Fragment des Buchs Bhâgavadam dargethan, wohin ich den, der ſich näher darüber zu unterrichten wünſcht, verweiſen muſs. Auf der zu dieſem Abſchnitte gehörigen Kupfertafel, befindet ſich das Bildniſs des Lingam, wie man es auf der malabariſchen Küſte hin und wieder neben den Tempeln und in heiligen Hainen

erblickt. Auch Sonnerat *) giebt eine Abbildung davon, und Pivati **), bey dem ſich auch eine beym feyerlichen Opfer der Tibetaner gewöhnliche, wie man ſagt, aus Gerſt in eine Kegelgeſtalt gebildete Maſſe befindet, welche der Pater Georgi***) gleichfalls liefert, nicht zu gedenken der Geſtalt oder des tibetaniſchen Gottes Hopam, die eben derſelbe beybringt ****) und welche vorgeſtellt wird mit einem in Lotus oder in dem weiblichen Empfängnifstheile befindlichen Lingam, den ſie in den Händen vor der Bruſt in die Höhe hält, und genau beobachtet †). Eben da ††) iſt auch der Lingam abgebildet, wie er ſich zur Seite des Throns befindet, auf welchem der groſse Lama ſitzt, und von dem er herab ſeine Segnungen ertheilt. Auf einer andern Kupfertafel endlich †††) ſind die Lingaminſtrumente dargeſtellt, mit welchen die heidniſchen Einwohner der Stadt Surate in Indien, zu einer gewiſſen Zeit im Jahre, durch die Straſsen zu laufen, und alle Frauenzimmer, die ihnen in den Wurf kommen, zu berühren pflegen, um dieſe an die vom Gotte Shiva verordnete Verehrung des Lingam zu erinnern. Eben dieſe Inſtru-

*) T. I. der 4 Ausgabe.

**) *Nuovo dizionario ſcientifico e curioſo ſacro-profano di Gian Franceſco Pivati. In Venezia.* 1749. *Tom.* 8. *Tab.* 26. *Fig.* 3. *Tab.* 30. *Fig.* 1. 2. 3. *Tab.* 31. *Tab.* 33. *Fig.* 2. 3. *Tab.* 46.

***) Im *Alphab. Tibet.* zu S. 212.

****) A. a. O. Taf. 4. zu S. 552.

†) Einige haben geglaubt, es ſolle den Nabel des Jupiter vorſtellen. Thomas Hyde in ſeiner *Hiſt. rel. vet. Perſar.* und Kircher im Theil I. ſeines *Oedipus p.* 202. halten es für eine auf Schiffen gebräuchliche Büchſe.

††) S. die a. Taf. 4. zu S. 552.

†††) Auf Taf. 3. zu S. 508.

mente tragen Männer und Frauen der Indischen, Sandàrangiàdi genannten, Sekte am Arm und am Halse, so wie in Tibet die Lahas, und das ganze Volk. Daher sagt Georgi *): „Der Lhama führt als Opfer darbringender Priester, den heiligen in Lotusblumen abgedruckten, und Thurma genannten Kegel, in gewissen Monaten des Jahrs, unter Voraustretung eines pomphaften Zuges, aus dem Tempel vor die Mauern der Stadt hinaus." Weiter unten, sagt derselbe: „Gewisse Leute tragen dabey sechszehn Fahnen, auf deren Spitze sich ein Dreyzack befindet, als Symbol des Gottes Maha." Maha aber ist Shiva. Noch weiter hernach sagt Georgi: „Die übrigen Begleiter des Zugs, tragen eine silberne Muschel mit Gerste, und einen Krug mit Bier, die Geistlichen aber den Thurma auf einem Dreyfuss, oder Triangel." Von diesem sagt der Pater Ildephons **): „Auf dem Umfange des Berges Kajlàsam, welcher, wie man aus dem ersten Abschnitte des Wörterbuchs Amarasinha ersieht, der Wohnsitz des Gottes Shiva ist, soll es, dem zufolge, was die Brahmanen darüber sagen, sieben Reihen von Stuffen geben, auf welchen man bis zur höchsten Spitze des Berges hinaufsteigt. Dort befindet sich eine weite Ebne, in deren Mitte eine silberne Glocke steht, und ein viereckigter Tisch, welchen neun Edelsteine von verschiednen Farben umgeben. Auf diesem Tische aber liegt eine silberne Rose, denen ähnlich, welche in Seen wachsen und Támara ***) oder Padma heissen, und welche einerley sind mit der Lotusblume oder Nymphäa. Mitten in dieser Rose †) bilden die Brahma-

*) A. a. O. S. 212.

**) In einem Codex unter No. 20. der Handschriften in der Bibliothek der *Congreg. de prop. fide. Lib.* 2. c. 4.

***) S. die vierte Kupferplatte.

†) Oder Lotus.

nen jenes weibliche Dreyeck und männliche Shivalingam ab. Von dem erstern sagen sie, es sey die Wohnung des ewigen Gottes, dieser ewige Gott aber sey Shivalingam. Diese beyden abscheulichen Instrumente nämlich das Dreyeck und Shivalingam sollen über einem Löwen, wie auf einem Throne aufgestellt seyn u. s. w." Eben dies versichert, aus dem Munde eines Heiden, Nahmens Pacunar, dessen Worte er auch anführt, der Pater Norbert, welcher als Missionär zu Pondichery die Gelegenheit nicht verabsäumte, sich eine genaue Kenntniss des heidnischen Aberglaubens zu erwerben. Seine Nachricht darüber befindet sich in einer Handschrift, die ich vor mir habe, und in der er nicht nur die Indische Lingamsekte, sondern auch die Lingamgebräuche, Gesetze und Opfer beschreibt. Unter andern sagt er: „Allamaprahu (ein Büssender, welcher irgend einem Indischen Könige erschien, und ihn im Lingamdienste unterwiess) ertheilte ihm seinen Seegen (Asciruàdam), und eröfnete ihm den Entwurf der ganzen Verehrung, welche zu gründen er im Sinne hatte. Das erste, worauf es dabey ankam, war, dass er, wenn er den Lingam am Halse, Arme oder Kopfe tragen würde, so wie alle diejenigen, welche sich einer gleichen Verehrung unterziehen würden, die Vergebung aller ihrer Sünden erhalten und zur Belohnung in den Himmel des Shiva gelangen sollten. In dieser Absicht möge er sich denn an den Guru, oder oberſten Lehrer der Sekte wenden, welcher als Verleiher der Vergebung des Shiva allein die Macht haben werde, ihm dieselbe zu ertheilen, und dieser werde ihn dann vorher durch eine Salbung mit Butter, süsser und geronnener Milch, mit Urin und Kuhmist einsegnen. Fürs andre aber, so sollte der Guru verbunden seyn, der Jugend eine Cäremonie beyzubringen, welche sie ihr ganzes Leben hindurch täglich drey Mahl verrichten müsse. Demzufolge nähmlich sollten sie den Lingam in die linke Hand nehmen, mit der rechten Wasser darüber giessen, ihn mit dem Tiruniro, einer Masse aus Erde und Kuhmist, salben, mit Blumen schmücken u. s. w."

Ich könnte noch viele Zeugniſſe ſolcher Schriftſteller vorbringen, die ſich lange in Indien aufhielten, zum Beweiſe, daſs die Verehrung des Lingam weit und breit in Indien und Tibet bekannt geweſen; indeſſen reichen die ſchon beygebrachten Zeugniſſe dazu hin. Auch ergiebt ſich aus ihnen, daſs der tibetaniſche Mani nicht der Kezzeranführer Manes, ſondern der Lingam ſey, und daſs die tibetaniſchen Anhänger der Lingamverehrung, wirkliche Shivaniten, daſs heiſst, Verehrer des mit dem Nahmen Shiva, Mahadèva, Shvara oder Rudra fälſchlich aber Sciaca benannten Gottes, des dritten in der Indiſchen Dreyeinigkeit, ſind. Ueberhaupt aber treffen dieſe Leute ſo genau mit den Indiern in allem überein, daſs ſich, wie ich in meiner Sprachlehre über den Samſcrid weitläuftiger gezeigt habe, gar nicht mehr daran zweifeln läſst, daſs ihre Religion die brahmaniſche ſey. Was die Peguaner, Siamer und Japoneſer betrift, ſo darf man nur beym Pivati *) die zu den angeführten Stellen gehörigen Kupfertafeln anſehen, um es mit eignen Augen gewahr zu werden, daſs einige Götzen dieſer Völkerſchaften bald dem Lotus allein, bald dieſen oder das weibliche Empfängniſsglied, mit in demſelben befindlichen Lingam, oder das Joni oder jenes Glied allein, oder den Lingam allein in ihren Händen halten, und ihn aufmerkſam betrachten. Auch hieraus ergiebt ſich's augenſcheinlich, daſs die ſchändliche brahmaniſche Lingamverehrung gleichfalls in jene Gegenden übergetragen ſey, und in ihnen Fuſs gefaſst habe **). Daſs dieſe neue und unerhörte Behauptung in Bezug auf die Indier und Tibetaner, keinem Zweifel weiter unterworfen ſey, beweiſst auch das handſchriftliche Werk

*) Am oben angef. Orte.

**) Man vergleiche über dieſen Gegenſtand auch die *Aſiatik reſearches*, im *Some account of the ſculptures and Ruins at Màvalipuram, a Place of a ſeu Miles North of Sadras. p.* 145. u. f.

Werk des Pater Conſtantin ab Aſculo, Miſſionärs zu Nepal *), bey welchem ſich mehrere Indiſche, wie auch einige Tibetaniſche Gottheiten, in Farben abgebildet befinden, und in der vierten Figur auch das Dreyeck Joni oder der weibliche Empfängniſstheil der Göttin Bhavani. Bey dieſer Figur macht der Verfaſſer folgende Anmerkung: „Es lieſse ſich eine weitläuftige, fabelhafte Beſchreibung dieſer Geſtalt geben, aber die Anſtändigkeit verträgt ſich nicht mit der Darſtellung eines dieſelbe ſo beleidigenden Theils der groſsen Göttin Bhavani. Im Reiche Nepel ſieht man an der Landſtraſse in Menge dergleichen Bildniſſe. Im Walde von Devapalan, nicht fern von Catmandu befindet ſich ein ſolches Bildniſs von Bronze u. ſ. w." Auch befindet ſich im Muſeum des Cardinals Borgia zu Velitri, eine ſilberne tibetaniſche Münze, welche deutlich dieſen körperlichen Theil der Göttin Bhavani darſtellt.

Dies Joni oder Dreyeck der Göttin Bhavani, ſtellt in der Indiſchen und tibetaniſchen Philoſophie ohne Zweifel die Natur der Dinge vor, deren Symbol der Lotus iſt, und aus welcher, nach der Meinung der Inder, mit Hülfe der Wärme und Feuchtigkeit, alles ſoll erzeugt werden. Ob aber dieſes Symbol von allen richtig verſtanden werde, und ob es nicht irgend ein, der zärtern Jugend wenigſtens, ſchädliches Sittenverderbniſs mit ſich führe, ſteht dahin.

Der Grund, warum dieſe Indiſchen Götzen ſo oft mit dem Lingam und Joni, oder mit dem Lotus und der Nymphäa in den Händen, und jene Werkzeuge der Erzeugung ſo ſorgfältig betrachtend abgebildet werden, ergiebt ſich mit aus dem, was Plutarch **) ſagt. Die alten Weltweiſen nähmlich hielten den Himmel gleichſam für den Vater, die Erde aber für die Mutter, und behaupteten, daſs durch's Feuer und durch's Waſſer, durch Wärme und Feuch-

*) In der Bibliothek der *Congregatio de propaganda fide.*

**) Im erſten ſeiner Bücher *de placitis philoſophorum.*

tigkeit, und durch Einwirkung und Einfluſs der Sonne des Mondes, der Planeten und der übrigen Geſtirne auf die Erde und ſublunariſche Welt, alles hervorgebracht werde. Daher bildeten ſie die Erde durch ein Joni oder weibliches Geburtsglied ab, oder durch die Lotusblüthe, als erſtes Erzeugniſs der Sonne und des Waſſers; die Würkung der Sonne und der Planeten aber, bilden ſie ſymboliſch durch den Lingam ab, weil jene Geſtirne gleichſam den Samen ausſtreuen, die Erde aber denſelben in ſich aufnimmt, aus der er durch Würkung der Wärme und Feuchtigkeit emporſproſst, und hervorgebracht wird. Hierin nun liegt der Grund, warum die Indier die Einführung des Lingam dem Gotte Shiva zuſchreiben, und ihm zu Ehren denſelben am Halſe oder Arme tragen. Man darf ſich demnach auch nicht wundern, daſs die heidniſchen Alten, ja die Iſraeliten ſelbſt, die Sonne unter dem Bilde eines Priap, eines Stiers, der Sonne ſelbſt oder dem Mitra anbeteten und vorſtellten. Daher ſind denn auch alle jene Abbildungen Indiſcher ſowohl, als Tibetaniſcher, Peguaniſcher und Siamiſcher Gottheiten, die ich vorher aus Pivati's, Georgi's und Anderer Werken anführte, mögen ſie nun den Gott Shiva, die Sonne, das Feuer, oder den Gott Budha, d. i. den Planeten Merkur bezeichnen, mit Sicherheit auf die Philoſophie der alten Brahmanen zurück zu führen *).

*) S. in meiner Sprachlehre über den Samſcrit die Anmerkungen zu dem Fragmente des Buchs Bhâgavadam. Der myſtiſchen Kraft des Triangels und der Zahlen in demſelben, gedenkt Macrobius im *Somnio Scipionis Lib. I. cap.* 6. bey dem ſich auch der Stier befindet, als Symbol der Erde, auf welchem der Gott Shiva, oder die Sonne, oder das Feuer reutet. Eben er handelt weitläuftig auch im erſten Buch ſeiner Saturnalien Cap. 19. von dem Bildniſs des Merkur oder Budha und von der Sonne. *S.* auch das angeführte *Somn. Scip. Lib. I.* c. 2. den Plutarch *de Iſide et Oſiride*, und den *Lactant. de origine erroris. ſect.* 21.

SUEHNUNGEN, ABWASCHUNGEN, GEBETE UND WALLFAHRTEN.

Die Brahmanen nehmen drey Gattungen der Sünden an. Diese sind: Páva sámanjam, gemeine, oder kleine Sünden; Páva madhjamam, Sünden mittelmäfsiger Bosheit, und Páva ulkrsham, sehr grofse und schwere Sünden. * Auf ähnliche Art theilen sie auch die Tugenden ein.

Unter den Sünden sind einige, die schon in dieser Welt können verziehen werden: mit andern hingegen hat es nicht diese Bewandnifs. Iene können durch Fasten, Gebete, Almosen, Waschungen des Körpers und Wallfahrten abgebüfst werden. Diese Wallfahrten werden angestellt zu den Flüfsen Indus, Ganges, Cavèri, zu den berühmten Tempeln Kàshi, Ramishvaram, Ràmanàthampuram, Iloura, zum Nepalensischen See Cangipuram, zur Insel Salsette, zu den Bergen Narasinha, zu den Gebirgen in Tibet, und selbst zum Tempel des grofsen Lhama, doch nicht, wie von Paw meint, darum weil die Inder ihre Religion von ihm erhalten haben, sondern weil die tibetanische Religion eine und ebendieselbe ist mit der Indischen, und aus dieser hervorgieng. Sind die Inder

an die vorher erwähnten Flüſſe und Tempel *) gelangt, ſo baden ſie ihren Körper, bezeichnen ihre Stirne mit den, Bhaſmam, Tirunàmam oder Kuri genannten, heiligen Zeichen, werfen ſich vor den Götzenbildern nieder, bringen ihnen Geſchenke dar, bekennen ihre Sünden, opfern, und nehmen geweihetes Waſſer oder geweihete Erde von dort aus mit ſich nach Hauſe. Der König Ràma Varmer von Travancor, begab ſich im Jahre 1786 von dreiſsigtauſend Soldaten begleitet, zum Tempel Rámiſhvaram des Gottes Ràma oder Viſhnu, und opferte daſelbſt. Dieſer Tempel liegt an der Brücke Ràma oder des Adam, welche man auf den Carten von Renell und Wilhelm de l'Isle bezeichnet findet.

Leichtere Vergehungen werden auch auf folgende Art getilgt. Man begiebt ſich zu einem Opferprieſter, und nachdem man ſich mit dem Körper vor ihm niedergebeugt hat, welche Bewegung Shàſtàngam oder Pàdagrehenam heiſst, beichtet man ihm ſein Vergehen. Der Prieſter beſprengt darauf den Reuigen mit dem Reinigungswaſſer oder Tirtam, ſagt ein kurzes Gebet oder Mandram über ihn her, und ermahnt ihn, ſich zu baden. Der auf dieſe Art loſsgeſprochne geht, wenn er vorher dem Prieſter ein Geſchenk entrichtet hat, nach Hauſe, und badet ſich alsdenn zu verſchiednen Mahlen in einem Fluſs oder Teiche.

Faſt eben dieſe Cäremonie findet auch bey unbelebten Dingen ſtatt: denn fällt z. B. ein Hund in einen öffentlichen Brunnen, und verunreinigt ihn, oder geht jemand aus der verworfenſten, Pulleas und Pareas genannten Caſte, zufällig, oder aus Unwiſſenheit in die Tempel, oder die heiligen Hallen, und befleckt ſie; berührt er einen öf-

*) Von dieſen Flüſſen und Tempeln S. den *Sonnerat*, *Thevenot*, *Anguetil du Perron*, *Freyer*, *Chambers*, *Niebuhr*, und die Berichte der vorhinangeführten Miſſionäre.

fentlichen oder einer andern Caſte zugehörigen Brunnen, ein brahmaniſches oder ſonſtiges Haus, und verunreinigt er durch ſein Antaſten eine angeſehenere Perſon: ſo werden alle dieſe Gegenſtände auf die vorhingenannte Weiſe gereinigt und eingeweiht. Ein Brunnen aber, ein Hauſs, oder ein Tempel, der verunreinigt iſt, wird mit dem Reinigungswaſſer ausgewaſchen, und mit Gebeten eingeweiht; auch wird er innerhalb mit Kuhunrath beſtrichen, und das Homam oder Feueropfer verrichtet.

Wird irgend einer Gottheit ein neuer Tempel geweiht, ſo weicht auch dabey die Cäremonie von der vorherbeſchriebenen wenig ab, nur daſs alsdenn eine Menge Weihrauch, und mannichfaches koſtbares Holz verbrannt, und viel Weihwaſſer verſprengt wird. Auch wird ein ſolcher Feſttag, durch unermeſsliche Scharen des Volks und der Tonkünſtler, ſo wie durch Reigen der, Dèvadàſi genannten, Tänzerinnen beſonders gefeyert. Dieſe Dèvadàſi ſind *Sclavinen* des Götzen, oder ihm geweihete Frauenzimmer, und verſchieden von den Balhaderen oder Tänzerinnen, die mit ihrem Samſcridnahmen Nartagul heiſſen. Dieſe ſind liederliche Frauenzimmer, denen europäiſche Reiſende und Kaufleute opfern, und mit denen ſie ihr Vermögen durchbringen. Jene erſtgenannten Frauenzimmer hingegen ſind, welchen Unterſcied Sonnerat und andre nicht bemerkt haben, unmittelbar dem Tempeldienſte geweiht. Sie zünden die Lampen an, kehren die Unreinigkeiten aus, haben neben den Tempeln ihre Wohnungen, und geben ſich nie mit Europäern ab, die ſie verachten. Die Anſtellung dieſer Frauenzimmer ſchreibt ſich aus ſehr alten Zeiten her: denn ſchon im Buche Iudhiſhtiràvigéam heiſst es von ihrer Weihung folgendergeſtallt: Pràna ſamànan iha tan bhràdren dèvi prabudhjamàna nihadàn abhavel udàſi namana gandharva bhajèna data dàſi namana. d. i. Als die Göttin (die Gemahlin eines Königs) jene verſtorbnen, einem Hauche ähnlichen Brüder erblickte, betete ſie aus *Furcht* für den Muſikkundigen Gottheiten, (d. i. vor den *Geſpenſtern*, welche die Lebendigen wie die Verſtorbnen an-

feinden,) zu dem Gotte Vifhnu, und brachte ihm, (damit jene nicht die verftorbnen Brüder verfolgen möchten) ihr Mädchen dar, weihete fie ihm, und widmete fie dem Dienfte in feinem Tempel.

In dem eben genannten Buche heifst es auch, dafs jene bösartigen Gottheiten fich am Bluttrinken erfreuen, ciukòba rudhiram fampràfhja anandi. Daher pflegt denn auch diefen Untergottheiten, und wo nicht ihnen, fo doch der Göttin Kàli oder Bbadracáḷi, von der man glaubt, dafs fie die Blattern in Indien eingeführt habe, und das Volk züchtige, ein Sühnopfer, oder Rùkam dargebracht zu werden, bey welchem irgend eine Mannsperfon an zwey durch die Nieren gefchlagenen Hacken in die Höhe gezogen, und in einem prächtigen Aufzuge um ihren Tempel getragen wird. Das herabträufelnde, und aus den Wunden jenes Menfchen hervorfliefsende Blut, wird mit dem Blute eines Hahnes vermifcht, und vor dem Altare diefer Göttin, oder auf dem heiligen Heerde, nebft den vorher erwähnten heiligen Hölzern, eingeweiht und verbrannt.

Hieraus läfst fich nun ziemlich ficher folgern, dafs vor Alters diefer Göttin menfchliche Opfer zur Söhnung der Sünden des Volks müffen dargebracht feyn; dafs die Göttin Bhagavadi und Gängadèvi, welche fonft auch Dourga heifst, eine und diefelbe, und untheilbar fey; und endlich, dafs in den brahmanifchen Schriften noch izt die Spuren des alten Gottesdienftes auf's ficherfte müffen zu finden feyn, und dafs die gegenwärtige Götterverehrung von der alten nicht fo fehr verfchieden feyn könne, als Georgi, de Paw, und Sonnerat, durch welche Gründe dazu bewogen weifs ich nicht, es gemeint haben*). Wenn

*) *Strabo in Geograph Lib.* 15. *Plutarch in vita Alexandri Magni Palladius de geutibus Indiae. Ambrofius de moribus Brahmanorum. Cicero in Tufcul. Quaeftt. Lib. 5. Plin. in Hift. nat. Lib. 7. cap.* 2. *Arrianus de expedit. Alexandri*, und *Porphyrius de abftinentia Lib.* 4.

jener an Hacken in die Höhe gezogner Mann heut zu Tage nicht würklich mehr geopfert wird, ſo iſt dieſes nicht dem Seelenwanderungsſyſteme, welches ſehr alt iſt, und bey den Brahmanen von je her Statt hatte, obgleich die genannten Männer ſeine Einführung in ſpätere Zeiten ſezzen, ſondern dem Gottesdienſte des Volkes, den Fortſchritten der Philoſophie, der Einführung und Strenge der nacher gegebnen Geſezze, den Befehlen der Könige, und der Zeit, die alles mildert, zuzuſchreiben.

Für groſse und für die ſchwereſten Verbrechen gelten bey den Brahmanen folgende. Giàdinindá oder die Verlaſſung ſeiner Caſte und der Geſezze derſelben. Paraſtridhana hara pávam, die Verlaſſung ſeiner Frau und der Beyſchlaf bey einer andern. Mádruhádagam, der Muttermord. Pidruhàdagam, oder Sidruhàdi, der Vatermord; die Ermordung eines Brahmanen; Iògui urndaharam, die Zertrümmerung oder Niederreiſsung derjenigen Häuſer und Wohnungen, in welchen ſich die ſamaneiſchen Philoſophen und Büſſenden aufhalten; Suvarna ſtey duſhtam, die Verfälſchung des Goldes und der Münze; endlich noch Lòganinda, oder die Grauſamkeit, der Deſpotiſmus, die ſchreckliche Bedrückung, und tyranniſche Behandlung des Volks, eigentlich die Niederreiſsung des Volks, welche Bedeutung nämlich in dem Worte Ninda oder Ninna liegt.

Auſſer dieſen giebt es noch fünf andre Sünden, welche die Brahmanen Màhà pàvam, oder Màhà padagam, d. i. groſse Sünden nennen. Es ſind folgende: Das Tödten einer Kuh, die Ermordung eines Brahmanen, das

Alle dieſe Zeugniſſe hat, auſſer Palladius und Ambroſius auch ein Ungenannter geſammlet, in einer von Eduard Biſſaeus aus der Königlichen Bibliothek zu London daſelbſt herausgegebnen Schrift über die Brahmanen.

Wein- oder Arak-Trinken, Diebſtahl und Ehebruch *). Mehr hierüber, was unſre europäiſchen Reiſenden aber nicht wiſſen, oder doch in ihren Nachrichten nicht bemerkt haben **), findet ſich in den handſchriftlichen Berichten, des Haxleden. Ildephoes und andrer Miſſionäre.

Weiter gehört auch zu der Zahl ſchwerer Sünden der Wucher und die Entreiſſung fremden Eigenthums, die Zerſtörung königlicher, zum Dienſte der Götter aufgeführter Gebäude, die Niederreiſsung der zum Empfange nnd zur Aufnahme reiſender Perſonen angelegten Häuſer und Herbergen (madam, ambalam), die Ableitung öffentlicher Teiche und Quellen, in denen ſich das Volk zu waſchen pflegt, die Verfolgung und Anfeindung derer, welche ſich einer beſchaulichen Lebensart gewidmet haben, die Schmähung, mit welcher ein Schüler ſeinen Lehrer belegt, und Vorenthaltung des Lohnes. der mit einem Arbeiter verabredet iſt.

In der Unterſagung dieſer Vergehungen beſtehen die alten und heiligen Geſezze der Brahmanen, auf deren Befolgung dieſe auch ſo hartnäckig halten, daſs, als der König von Travancor im Iahre 1760, im lezten auf der malabariſchen Küſte geführten Kriege, gewiſſe öffentliche und zum Gottesdienſte gehörige Häuſer hatte niederreiſſen laſſen, die Brahmanen, nach Beendigung des Kriegs und erneuerten Frieden, den König von dieſem Verbrechen nicht anders befreyen, und ihm daſſelbe erlaſſen wollten, als wenn er ſich

*) Die zwote und fünfte dieſer Sünden nannte der Verf. ſchon vorhin, wie er ſich denn hier mehrmahls zu wiederholen ſcheint, wenn es nicht Angabe verſchiedener Brahmaniſchen Syſteme bey einem einzigen Gegenſtand iſt. *Anm. des Bearb.*

**) Der gute Pater a S. Bartholomeo irrt ſich gewiſs, wenn er in der gleichfolgenden von mir weggelaſſenen Stelle, die Ur-

ſich dazu verſtehen würde, nach Darbringung vieler Opfer, durch eine goldne Kuh zu kriechen, und ſo ſein Vergehen zu büſsen. Wirklich that dies der König, und noch gegenwärtig ſteht jene goldne Kuh, als ein auffallendes Denkmahl dieſer königlichen Sühnung, auf dem Schloſſe Patmanáboram, in der Schatzkammer, wo es der Architekt Donaud oft wollte geſehen haben, wie er es mir wenigſtens damahls verſicherte, als ich meiner Miſſionsgeſchäfte wegen verſchiedentlich ins Schloſs und zum Könige gieng, und in einem Hauſe und Garten mit ihm wohnte. Auch Anguntil du Perron und Niebuhr *) reden von dieſem Durchkriechen des Königs durch eine goldne Kuh, doch irren beyde darin, daſs ſie glauben, der König habe ſich darum zu dieſer Handlung beſtimmt, um ſich ein hohes Anſehn zu verſchaffen. Deſſen bedurfte er nicht, denn, wie ich ſchon an einem andern Orte gezeigt habe, ſo ſtammen die Könige von Travancor aus einer der edelſten Fürſtenfamilien, der Familie Ràgiacallamangalam ab.

Nach dem bisher erwähnten wundre ich mich gar nicht, wenn einige Schriftſteller **), mancher harter, erhabner und philoſophiſcher Antworten Erwähnung thun, welche die alten Brahmanen Alexandern dem Groſsen auf ſeine Nachforſchungen ſollen zum Beſcheide gegeben haben: vielmehr wird jeder, der mit den itzigen Brahmanen wirklich umgegangen iſt, es eingeſtehen, daſs dieſe Ausſprüche noch ganz das Gepräge der Verfaſſung und Hochherzigkeit der heutigen Brahmanen an ſich tragen, welches

Urſache dieſer Uebergehung, in einer Verſchiedenheit der Denkart unſrer und der Brahmaniſchen Weltweiſen über dieſen und ähnliche Gegenſtände hält, denn wehe! den erſtern, wenn ihre Meynungen durch die Hypotheſen der leztern könnten erſchüttert, vder gar widerlegt werden. A. d. Bearb.

*) Jener im *Zendaveſta Tom. I. diſcour. praelim. p.* 150. *ſq.* dieſer in ſeiner Reiſebeſchreib. Th. 2.

**) Wie z. B. Palladius a. a. O. p. 26. Plutarch im Leben Alexanders des Groſsen. Arrian im 7ten Buch.

ein günstiges Vorurtheil gleichfalls für die anderweitigen Nachrichten jener Schriftsteller zu erwecken im Stande ist.

Es herrscht dem zufolge bey den Brahmanen, in Bezug auf ihre Einrichtungen und ihre Philosophie eine solche Strenge, dafs weder sie selbst so leicht von denselben abweichen, noch ihren Königen eine Ausnahme von den gesetzlichen Sühnungen zugestehen. Auch diese sind verbunden zu opfern, sich an bestimmten Stunden zu waschen, an festgesetzten Tagen zu fasten, und neben den Obliegenheiten ihrer königlichen Würde, auch religiöse Geschäfte zu versehen.

Die Sühnfasten, welche von den Indischen Weltweisen, Königen, und dem Volke selbst begangen werden, sind: erstens, die Màsubavàsam, oder monatlichen Fasten, welche von den meisten freywillig gehalten werden, um sich zu entsündigen. Dabey enthalten sie sich aller geniefsbaren Dinge, ausser dem Reifs, den Kräutern, Gemüfsen, Früchten und Wurzeln, welche sie allein, mit etwas Butter oder Oel abgemacht, beym Untergange der Sonne geniefsen. Den ganzen Tag bringen sie zu mit der Lektüre frommer Bücher, mit Opfern, Abwaschung des Körpers, und Abbethung ihres, Rudràksham genannten, Rosenkranzes.

Die zweyten, allen Volksklassen gemeinen Fasten, sind die Egáshi, einmal am eilften Tage nach dem Vollmonde, und das andre Mal an eben diesem Tage nach dem Neumonde. Beyde Male enthalten sie sich bis zum Untergange der Sonne aller Nahrung; und besonders fromme Leute käuen nicht einmal Betel, obgleich dies dort sonst so gewöhnlich ist, wie bey uns der Gebrauch des Tabaks, woraus denn auch wohl die beym Ambrosius *) aufbehaltene irrige Sage mag entstanden seyn, dafs die Inder nach Art der Thiere Blätter äfsen.

*) In seinem Buche *De moribus Brahmanorum*.

Die dritten berühmten, aber eigentlich brahmanischen, Fasten, treten im Monate December ein, und dauern diesen ganzen Monat hindurch, zum Andenken desjenigen Sieges, welchen die fünf Brüder Pandava, gegen hundert andre verschwächerte Brüder davon trugen, und den jenes berühmte Gedicht Indhishtiravigeam verherrlicht, welches die Inder so besonders hochschätzen, und das nicht nur in einem glänzenden, leichten und correkten Styl abgefasst, sondern auch reich an treflichen Bildern und Ausdrücken ist *).

Die brahmanischen Fasten werden also im Monate December gehalten, zu Ehren des in einen Sterblichen umgewandelten Gottes Krshna oder Vishnu, welcher für die Pandanaven focht, und ihre Feinde besiegte **). Demnach pflegen die Brahmanen in diesem Monate, vor dem Morgenroth aufzustehen, sich vor dem Aufgange der Sonne zu baden, ihrem Gotte Vishnu Reis, Blumen, Wacholderbeeren, Zucker und Früchte darzubringen, zu opfern, von dem dargebrachten zu zehren, und auf die besagte Art, der Gewohnheit gemäss, den Tag heilig zu begehen.

Die Shivaniten oder Verehrer des Lingam, sonst auch Pandáragiádi genannt, eine von der brahmanischen verschiedne und niedrigere Sekte, fasten täglich im Monate November, und essen oder trinken nichts, bis sie

*) Mallet Dupan kündigte im Märzstücke seiner Genever ephemeridischen Blätter vom J. 1786 eine Uebersetzung dieses Gedichts vom Engländer Wilkins an, die ich aber bis itzt noch nicht zu Gesichte bekommen habe, und von der ich mir nach andern Proben desselben Verfassers in den *Asiatick researches* auch nicht viel verspreche.

**) Von dem Geschlecht Pandea oder Pandava in Indien S. *Arriani Historia indica p.* 321. der Gronovischen Ausgabe, Plinii *Hist. nat.* 6. *cap.* 20. 23. Ptolemaei *Alex. Geograph.* nach der alten Venezian. Ausgabe *Lib.* 7. *tab.* 10.

am Abend die Gestirne gewahr werden, oder wenigstens die Stunde ihrer Erscheinung da ist.

Die Samanen halten gewöhnlich die strengsten Fasten, denn ihnen gilt es eben sowohl wie den Brahmanen für Sünde, Wein zu trinken, oder auch nur ihn zu kosten, Fleisch anzurühren, ein Thier zu tödten, ja auch nur einige Kräuter abzuschneiden.

Selbst die Frauenzimmer haben ihre eigenthümlichen Fasten. Sie begehen nähmlich am sieben und zwanzigsten Tage des Januars die Fasten Tiruvàdiram zu Ehren des Gottes Kàmadéva oder Cupido, dem sie dadurch ihre theilnehmende Trauer an den Tag legen. Shiva nähmlich soll mit seinem mitten in der Stirne befindlichen rächenden Auge, den Gott Kàma wegen der gar zu grofsen Vertraulichkeit, in welcher er mit seiner Gemahlin lebte, in Flammen gesetzt und getödtet, nachher aber auf Bitten eben dieser seiner Gemahlin, wieder erweckt haben.

Das Baden ist in Indien, wo eine so grofse Hitze herrscht, zur Milderung der Ausdünstung sowohl, als zur Stärkung des Körpers, welche durch's Salben mit Oel vollendet wird, höchst nothwendig, und sehr schiklich daher als Religionsgebrauch, und zur Sündentilgung verordnet. Auch bey den Römern und Aegyptern war es üblich *), und so ergiebt sich's, dafs fast überall und immer, dem Wasser sogar eine, die Seele reinigende Kraft ist zugeschrieben worden. Daher man denn auch in Indien, nach dem Aberglauben und dem Wahne der Heiden, am häufigen baden und waschen einen niedrigen von einem vornehmen schmuzigen von einem reinlichen, und einen heiligen von einem unheiligen, Menschen zu unterscheiden und darnach seinen Umgang mit einem andern zu bestimmen pflegt.

*) *S. Iuvenal Sat.* 6. (Hierher gehört auch die Stelle bey Horaz *Sermon.* 2. 3. *v.* 288 — 294. *Anmerk. des Bearb.*)

Wenn ſich die Brahmanen und andre Heiden in einen Teich oder Fluſs begeben, ſo ſprützen ſie das mit der flachen rechten Hand aufgefaſste Waſſer dreymahl in drey Himmelsgegenden, indem ſie nach der Sonne hinblicken. Dies dreymahlige Umherſprützen, geſchieht entweder der Sonne zu Ehren, oder wie andre behaupten, zu Ehren der Götter Brahma, Vishnu und Shiva. Auf gleiche Weiſe laſſen ſie von ihrer flachen rechten Hand dreymahl Waſſer in den Mund herabträufeln, doch ſo, daſs ſie dabey den Mund nicht mit der Hand berühren. Nachdem ſie ſich den Mund abgewaſchen haben, baden ſie hierauf ihren Körper, und beten mittlerweile die im Wörterbuche Amaraſinha angegebenen Nahmen des Gottes Shiva oder Vishnu her, je nachdem ſie mehr oder minder, dieſem oder jenem Gotte günſtig und ergeben ſind. Dies nennen ſie Gebam, oder die Gebetsherſagung, welche immer mit der Formel Narájana namà, oder Shiva Shivàja namà, d. h. hochgeprieſen ſey Naràjena oder Vishnu, hochgeprieſen ſey der Gott Shiva, anfängt.

Beym Gebete blicken ſie gegen Morgen oder Mitternacht, niemahls aber gegen Mittag oder Abend; denn den Morgen verehren ſie wegen des Aufgangs der Sonne, und die mitternächliche Gegend, weil ſie behaupten, daſs in ihr die heiligen und geheimniſsvollen Oerter liegen, welche ſie in Ehrfurcht zu halten verbunden ſind. Dort nähmlich befinden ſich ihrer Angabe nach, die heiligen Gebürge, auf welchen die Göttin Párvadi gebohren ward, der Berg Mahàmeru *), die Geheimniſſe der Lingamverehrung, das Vaterland des Gottes Rama, und die heilige Wohnung des Gottes Shiva **). Den Berg Mahàmeru

*) Weiter unten ſoll eine genaue Beſchreibung dieſes Berges folgen. Vergl. auch *Bayeri hiſt. regni Graecor. Bactriani.* p. 4. 9. 10.

**) Ueber dieſe Berge und Oerter vergl. auch *Aſiatick reſearches.* p. 282. 283. *a translation of a Sanſcrit inſcription* und p. 134. *an inſcription on a Pillar near Buddal.*

setzen sie ohngefähr unter den dreysigsten Grad der nördlichen Breite, die Stadt aber und das Königreich Ajodja, wo zuerst Vishnu nach seiner Umwandlung in den Râma erschien, unter den sechs und dreysigsten Grad der Breite. Kasi ligt im Königreiche Bengalen. Die Stadt Madura, aus welcher Vishnu herkam, als er sich in den Krshna vermenschlicht hatte, soll nicht ferne von Agra liegen. Cangipuram, das im Königreiche Carnata liegt, ferner Iagarnat und andre Oerter, wurden von den Göttern Vishnu und Shiva geheiligt, so dass die an ihnen gelegene Teiche und Gewässer, an und für sich eine entsündigende Kraft haben sollen. Dieser Aberglaube geht bey den Indern sehr weit. Ganz vorzüglich glükselig wird derjenige gepriesen, welcher bey seinem Sterben, fast beym letzten Athemzuge an den Ganges getragen wird, und dort seine Seele einem Fische, seinen Körper aber einem Crocodil preiss giebt. Das Wasser dieses Strom's wird überhaupt für so Kraftvoll und heilig gehalten, dass es durch Leute, welche Iogui gaur genannt werden, bis auf die malabarische Küste verführt wird, und Könige und Fürsten es sich angelegen seyn lassen, sich in demselben zu entsündigen.

Alle diese Dinge nun, empfohlen durch die ältesten Schriften dieser Nation, bewahrheitet durch die Nachrichten europäischer Reisender, und bestättigt durch die alte, nieunterbrochne, und diesem Lande ausschliessend eigenthümliche Götterverehrung, sollten es wohl endlich einmahl bis zur Ueberzeugung darthun, dass die Entstehung des indischen Götzendienstes local, nicht aber in Aegypten, Scythien, oder Sibirien *), noch ganz unter den Hebräern zu suchen sey, wie unsre europäischen Schriftsteller geglaubt haben, sondern dass die dortige Geschichte, und Götterleh-

*) Dies ist die Meinung *de Paw's* und *Bailly's*. S. des letztern *Histoire de l'astronomie ancienne depuis son origine jusqu'à l'etablissement de l'ecole d'Alexandrie. a Par.* 1781. *p.* 95 *sq.* Bailly's Meynung in Bezug auf die indische Chronologie, habe ich am Ende meiner *Grammatica Samscrdamica. Romae.* 1790. widerlegt.

re, die Myſterien und Dogmen, in Indien ihr Entſtehen gefunden, daſelbſt gleichſam aus ihrer Wiege hervorgegangen, und daſs faſt die ganze Religion dieſes Landes, an die Tempel, Gegenden und Ströme Indiens unzertrennlich gebunden ſey.

Epiphanius hielt die Brahmanen für Nachkommen Abrahams von der Ketura, und Stephan Fourmont ſtimmte ihm hey; auch Poſtell *) hegte eine ähnliche Meynung darüber. Sollte dieſe Vermuthung nun auch nicht bewieſen werden können, ſo will ich doch im Verfolg diejenigen Hauptſtücke der brahmaniſchen Lehre bemerkbar machen, von welchen es ſich noch allenfalls wahrſcheinlich machen lieſse, daſs ſie dieſelben von den Patriarchen könnten erhalten haben. Dabey werde ich indeſſen keineswegs dasjenige übergehen, was local, würklich indiſch, und in dieſem Lande erfunden zu ſeyn ſcheint, wohin ich die Verehrung des Indus und Ganges, der Kuh, der Sonne und des Mondes rechne, ferner die Seelenwanderung, den Lingamdienſt, die Wallfahrten nach den vorzüglichſten Tempeln Indiens, die Eintheilung in Caſten, die Verehrung der Nationalgottheiten, und endlich die Geſchichten und Erzählungen, welche in Indien ihren Urſprung gefunden haben.

*) *In commentario ad Iezerah.*

GNANAMADJAM

oder die Initiirung zum Leben der Weisen.

Im Wörterbuche Amarasinha, wie in andern Schriften der Brahmanen *). werden vier brahmanische Institute aufgezahlt, welche man indessen nicht für eben so viele Sekten halten darf, denn in Sekten trennen sie sich nur in Bezug auf theologische und philosophische Meynungen; diese Institute hingegen umfassen die ganze Caste der Brahmanen, alle ihre Sekten und jede einzelne Familie. Die Nahmen dieser Institute sind: Brahmanciári, Grähasta, Vànaprasta, Bhikshu. Weiter unten soll von diesen Instituten selbst gehandelt werden, für izt aber von der Einweihung zum Priesterthume und zu den Mysterien!

Vor

*) *Amarasinha* im Abschn. *Brahmavarggam*. Auch im Buche *Sambhavam* wird an verschiedenen Stellen dieser vier Institute gedacht. Hierher gehören auch Norbert und die Berichte andrer Missionäre.

Vor allen Dingen muſs man wiſſen, daſs nicht alle Brahmanen Prieſter in ihren Amtsverrichtungen, Geſetzlehrer, oder Opferer ſind, obwohl ſie alle in einer prieſterlichen Caſte begriffen ſind, und dieſelbe ausmachen. Zu ihrem Brahmanenthume, oder ihrer Caſte, ſo wie zu den Rechten und der Würde derſelben, auf die ſie alle gleiche Anſprüche haben, werden ſie durch ihren Schultergürtel (Punùl oder Jagnapavadam), und durch ihren Haarſchopf (Cudumi) eingeweihet und initiirt. Den Schultergürtel meſſen ſie ab, indem ſie einen Faden einhundert und acht mahl um die geſchloſsne Hand winden, zu Ehren der einhundert und acht Geſichter des Gottes Brahma. Neun ſolcher Fäden oder beſondrer Gürtelchen, machen den ganzen Schultergürtel aus, welcher in einen Knoten zuſammengeknüpft wird *). Dieſe neun Fäden, welche in drey Theile getheilt ſind, und zuſammen ein Ganzes ausmachen, deuten die drey Geſetze Jrka, Sàma, und Jagiur vedam an, welche Karta, Parabrahma oder Paràbaravaſtu, d. h. das höchſte, unendliche, und durch ſich ſelbſt exiſtirende Weſen, dem Gotte Brahma mittheilte, um ſie den Brahmanen zu überliefern. Rechtmäſsiger Weiſe dürfen allein die Brahmanen dieſen Gürtel tragen, und ſie allein erhalten dadurch die Erlaubniſs, jene Geſetze zu lehren. Die Königliche Caſte oder Kſhetrier und andre tragen ihn zwar auch, aber bey ihnen iſt's bloſse Nachſicht oder Miſsbrauch. Der Haarſchopf, oder Cudumi iſt vollſtändige Ordensübertragung, indem er nebſt dem Gürtel nicht allein die Vollmacht zur Lehre des Geſetzes, ſondern auch zur Opferverrichtung ertheilt. Beyde werden nach Darbringung eines Feueropfers, unter vielen Gebeten übertragen. Wollte ich mich in eine detaillirte Beſchreibung aller dabey üblichen Gebräuche einlaſſen, ſo müſste ich fürchten, meinen Leſern Langeweile zu machen. Die vorzüglichſten Cäremonien bey dieſer allgemeinen Einweihung

*) Ob vielleicht Pythagoras die Myſterien der Zahl neune von hier aus möchte entlehnt haben?

zur Caste der Brahmanen indessen sind, die feyerliche Zeichnung des göttlichen Nahmens auf die Stirne, von der ich vorhin schon redete; die Ertheilung der Mávablätter, welche die Fülle der Fruchtbarkeit und Glükseligkeit andeuten, der Göttin Leksmi heilig sind, oder auch sie selbst vorstellen, zur Besprengung mit dem Reinigungswasser; die Abscheerung der Haupthaare durch den Guru oder höchsten Lehrer, und die Bestreuung des Gesichts, so wie des Haarschopfs mit Reifs und heiligem Safran, welcher zuvor dem Gotte Brahma dargebracht ist. Einige finden Aehnlichkeit zwischen diesen Gebräuchen und jenen, welche bey der Priesterweihung unter den Israeliten üblich waren *).

Die erste Weihe erhalten die Brahmanen im siebenten Jahre, in welchem sie nähmlich zu allererst in das, Brahmaciàrituam genannte, Institut aufgenommen werden, als den Zustand der Uebung in Erhaltung der Enthaltsamkeit und Keuschheit. Zum zweyten mahl erhalten sie im zwölften Jahre ihres Alters die Weihe zur Ehe, da sie denn aufhören, Brahmaciàri zu seyn, und Grahasten werden. Grahasta nähmlich ist der Nahme eines heurathenden Brahmanen, durch dessen Ertheilung er in das zweyte Institut tritt. Die Brahmanen, welche zu diesen beyden Instituten initiirt sind, müssen folgende, allen Mitgliedern ihrer Caste gemeinen, Vorschriften beobachten.

Erstens sind sie gehalten, das Gesetz zu studiren, darüber unablässig nachzudenken, und sich in Erklärung desselben zu üben. Sie können ferner zwar bey einem gewöhnlichen Opfer zugegen seyn, aber weder den Vorsitz dabey führen, noch selbst gewisse Opfer verrichten. So lan-

*) Vergl. 2. B. Mos. Cap. 29. und 4. B. Mos. Cap. 6. 10. Jene Weihung dauerte sieben Tage, diese drey, doch so, dafs noch vier Tage zu den Cäremonien und zur Bereitung des Gastmahls nach der Initiirung erfoderlich sind.

ge sie im ersten Institute sind, müssen sie vom Almosen leben. Sie müssen auf Matten, oder auf blofser Erde schlafen, dürfen nicht Betel käuen, oder sich nach Art andrer Indier, zur Erhaltung ihrer Gesundheit, nach dem Bade mit Oel einsalben. Es ist ihnen untersagt, sich den Bart zu scheeren, oder mit Frauenzimmern in vertraulichen Umgang einzulassen. Ja endlich müssen sie sich auch täglich in einem Teiche oder Flufs baden, und ihre Schamtheile zu Ehren des Lingam, unter vielen Gebeten und Cäremonien besonders abwaschen. Diese Vorschriften alle gelten für das erste Institut.

Das zweyte Institut und alle Brahmanen überhaupt aber sind verpflichtet, sich frühe Morgens zu baden; ihrem Gotte täglich ein Opfer zu bringen, das aus Blumen besteht, Arkjam heifst, und mit Gebeten verbunden ist; sich den göttlichen Nahmen mit dem Tiruniru oder Bhasmam auf die Stirne, die Brust und die Arme zu zeichnen; ihrem Götzen Weihrauch anzuzünden, Reis zu opfern, und etwas davon, nach Art eines Almosens, den Raben hinzustreuen. Sie müssen sich ferner, zufolge eines strengen Gesetzes, und bey Strafe der Verstofsung aus ihrer Caste und dem Institute, vom Genusse des Weins und jedes andern berauschenden Getränkes enthalten, nicht minder auch des Knoblauchs, der Rüben, Zwiebeln, Eyer, Fische, des Fleisches und alles dessen, was für belebt gilt, oder Leben hat. Am Abend endlich müssen sie die Gebete, das Baden und das Opfer Sandjakarmam wiederholen. Diese allgemeinen Regeln und Einweihungsvorschriften, hindern keineswegs die Grahasten, sich mit ihren Gattinnen und Kindern zu beschäftigen, ihrem etwanigen Handel nachzugehen, ihre Gärten oder Aecker zu bestellen, und überhaupt ihre Geschäfte zu verrichten. Von denen aber, die zu Begehung der feyerlichen Opfer der Sonne und des Mondes, zu den Mysterien, zum höhern Priesterthume, zur Erlernung der Religionsgeheimnisse, und zu nachmahligen Lehrern derselben bestimmt sind und befördert werden sollen, gilt folgendes. Sie müssen nähmlich aus den

angesehensten Familien gewählt werden, dürfen nie heurathen, müssen keinen körperlichen Fehl haben, weder blind noch hinkend seyn, ohne Mangel eines Gliedes, ohne Mahle, dürfen in keinem ungewissen Rufe stehen, blödsinnig seyn u. s. w. Vergehen sich diese Leute in den Jahren ihrer Vorbereitung, so wird ihnen der Haarschopf oder Cudumi abgeschnitten, sie selbst aber werden ihres Standes entsetzt, und vertrieben. Sie werden ferner zwölf Jahre hindurch in dem Tempel ihrer brahmanischen Academie, deren es eine z. B. in Triciur giebt, unterwiesen, und dürfen nicht über den Bezirk ihrer Mauern hinaustreten. Sie müssen mit einem Eide die Geheimhaltung der theologischen und mystischen Bedeutung ihrer Mysterien und Gebräuche angeloben *). Fünf Jahre lang sind sie verpflichtet, ein pythagoreisches Stillschweigen (Mauham) zu beobachten **), und bey der Feyer ihrer Mysterien bedienen sie sich statt der Worte blofs gewisser Zeichen mit den Händen, an welchen allein die Eingeweiheten im Stande sind zu erkennen, was verrichtet werden soll. Gewisse Gebete oder Weihungsformeln, werden mit gedämpfter Stimme hergesagt: daher Mandram, oder die heiligen und verborgenen Gebete, und mandrikunen, oder heimlich und verborgen reden, beten.

Was weiter diese Leute betrift, so müssen sie eben eine solche Lebensart führen, und eben dieselben Vorschriften befolgen, wie die Bramaciári: nur werden sie von den

*) Von Paw glaubt, dafs es unter den alten Weltweisen keine Geheimnisse oder Mysterien gegeben habe. Dem aber widerspricht das, was Clemens von Alexandrien aus eigner Erfahrung darüber sagt, *Stromat.* 5. §. 245. und genau mit den Brahmanischen Religionsgrundsätzen übereinstimmt. Unter den Brahmanen giebt es zweyerley Arten von Abtrünnigen, solche nähmlich, welche ihre Caste, und solche, welche ihr Gesetz und ihre Philosophie verlassen. Jene heissen Giàdibrshta, diese Vèdabrhsta.

**) Auch Pythagoras Schüler mufsten sich fünf Jahre lang stillschweigend verhalten. S. Clem. Alex. *Strom. Lib.* 5. §. 248.

Einkünften des academischen Tempels unterhalten. Haben sie endlich ihre Studien beendigt, so werden sie entweder Opferpriester, oder Gesetzlehrer. Die ersten heissen Iagnamàn, Somàdri, Somabadi, oder wie gewöhnlich, Pugiàri; die letztern hingegen werden genannt, entweder Guru, d. h. Leute, welche die Wissenschaften, oder die Meynungen und Dogmen der Sekten vortragen, oder Asharja, Leute, welche Formeln und Gebete, oder die Mandras, nebst ihrer Deutung lehren *).

Blos diejenigen, welche die Mysterien der Religion und des Gesetzes lehren oder lernen, werden zur Geheimhaltung derselben verpflichtet, und erhalten den Unterricht darin im Innern der Tempel, nie ausser denselben. Anders aber verhält sich's mit den Wissenschaften, welche in Hainen ausserhalb und um die Tempel her, in Gärten, Vorstädten, und gewissen brahmanischen Distrikten, welche Grámam heissen, gelehrt werden. In diesen öffentlichen Schulen, oder Kalari, wie sie genannt werden, pflegen sich ein hundert, zwey hundert, auch mehrere Schüler aus verschiednen, doch nicht aus den niedrigsten Casten, einzufinden, und hier erhalten sie denn von Brahmanen Unterricht in der Grammatik, Geschichte, Astronomie, Mythologie und in den populären Theilen der Religion **)

*) Sonnerat Th. 1. Cap. 5. 6. kehrt dies alles zu unterst zu oberst.

**) Von der Einweihung der tibetanischen Lahas zum Lingaminstitute, oder zur Lingamsekte, welche mit der indischen gar sehr übereinkommt, s. das *Alphabet. Tibet. p.* 288. 245. Von den ägyptischen Weihungen handelt *Le* Paw in seinen *Recherches philos. sur les Egyptiens. T.* 2. *p.* 42. u. s. wo er aber gegen Warburton Unrecht hat, und manche Berichtigung verdient.

CIADURASHRAMA

von den vier vorzüglichsten brahmanischen Instituten und insbesondre von den Samanen.

Es liesse sich durch eine ungeheure Menge von Zeugnissen aus alten griechischen und lateinischen Schriftstellern darthun, dass unter den griechischen, aegyptischen und persischen Philosophen und den indischen Brahmanen würklich eine gewisse Verbindung statt gefunden habe, doch dürfte die Zahl derer, die dies noch itzt bezweifeln möchten, ziemlich geringe seyn: auch habe ich diesen Gegenstand schon an einem andern Orte berührt *), und sonach setzen wir das hier als bekannt voraus, um ohne weitere Umschweife die philosophischen Sekten Indiens näher kennen zu lernen.

Im Wörterbuche Amarasinha, Abschnitt Brahmavarggam, werden, wie ich vorhin schon sagte, vier brahmanische Institute nahmhaft gemacht. Es sind diese: Brahmaciàri oder Brahmadschàri, Grahasta, Và-

*) In der *Grammat. Samscrdam. p.* 23. (Das beste Werk über die Verbindung der übrigen alten Welt mit Indien ist Robertson's Versuch über die Kenntniss der Alten von Indien. *Anm. des Bearb.*)

naprafta und Bhikshu. Von den beyden erften ift vorhin fchon gehandelt: itzt kommen wir zu den beyden letzten.

Vanam oder Vanandaram bezeichnet im Samfcrid eine Wüfte, Einöde, Vanauàfam den Aufenthalt in einer Einöde, einem Walde, Felde u. f. w. Vanjen aber einen in Wildheit lebenden Menfchen *). Praftà aber bedeutet in eben diefer heiligen Sprache, einen ftehenden, oder einhergehenden, daher Vànapraftà ein Menfch ift, der in einer Wüfte, Einöde, einem Walde u. f. w. fteht oder einhergeht. Diefe Erklärung ift aus dem öftergenannten brahmanifchen Wörterbuche hergenommen, und ftimmt fehr wohl mit demjenigen überein, was ich vorhin von den Samanen gefagt habe.

Es giebt nähmlich eine zwiefache Art indifcher Philofophen, die Brahmanen und Samanen oder Gymnofophiften, welche letztern nackend einhergehen, und in Einöden oder auf Gebirgen leben. Diefe Vanapraften oder famanäifchen Gymnofophiften halten fich noch itzt, entfernt von allen Bedürfniffen der Gefellfchaft, blofs mit einer Schamhülle, einem kupfernen Gefäfse und einer Keule verfehen, auf einem hohen Berge neben dem Comorinifchen Vorgebirge auf, haben dafelbft ein Ordensgebäude, und leben in Gemeinfchaft der Güter, doch ohne Frauen. Indeffen ift's ihnen erlaubt, auch ihre Frauen, wenn fie einmal verehlicht find, in ihren wüften Aufenthalt mit fich zu nehmen, nur dürfen fie nicht bey ihnen wohnen, und eheliche Gemeinfchaft mit ihnen pflegen. Eine andre, gleichfam klöfterliche Wohnung diefer Leute, befindet fich, fo viel ich weifs, auf den Vaypurénfifchen Gebirgen in Malabarien; doch giebt's ihrer noch mehrere.

*) Diefe Wörter können im Samfcrid vornean mit einem kurzen oder langen A ausgefprochen werden.

Dieſes Inſtitut iſt urſprünglich ein brahmaniſches. Nach der itzt üblichen Sitte treten die Brahmanen, vierzig oder funfzig Jahre alt, in daſſelbe, da ſie denn zwey und zwanzig Jahre in der Abgeſchiedenheit zubringen, um ſich nachmals deſto vollkommner, etwa in ihrem ſiebenzigſten Jahre, wenn ſie es erleben, in das vierte Inſtitut, welches **Bhikshu** ,oder **Sanjàſam** heiſst, begeben zu können. *

Die Vanapraſten dürfen, auch wenn die höchſte Noth es heiſchen, oder der König ſie rufen laſſen ſollte, nie in irgend eine Stadt zurückkehren. Gewöhnlich beſteht ihre Speiſe aus Aepfeln, Feigen und andern Früchten, aus Gemüſsen, die ſie ſelbſt anpflanzen, verſchiednen Kräutern und alle dem, was in Wäldern fortkommt; treibt ſie indeſſen die Noth, ſo behelfen ſie ſich auch mit Wurzeln und Baumblättern, und trinken Waſſer dazu. Thiere aber, oder belebte Weſen überhaupt, dürfen ſie nicht genieſsen. Sind ſie ſchwach und krank, ſo werden ſie von ihren Frauen, wenn ſie ſolche haben, bedient, und erhalten von dieſen abgekochte Wurzeln, auch wohl etwas Reis. Des Weins, ſo wie des Genuſſes in der Liebe, enthalten ſie ſich gänzlich. Irgend jemand von ihnen zu berühren iſt das gröſste, ja ein tödtliches Verbrechen, das die Verſtoſsung aus dem Inſtitute nach ſich zieht. Sie ſchlafen auf der bloſsen Erde, und haben ſelbſt bey feuchter oder winterlicher Witterung keine Decke weiter über *ſich*, als allein das Dach, unter dem ſie wohnen. Sie waſchen ſich nicht, wie die übrigen Brahmanen, ſondern gehen ſchmuzig und ungekämmt einher, mahlen aber die Zeichen des heiligen Nahmens folgendergeſtalt ≡ auf die Stirne, die Bruſt, oder die Arme, oder haben allein das **Kuri** ·ȯ· an der Stirne. Durch jenes erſtere Zeichen beweiſen ſie ihre Ergebenheit gegen den **Shiva**, durch das leztere gegen **Vishnu**.

Sie

Sie haben als Ordensregel die Jamam, von welcher sie Jamanen heissen; Samanen ist nämlich ein verunstalteter Nahme. Jene Regel enthält fünf Vorschriften, deren erste Satjam heist, und ihnen anbefiehlt, immer die Wahrheit zu reden, zu beobachten und vor Augen zu haben. Die zwote Vorschrift (Ahinsa) verbietet ihnen die Tödtung aller Thiere, auch der kleinsten, ja sie will nicht einmahl, dass so etwas zufällig oder unbeabsichtigt geschehe, daher, wie sich denken läst, die Vanaprasten die grösste Sorgfalt anwenden, einem solchen Vergehen auszubeugen. Die dritte Vorschrift, (Astejam) gebietet ihnen gegenseitige Gerechtigkeit, daher sie, auch in der dringensten Noth nichts annehmen, entwenden, oder stehlen sollen. Die vierte Verordnung macht ihnen Enthaltsamkeit in der Ehe, und die strengste Keuscheit zur Pflicht. Die fünfte Vorschrift (Abarigraham) endlich verlangt, dass sie nach dem Tode ihrer ersten Frau, nicht zum zweyten mahl, nach ihrem Eintritt in dies Institut aber, unter keiner Bedingung heurathen sollen.

Die bisher angeführten Vorschriften betreffen nur das Aeussere des Instituts, folgende aber haben auf das Innere desselben Bezug. Erstens Sausham, oder Beobachtung einer gewissen innern Reinigkeit. Zweytens Sandosham, oder das Streben nach innerm Frieden und innerer Ruhe. Drittens Tabassa, oder Reue und unablässige Anschauung der Gottheit. Viertens Suadjàjam, oder Kenntniss des Gesetzes und Gebeteherſagung. Fünftens Ishavoròbàsanam, Vergegenwärtigung der Gottheit, oder unablässiges Denken an Ishvara oder den Herrn. Die innere Ordensregel, welche diese Vorschriften in sich fasst, heisst Nijamam.

Dies sind nun die Beschäftigungen der Jamanen, welche sich weder mit der Kenntniss der Physik, Philosophie, oder Astronomie befassen, noch die Erlaubniss haben, Opfer zu verrichten, sondern durch ihren Eintritt in dies Institut gleichsam auf alles der Art Verzicht thun. Zu

diesem Institute haben ausser den Brahmanen auch andre Casten den Zutritt, z. B. Shüdrer, Vajshjer, und auf der malabarischen Küste werden sogar edle Nayren, oder Krieger zugelassen: doch leben diese Leute, obgleich sie alle ohne Unterschied die eben erwähnten Gesetze und Vorschriften, sobald sie in den Orden treten, anzuerkennen gehalten sind, nicht mit den in diesem Institute sich befindenden Brahmanen zusammen, weil es gegen den ersten Nationalgrundsatz der Indier laufen würde, eine Caste mit der andern zu vermischen. Demnach erhalten nun aber auch die Theilnehmer an diesem Orden aus den niedrigern Casten, einen besondern Nahmen. Sie heissen Präshniguer, d. i. die äussere Sekte.

Diese äussere Sekte nun hat irgend einen berühmten Mann aus ihrem Institut und ihrer Caste, zum Vorsitzer, Meister oder Guru, ahmt aber im übrigen den Orden und die Ordensregeln der brahmanischen Vanaprasten genau nach. Selten indessen leben die Theilnehmer dieser Sekte in grosser Menge neben einander, vielmehr beläuft sich die Zahl derer, welche in einem Ordenshause oder Madam zusammen wohnen, nur auf sechs, zehen, höchstens auf zwanzig.

Diese Vanaprasten oder Jamanen der brahmanischen sowohl, als der niedrigern Casten, sind es eigentlich, welche jene anmuthige Schilderungen der Waldbewohner veranlasst haben, die in den indischen Schriften nicht selten sind. So heisst es zum Beyspiel von ihnen im Buche Sambhavam: „Die Blendwerke der Welt, die die Sinnen nur täuschen, entfernen sie von sich, und sind reich und glucklich im Bestreben nach der Weisheit, Gerechtigkeit und Wahrheit.“ In einem andern Buche heisst es: „Der König erblickte in der Einöde ein wohl eingerichtetes Ordensgebäude, mit der glücklichsten Lage. Ein nimmer sich wandelnder Frühling und die höchste Milde des Himmels breiteten sich aus über die Gegend. Röthliche, immer jung hervorsprossende Blumen erfüllten mit Wohlge-

rüchen die Luft, und gleich des Kunstverständigen Lied, tönte der Käfer Gesumse, die mit funkelnden Flügeln durch die Lüfte dahinflogen. Innerhalb des Gebäudes wohnten Vanapraste nud Munis.' Rein von jeglichem Fehl waren ihre Gesinnungen und Wünsche, und unabläsig beschäftigte sie der Gedanke an die Gottheit. Bald wetteiferten sie unter einander, welcher von ihnen durch Lieblichkeit der Stimme, Sanftheit des Tons und Deutlichkeit des wörtlichen Ausdrucks vorzüglicher den Herrn im Gesange zu erheben vermöchte. Bald wieder sammelten sie alle schweigend aus heiligen Schriften die Saat der wahren Weisheit; bald handelten sie mündlich diese und die Gerechtigkeit ab. Die Nacht, welche in vier Jàmam, oder Wachen getheilt ist, wachen sie der Reihe nach abwechselnd durch, unabläßiig darauf sinnend, welches der einzige Weg sey zum Himmel, die Art und Weise zur ewigen Glückseligkeit zu gelangen, und die Art hieniden die Gottheit zu loben. Als der König diese erblickte u. s. w."

Hieher gehört auch das, was Porphyrius und Strabo *) von den Samanen erzählen, und welches sich fast alles noch gegenwärtig eben so verhält. Daher es unrichtig ist, wenn Sonnerat und andre Reisende versichern, die brahmanischen Einrichtungen hätten sich sehr verändert, und die Gesetze, wie die Gewohnheiten dieser Caste, seyen in Verfall gerathen.

Das vierte und vollkommenste Institut endlich, ist das der Bhikshu oder Sanjási. Die erste Benennung bezeichnet einen Menschen, der um ein Almosen bittet: Sanjási aber denjenigen, welcher alles verläst. Beyde Benennungen kommen also in ihren Bedeutungen sehr mit einander überein. Sind die Vanaprasten unter ihren Büs-

*) Der erstere in seinem Werke *de abstinentia. Lib.* 4. der andre im 15ten Buche seines geographischen Werkes nach dem Bericht Megasthenes.

fungen zwey und siebenzig Jahre alt geworden: so kehren einige von ihnen wieder zu ihrem Eigenthume zurük, und werden von den Ihrigen geachtet. Diejenigen hingegen, welche verehrt und von den Menschen bewundert werden wollen, entsagen in Gegenwart des grossen Meisters ihrer Frau, ihren Kindern, und ihren Gütern. Aus dem Ertrag dieser leztern, wenn solche da sind, werden Frau und Kinder unterhalten, im Fall des Mangels aber, aus den Einkünften des Staats, einer Stadt, oder eines Tempels. Hierauf richtet der Guru oder grosse Meister eine Ermahnung an den neuaufzunehmenden Sanjási, deren Gegenstand die Busse, und die Vortrefflichkeit des Instituts zu seyn pflegt. Ist diese beendigt, so wird das Homamopfer verrichtet, und dann in Gegenwart vieler Brahmanen und Betenden, dem Novizen der Haarschopf oder Cudumi abgeschnitten, um dadurch zu bezeichnen, dass er alles verlassen habe, und aus dem Amte eines Opferpriesters getreten sey. Nachdem legt er seine bisherigen Kleider ab, und erhält, wenn er sein Bekenntniss abgelegt hat, ein Stück gebleichte Leinewand, welche ihm sogleich unter Gebeten angelegt wird. Diese Kleidung muss der Sanjási, weil sie als heilig angesehen wird, selbst waschen und nicht zu diesem Endzweke einem Andern übergeben. Hierauf weihet der grosse Meister ein kupfernes Gefäss ein, und giebt es dem Initiirten, welcher sich mit dem darin befindlichen Wasser die Schamtheile wäscht, und weiterhin immer einiges Wasser drin halten muss, um mit demselben die ihm als Almosen dargebrachte Speisen, bevor er sie geniesst, abzuspülen und zu reinigen. In die rechte Hand giebt der Guru dem Schüler einen Stab oder Knüttel, welcher sieben natürliche Aeste oder Knoten haben muss, als Erinnerung an die sieben vorzüglichsten Mahâ Irushi, d. i. heiligen und alten Anhänger einer beschauligen Lebensart, oder Lehrer. *)

*) Diese sieben Irushi sind sieben grössere Planeten, welche das Wörterbuch Amarasinha in ersten Abschnitte näher beschreibt. S. auch Strabo *Lib.* 15.

Dieſe ſieben Heiligen wurden lebendig in den letzten und eigentlichen Himmel (Satjalògam) verſetzt, und werden dort als Götter verehrt. Jene ſieben Knoten, ja den ganzen Stab, welcher Dandam heiſst, und gleichſam als ein Geſchenk der Gottheit hochgehalten wird, muſs der Sanjaſi täglich frühe Morgens mit dem Waſſer aus dem vorhin beſchriebenen kupfernen Gefäſse, benetzen, dafür ſieht er ſich aber auch durch dieſen Stab von allen böſen Geiſtern und ihren Nachſtellungen befreyt.

Die Sanjàſi tragen gemeinhin ein Tigerfell über die Schulter, weil auch der Gott Shiva als Krieger *) ein ſolches trug. Mit dieſem Felle bedecken ſie ſich, oder ſie ſchlafen drauf. Sie bereiten ſich nie eine Speiſe über dem Feuer, ſondern betteln von Thüre zu Thüre, zuweilen ohne etwas zu ſagen, ſondern mit bloſser Vorſtreckung der Hand gegen die, welche vorübergehen, oder ſich in ihrem Hauſe befinden. Andre bringen ihr Leben in einem Tempel zu, und zwar mit dem Anſcheine, als wären ſie ſtumm und unbeweglich. Solche erhalten von den benachbarten Brahminen Reis, Früchte, Wurzeln, Aepfel, Feigen und Kräuter. Wohin dergleichen Leute ſich begeben, da werfen alle, die zugegen ſind, ſich vor ihnen nieder, und eben dies geſchieht auch von denen, welche zu ihnen kommen, wenn ſie ſich unbeweglich verhalten.

Uebrigens gehen die Sanjàſi in keine Tempel zur Andachtsverrichtung; ſie opfern nicht, wohnen auch keinen öffentlichen Feſten, oder feyerlichen Opfern bey, zeichnen ſich aber durch ihre langen Nägel aus, die ſie nie beſchneiden, und welche ich öfter in ſolcher Gröſse geſehen habe, daſs ſie um die Hand herabgebeugt waren. Einige ſcheeren zuweilen ihren Bart und ihr Haupthaar, andre aber thun das nie. Nicht alle ſalben ſich mit Oel.

*) Man vergl. das, was MACROB. *Saturnal. Lib.* I. 20. vom Herkules ſagt.

Sie käuen weder Betel, noch mahlen ſie ſich das heilige Zeichen auf die Stirne, dagegen aber baden ſie ihren Leib drey Mal am Tage, und beſtreichen hernach ihre Stirne und Bruſt mit dem Staube von gedörretem Kuhmiſt. Ihre Gedanken dürfen, wie die Brahmanen erzählen, nie auf ſichtbare und erſchaffne Dinge gerichtet ſeyn, ſondern müſſen allein Gott, das Weſen der Weſen, und den höchſten, unendlichen, durch ſich exiſtirenden Herren, oder den Parábrahma zum Gegenſtande haben; daher ſie denn auch keine mündlichen Gebete herſagen, und keinen Opfern beywohnen, die andern Göttern dargebracht werden.

Ihre Ordensregel, Verpflichtung und ihr ganzes Beſtreben beſteht im Kampfe gegen die Begehrlichkeit (Káma), den Zorn (Krodham), den Geiz (Lobham), den Stolz und Dünkel (Madam), gegen alle Begierden (Mòham), und gegen die Rachſucht (Maltſaram). Dieſe Leidenſchaften und Laſter nennen ſie Vishendrianguel, d. i. ihre Verfolger und ſinnlichen Feinde. Bey dem Abſterben dieſer Leute, weint Niemand, weil ſie für höchſt glückſelig gehalten werden. Sie gelangen geraden Weges zum Himmel, und ſind frey von den Wanderungen der Seele. Uebrigens werden ſie ſitzend mit zuſammengeſchlagenen Händen und Füſsen begraben, und ihr Grab wird ringsum mit Salz angefüllt. Der Kopf aber des Verſtorbnen wird mit einer Cocosnuſs zerſchlagen, und Stückchen des Gehirns werden als Reliquien an die Umſtehenden ausgetheilt.

Wer dieſen einmal angenommenen Orden verläſst, oder ſich gegen die Verordnungen deſſelben vergeht, wird vertrieben, ſeiner Würde verluſtig erklärt, und muſs die Schmach einer öffentlichen Infamie tragen. So wurde im Jahre 1782 ein Sanjáſi zu Ambalapuſh, welcher mit einem ſcheinheiligen Frauenzimmer in zu genauer Freundſchaft gelebt hatte, vom Könige von Travancor, auf Bitten der Brahmanen, aus Toyala und dem Königreiche vertrieben.

Dies alſo ſind die ächten, urſprünglichen brahmaniſchen Inſtitute oder Orden, welche ſchon ohngefähr tauſend Jahre vor der Geburt Chriſti vorhanden waren, und die Alexander der Groſse auf ſeiner Unternehmung gegen Indien als längſt gegründet vorfand. Wollte man dieſe nun, ſo kurz auch immerhin ihre Beſchreibung hier ausgefallen ſeyn mag, mit den Inſtituten, der Religion, Lebensart und Philoſophie der tibetaniſchen Lahis, des groſsen Lahma, der alten Sineſiſchen Sekte Laokiam, der Tiruvamshas und Gonis oder Ceylaniſchen Prieſter, der Peguaniſchen und Siamiſchen Talapoynen, ja mit den Grundſätzen, der Religion und Lebensart der Japoneſen vergleichen; würde man den einem jeden Himmelſtriche eigenthümlichen Volksaberglauben davon abſondern, und die hier oder da insbeſondre eingeriſsnen Miſsbräuche und Ausartungen, von der urſprünglichen Lehre und Philoſophie trennen: ſo hoffe ich, würde man mit mir darin übereinkommen, daſs dieſs alles aus einer Quelle, und zwar aus Indien hergefloſſen ſey, daſs ſich hier die urſprüngliche Grundlage davon befunden habe, und daſs man demnach von dieſem einzigen Standpunkte aus, die Entſtehung aller jener Irrthümer und Gewohnheiten, entdecken und darthun könne.

Auſſer den bisher beſchriebnen, giebt es der philoſophiſchen Orden und Sekten freylich noch mehrere, und zwar ſo viele, daſs es dadurch ſchon unmöglich wird, ſie alle zu beſchreiben, aber ſie werden die äuſſern genannt, und obwohl ſie mehrentheils brahmaniſche Stifter gehabt haben, ſo laſſen ſich doch nur ſelten, oder nie Brahmanen in dieſelben aufnehmen, weil ſie gewöhnlich eine Lebensart vorausſetzen, die dem gemeinen Volke, und ſolchen Leuten angemeſſen iſt, welche ſich dem Aberglauben ergeben.

Von der Sekte der Limgamverehrer, iſt ſchon vorhin geredet.

Die Volksſekte der Büſsenden, welche Tader heiſsen, wurde vom Vishnu gegründet, und beſteht aus Männern, die zur Caſte Shudra gehören. Wenn der Guru die Leute in die genannte Sekte aufnimmt, ſo wird ihnen ein Blaſehorn aus rothem Eiſen, oder Ciangu, auf die linke Schulter gegeben, und eine hölzerne Krone, oder eine Tularſipflanze auf den Kopf geſetzt. Hierauf verlaſſen ſie ihre Weiber und Kinder, und verrichten in Städten, Wäldern oder Dörfern Staunen erregende Uebungen der Buſse. Einige z. B. umfaſſen mit aufgehobenen Armen einen Baum, und laſſen ihn nie mehr loſs. Andre bringen ihr Leben in einem eiſernen Käfigt zu. Noch andre gehen mit Ketten belaſtet einher, und wieder halten einige ihre Hände in eine Fauſt verſchloſſen, ſo daſs ſie dieſelben nachher nicht mehr zu eröfnen im Stande ſind. Ich ſelbſt habe zween dieſer Leute geſehen, deren Arme erhoben und ausgetrocknet waren, auch nicht mehr herabgelaſſen werden konnten; ja, ein dritter hatte ſogar eine groſse eiſerne Kette an ſeinem Geſchlechtsgliede befeſtigt, und ſchleppte ſie hinter ſich her. Solche Leute heiſsen Fakirn, oder Jogui *).

Diejenigen Büſsenden, welche Dacambaram heiſſen, aber eigentlich Jogui ſollten genannt werden, leben allein von Almoſen, und leiden, da ſie beſtändig nackend einhergehen und reiſen, vom Hunger, noch mehr aber vom Durſte. Demohngeachtet bewahren ſie nichts für den nächſten Tag auf, und waſchen eben ſo wenig ihren Körper, als ſie ihre Nägel beſchneiden. Was ihnen dargebothen wird, verzehren ſie, und ihr nächtliches Lager iſt die

*) Dieſer Leute gedenkt Strabo *l. c.* Sonnerat a. a. O. T. I. *phap.* 5. Clem. Alex. *Stromat.* 4. 27. u. a.

die Erde mit übergebreiteter Decke. Diefe Leute werden für die gröfseften Büfser gehalten, und erregen nicht nur bey den Europäern, fondern fogar bey ihren Landsleuten Bewunderung. Uebrigens find diefe Sekten nach dem dritten und vierten Brahmanenorden gebildet.

SAMBHAVAM,

oder die Entſtehung der Welt und der Dinge, nach dem Syſtem der Indier.

Nach der bisher gegebnen kurzen Schilderung der verſchiednen indiſchen Opfer und Inſtitute, erfordert's die Ordnung der Dinge, nun auch die Grundlage der ganzen indiſchen Lehre in einem Ueberblik zuſammen zu faſſen.

Vorzüglich berühmt und bekannt in ganz Indien iſt ein Werk, das den Titel Sambhavam, d. i. die Entſtehung aller Dinge nach dem indiſchen Syſteme, oder Puránam, d. h. die alte indiſche Geſchichte, führt *). Es giebt eine Ueberſetzung deſſelben aus der heiligen Schriftſprache in die Samſcrid - malabariſche Volksſprache, welche die öffent-

*) Von dieſem Werke ſ. den Sonnerat T. 2. 37. der Ausgabe in 8 die *Aſiatick Reſearches. T. I. On the literature of the Hindus. p.* 341. Die *Lettres édifiantes. T.* 26. *p.* 221. *à Paris.* und den *Catalogus codicum manuſcriptor. Bibl. reg. Pariſiis.* 1739. *p.* 434. *No.* 83.

liche und entſcheidende Billigung aller Malabaren erhalten hat. In derſelben heiſt's nach einer Anrufung der Götter und nach einem Prolog folgendermaſsen.

„Als der König ihn (den Aſceten Védavjáſen, den Gründer des indiſchen Geſetzes) wiederholentlich gebeten hatte, er möchte ihm die Entſtehung der Dinge bekannt machen: da redete zuerſt folgendermaſsen Pajshen *), welcher erzeugt war aus dem Verſtande der wahren und unendlichen Weisheit des Geiſtes von Parabrahma:" „Dem Dekshen, einem Sohne Dháda's **), wurden ſechzig Söhne gebohren, die ſeinen Verſtand und ſein Inneres in heftige Bewegung ſetzten. Unter den Söhnen, welche Adidi, (die Mutter der Götter) gebahr, befindet ſich Surjen, (d. i. die Sonne). Manu ***) iſt der Sohn dieſes letztern; ſo wie Nilen wieder ein Sohn Manu's. Dem Nilen ward durch's Geſchick ein weibliches Kind gebohren †), und dieſe brachte den Virincen mit drey Augen zur Welt. Vom Virincen ward Ciandra ††) gebohren, und der Sohn dieſes letztern war Budhen (oder Merkur). Er liebte ſchon im jugendlichen Alter ein noch

*) Der Gefährte des aſcetiſchen Védavjáſen.

**) Dháda iſt Brahma, von dem ich's weiterhin unwiderleglich darthun werde, daſs er ein Symbol der Erde oder Materie ſey.

***) Andre nennen ihn Menu. Er iſt der erſte dieſes Nahmens, und ſcheint verſchieden zu ſeyn von demjenigen, welchen Vishnu aus der Fluth rettete.

†) Man kann auch überſetzen: „Nilen ward durchs Schickſal in ein weibliches Weſen umgebildet, und von dieſem wurde Virincen mit drey Augen gebohren."

††) Ciandra iſt der Mond, und männlichen Geſchlechts.

jüngeres Mädchen, und dieses trafen die Wünsche des Budhen. Dies junge Mädchen gebahr sieben Söhne, und zuerst unter diesen den Puru, welcher gleichfalls mit allem Anstande einem jugendlichen Mädchen beywohnte. Sein Sohn war der König Ajussa, welcher einige Jahre hindurch die irdische Welt beherrschte, und den Nahusha zeugte, der wieder zum Sohne den Nahushden hatte. Jajádi, der Sohn dieses letztern endlich, vermählte sich mit der Tochter des Hesychasten Shukra *), Nahmens Dévajáni.

Die zweyte Tochter des Brahaspadi oder des Planeten und Hesychasten Jupiter, welcher die guten Söhne der Adidi (das sind die guten Genien) führte, Nahmens Sharmishda, war die andre Beyschläferin des Königs Jajàdi. Beyde Frauenzimmer gebahren zusammen fünf Söhne, Dévajàni nähmlich den Jadu, und Druvushja; Sharmishda aber den Druhju, Anadruhju, und den trefflichen Puru. Die gesegnete Nachkommenschaft des Jadu sind die Parajàdenmar (ein Geschlecht, eine Nation oder Caste), die Nachkommen des Puru hingegen, welcher das Zeichen des väterlichen Fluches nicht davon trug, sind die Pauravenmar (ein andres Geschlecht, eine andre Nation, oder Caste)."

Auf diese Art fährt nun das genannte Werk fort, bringt eine Menge von Geschlechtsregistern bey, und giebt Nachricht von der heftigen Eifersucht jener beyden Weiber gegen einander, so wie von dem Hasse, der Feindschaft, den Ueberlistungen und Auswanderungen der Söhne dieser Frauenzimmer nach verschiednen Reichen **). Für itzt

*) Shukra ist der Planet Venus, männlichen Geschlechts, und Führer der Söhne der Göttin Adidi, oder der bösen Genien, Titanen, Giganten.

**) Vorzüglich wird dies in dem Gesange Dévajàmibhàgjam des Buches Sambhavam erzählt.

aber ſey es mir erlaubt, einige Anmerkungen zu dem eben beygebrachten Fragment des Buchs Sambhavam hinzuzufügen.

Gleich aus dem Beginn dieſes Fragmentes leuchtet es ein, daſs die Indier in ihren Büchern einen einzigen, wahren, unendlichen, und höchſtweiſen Gott anerkennen, welchen ſie Parabrahma nennen *). Zur Beſtätigung dieſer Behauptung ſetze ich folgende Stelle aus einem gröſſern Auffatze her, der von den göttlichen Eigenſchaften der Anbetung Gottes, und der Art und Weiſe ſeiner Regierung handelt, und welchen mir i. J. 1779 der Brahmane Ciangra Govinda in die Feder ſagte. Sie lautet alſo:

„Deine Einſicht und dein Verſtand, o Gott! iſt gleich dem Lichte des Mondes, das weder glühet noch dunkel, ſondern ſanft, und dennoch hell iſt. Dies iſt bloſs eine Aehnlichkeit, aber nicht das Weſen deines Verſtandes. Du biſt das wahre, immer glückliche, ewige und unwandelbare Licht der Zeiten und Gegenden. Deine Weisheit erkennet tauſend und mehr Geſetze, und dennoch handelt ſie immer frey und ihrer Ehre gemäſs. Du warſt früher da als alles, dem man Verehrung erweiſst; dir ſey Lob und Anbetung! Du allein biſt der würklich glückliche, immer ſelige Bhagavàn. Du biſt das eigentliche Weſen aller Geſetze, und die Form aller Weisheit; dir, Parabrahma ſey Lob und Anbetung! Du, der du

*) Haxleden ſagt in ſeinem angeführten Wörterbuche: *Brahmam a ſciencia da ley, auſteridade, penitencia. Item* Tatvam *e verdadeiro ente ſuperior, que chamão Parabrahmam.* Auch der Pater Johannes de Brito ſagt in ſeinem handſchriſtlichen Werke, das den Titel führt: *Breve noticia dos erros que tem os gentios da India*, zu Anfange des Cap. I. *Eſtes meſmos tem difinido, que ha hum ſò deos, o que ſe chama Parabrahma, que quer dizer excellentiſſima, e ſuperior ſciencia, e eſte dizem ſer a letra etc.* Vergl. auch den erſten Vers des Buchs Màgha. p. 66. meiner *Grammat. Samſcrd.* den Strabo. *Lib.* 15. und den Porphyrius a. a. O.

vollam warst, was da ist, du bist der Zeuge des Universums; und erhältst alles; dir sey Lob und Anbetung! Die Sonne, der Aether, Brahma, Narajana, d. i. Vishnu, und Rudra als Götter, sind nur Erfindungen der Menschen und Körper, und vermögen nicht in deine Geheimnisse zu dringen. Wir selbst aber sind immer betrübt, schwatzen immer, und forschen, weil wir deine Gestalt nicht kennen, und dich weder einzusehen, noch zu beschreiben im Stande sind."

Als ich den genannten Brahmanen fragte, auf welche Art Gott die Welt regiere, erwiederte er mir: Sattájtta, cittaita, anubamamaitta, d. h. „Durch seine Substanz und sein Wesen, durch seine Einsicht und seinen Willen, durch eine Kunst und Weise, der nichts zu vergleichen ist."

In den brahmanischen Schriften wird Parabrahma hin und wider durch folgende Attribute charakterisirt: Svadasal oder Svadasatta, der durch sich ist, oder das durch sich existirende Wesen; Anádi, der ohne Anfang ist; Ashariri, der körperlose; Abaricédi, der unbeschreibliche; Sarvaciárutvam, die ganze Vollkommenheit; Sarvakáram, die allgemeine Ursache; Shástáva, der Rächer; Srshdàva, der Schöpfer; Advaja, der sich ähnliche, der keinen andern neben sich, oder seines gleichen hat; Parama, der wohlthätige; Karunnanidhi, der Schatz der Barmherzigkeit. Zwar werden freylich einige dieser Attribute, in eben denselben brahmanischen Schriften, dem Gotte Shiva beygelegt; aber wenn Shiva, wie ich's weiter unten unwiderleglich darthun werde, das Feuer oder die Sonne ist, so werden einige dieser Eigenschaften, nähmlich der erzeugende und vernichtende, der Sonne beygelegt, in so ferne sie ein Symbol des wahren Gottes ist. Ja, würden auch alle diese Eigenschaften dem Gotte Shiva beygelegt, was sich indessen gar nicht so verhält: so würde dennoch daraus nichts weiter folgen, als dass die Indier den Shiva, d. i. die Sonne oder das Feuer

zu einer Gottheit machten, nicht aber, dafs fie die Einheit Gottes leugneten. Dies würde auch gar mit dem nicht übereinftimmen, was ich vorhin aus den Schriften der Indier felbft beygebracht habe, und mit der obenangeführten Meinung vom Gotte Parabrahma, fo dafs wir es überhaupt als gewifs und erwiefen annehmen können, dafs die Indier einen einzigen, wahren Gott durch die Natur anerkennen. Freylich reden fie von verfchiednen Gottheiten, doch, haben fie einen Schaden erlitten, befinden fie fich in Gefahr, müffen fie etwas rechtlich bekräftigen, oder fühlen fie fich endlich dem Tode nahe, dann rufen fie alle aus: udaja tamburane, ein Ausdruck in der gewöhnlichen malabarifchen Sprache, der fo viel fagt, als: O wahrer und eigenthümlicher Gott! Dann richten fie ihre Augen gen Himmel, berufen fich auf fein Urtheil und feine Gerechtigkeit, leiften an den Thüren des Tempels im Nahmen des allfehenden und allwiffenden Gottes ihren Eyd, und nehmen ihn andern ab u. f. w. *)

Diefes höchfte göttliche Wefen Parabrahma, oder wie Norbert, Anquetil du Perron und andre es nennen, Karta, welches wie Ishvara einen Herrn bezeichnet, ertheilte nun dem Gott Brahma die Macht zu fchaffen; dem Gotte Vishnu das Vermögen, das gefchaffene zu erhalten; dem Gott Shiva aber die Macht, alles zu ver-

*) Dem allen zufolge thut man fehr unrecht, wenn man die Indier zu Materialiften, Spinoziften, oder Atheiften macht. Auf welche Weife aber Parabrahma die Welt erfchaffen habe, das erzählen die Engländer zu Calcutta in ihren *Afiatick refearches T. I. p.* 244. u. f. ganz der Wahrheit gemäfs aus dem brahmanifchen Buche Manava fhâstram. Man vergleiche auch, was fie p. 245. des angef. Werks aus dem Buche Bhagavadam beybringen. Dies ftimmt genau mit demjenigen überein, was Ildephons im erften Capitel feines fonft fchon angeführten handfchriftl. Werks, nach dem brahmanifchen Syftem, von der Weltfchöpfung, und dem, Andeszamotta genannten, Ey erzählt, und aus dem Pacunar, einem malabarifchen Dichter, weitläuftig beftätigt.

nichten. Da diese drey Götter Brüder *) und Gatten der Göttin Parashákti, oder der höchsten Tugend — denn das bezeichnet jener Nahme — sind: so leuchtet schon daraus ein, daſs das Prinzip der brahmanischen Religion selbst, allegorisch ist, und daſs man demnach ernstlich auszumitteln suchen müsse, wer diese Götter sind, welche als Brüder und zugleich als Gatten der Göttin Parashákti anerkannt werden. Als ich in dieser Absicht den vorhingenannten Brahmanen fragte, welches wohl die wahren und eigenthümlichen Eigenschaften dieser drey Götter wären, so erwiederte er mir: Praduvi oder die Erde, welche zwar an und für sich gar nichts, mit Hülfe der Sonne und des Wassers aber alles hervorbringe, sey die Natur und Eigenschaft des Gottes Brahma; Appu oder das Wasser mache, als ein feuchtes und zur Erhaltung geschicktes Element, die Natur und Eigenschaft des Gottes Vishnu aus; Aghni endlich oder das Feuer, sey die Natur und Eigenschaft des Gottes Shiva, welcher alles zertrümmert, verbrennt, verzehrt, und das, was seine beyden Brüder Brahma und Vishnu auf der Erde geschaffen, und im Wasser erhalten haben, vernichtet.

Aus dieser Idee nun, welche ich weiter unten unwiderleglich begründen werde, leuchtet es auf's neue deutlich genug ein, daſs die brahmanische Religion allegorisch sey, und daſs die Götzen Brahma, Vishnu und Shiva, als eigentliche Symbole der indischen Religion, schon in und bey ihrer Entstehung vorhanden waren. Als ich meinen Brahmanen nun weiter fragte, welches denn das Geschäfte des Karta oder Parabrahma sey, da die Schöpfung, Erhaltung und Vernichtung der irdischen Dinge schon auf jenen drey Göttern beruhe, und sonst nichts in dieser Welt nothwendig zu seyn scheine? so erwiederte er:

Karta,

*) So, nicht aber Söhne, scheint es heiſsen zu müssen, wie der weitere Verfolg es darthut. Anmerk. des Bearb.

Karta: Ishvara, oder Parabrahma, der Herr, als höchstes, durch sich existirendes Wesen, befinde sich in jenen drey Göttern und allen ihren Handlungen auf die Art, wie unsre Sonne in einem mit Wasser angefüllten Gefäfse vorhanden sey, und erblickt werde, obgleich sie sich dennoch nicht würklich in dem Gefäfse befinde. So viel von Gott und der Welt!

Ferner ist noch in Bezug auf das vorhin gegebne Fragment des Buchs Sambhavam zu merken, dafs, zufolge des Wörterbuchs Amarasinha, das Wort Dhàda dem Gotte Brahma als Epithet beygelegt werde, und einen Vater bezeichne. Wenn daher, wie ich vorhin schon angedeutet habe, der Gott Brahma die Erde ist, so folgt daraus, dafs Deksha oder Dekshen, welches einen ämsigen Menschen andeutet, ein Sohn der Erde sey, und dafs auf diese Art auch die Brahmanen es glauben, dafs der erste Mensch aus Erde gebildet, oder ein Sohn dieser sichtbaren Erde sey.

Adidi heifst in jenem Fragment eine Mutter aller Götter. Sie gebahr den Surjen oder die Sonne, einen der vorzüglichsten indischen Götter, wie schon im vorhergehenden bemerkt ist. Surjen zeugte den Manu oder Menu, den ersten König der Indier, welcher kein andrer zu seyn scheint, als der ägyptische Menes. Von diesem rühmen sich die Indier, ihre bürgerliche Einrichtungen erhalten zu haben, und noch itzt giebt es ein Buch unter seinem Nahmen, das den Titel Manusmrdi führt, und die Denkwürdigkeiten des Manu, oder das System der indischen Gesetze enthalten soll *). Manu, der auch Satjavarta, d. i. der gerechte Mann, heifst, wurde vom Vishnu, wie das Buch Bhagavadam erzählt, zur Zeit seiner

*) Von diesem Buche sehe man die *Asiatick Researches*. *T. I. p.* 352.

ersten Menschwerdung, aus einer allgemeinen Wasserfluth errettet, so dass man ihn mit Recht für den Noah halten darf *).

Im Verfolg des genannten Fragments wird erzählt, dass der Mond und Merkur gebohren wurden, wie auch weiterhin, dass die Planeten Jupiter oder Brahaspadi, und Shukra oder Venus, die Lehrer und Führer der Gestirne oder Hesychasten, der Asceten, Titanen, Giganten, Genien, der guten und bösen Geister, oder der Halbgötter waren. Die Götter, Genien oder Halbgötter kämpften unter einander, und erregten, theils wegen des Segens, theils aber auch wegen des Fluchs, den sie von ihrem Vater erhalten hatten, Kriege, begaben sich in verschiedne Gegenden der Erde, bildeten mancherley Stämme, u. s. w. Dies alles beweisst, dass die Schriften der Indier aus Fabeln und der wahren Geschichte zusammengesetzt sind. Einiges scheinen sie durch die Ueberlieferung von den alten Patriarchen erhalten, andres aus der Astronomie genommen, und daraus jenes ungeheure und dunkle Chaos, unzähliger, wahrer sowohl, als erdichteter Geschichtsbegebenheiten gebildet zu haben. Es lohnet der Mühe wohl, über die Entstehung derselben Nachforschungen anzustellen, aber die Gefahr zu irren ist auch nirgend grösser, als hier. Um indessen meinem Versprechen treu zu bleiben, will ich hier den Beweis davon zu führen suchen, dass die Indier ihr irdisches politisches und bürgerliches, religiöses und mythologisches System, nach dem System des Himmels geordnet haben.

Dass die Indier die Sonne und den Mond anbeten, und ihnen opfern, ist schon vorhin dargethan, wie auch dies, dass sie ihre Könige von jenen beyden Gestirnen benennen. Im ersten Verse des Buchs Bhagavadam, welches ein

*) S. die *Asiatick Researches*. S. 230.

heiliges indiſches Werk iſt *), heiſst es: „Würdig und werth der Bewunderung iſt die Gröſse des Stammes, würdig ſind die Thaten beyder Nachkommenſchaft, der Könige nähmlich, die von der Sonne und dem Monde erzeugt werden, wie er ſelbſt (der verehrungswürdige Mann) ſie erzählt." Auf gleiche Weiſe drückt ſich das Buch Sambhavam an der oben angeführten Stelle aus. Die indiſchen Könige ſollen demnach alſo von der Sonne und dem Monde abſtammen, und eben dieſen Urſprung hat auch die Familie Jadu oder Jedu, in welcher der Gott Krshna, oder Vishnu bey ſeiner Menſchwerdung unter der Geſtalt des Königs, Krshna, gebohren wurde, wie der zweyte Vers des Buchs Bhágavadam erzählt.

Das indiſche Budha ferner und das ägyptiſche Thout bezeichnet, wie ich an einem andern Orte zu beweiſen geſucht habe, eine und dieſelbe Gottheit, und zwar den Merkur. An eben der Stelle glaube ich auch, es gegen Bailly dargethan zu haben, daſs die Indier ihre Zeitrechnung von der Himmelwelt hergenommen, d. h. von den Jahren der himmliſchen Geiſter oder Genien, welche die Planeten und Geſtirne regieren. Uebrigens iſt es gewiſs und keinem Zweifel unterworfen, daſs die Indier in ihrem Syſtem, die Räthe und Lehrer der Könige, die Heſychaſten, Bonzen und Philoſophen von den Planeten und Geſtirnen herleiten, welche um die Sonne und den Mond her ſtehen, dieſelben gleichſam ſchweigend betrachten, und das Licht und ihre Kraft von ihnen erhalten, ja, daſs ſie endlich die Planeten, als die Erde belebende Weſen, als Erleuchter der übrigen Geſtirne, als Stifter der indiſchen Sekten, und als Gründer der Geſetze und Völker anſehen **).

*) Mehr von dieſem Werke findet ſich in meiner *Grammat. Samſcrdamica.*

**) Sonnerat ſagt *T. I. chap.* 2. S. 220. in Bezug auf die indiſche Aſtronomie. *A onze cents milles au deſſus de Saturne eſt le ciel de ſept Richys*, und in einer Anmerk. fügt er hinzu. *Ce ſont des grands Patriarches: ils forment la conſtellation que nous appel-*

Zum Beweife, dafs die Indier jene genannten verdienten Männer von den Planeten und Geftirnen benennen, mögen folgende Beyfpiele dienen. Der indifche Budha heifst im öfter genannten indifchen Wörterbuche, Munindra, d. i. der Vorfteher der Hefychaften, oder folcher Leute, die fich einem befchaulichen Leben gewidmet haben. Ferner heifst er Shadhabigna, oder der Befitzer von fechs Wiffenfchaften, denn fo viele nehmen die Indier an. Dann heifst er auch der züchtigende, oder lehrende Hefychafte. So heifst ferner Shukra, oder der Planet Venus, ein Dichter und Lehrer der Götter oder böfen Genien, ja, es wird von ihm erzählt, dafs er Söhne, und überhaupt eine Familie habe. Brahafpadi oder der Planet Jupiter, heifst der belebende, der Guru oder Lehrer, und der beredte. In dem Buche Sambhavam, werden die Kriege weitläuftiger erzählt, welche die Titanen, oder guten und böfen Genien, diefe Lenker der Geftirne unter einander geführt haben, und bey diefer Gelegenheit wird denn auch gemeldet, dafs diejenigen, welche diefen gröfsern Planeten, wie dem Merkur, dem Jupiter und der Venus, nicht Gehorfam leiften wollten, mit dem Fluch belaftet wurden. Eben fo heifst es auch im Buch Bhágavadam, dafs der tapfre Ráma ein Sohn des Sterns Rohini gewefen fey.

Diefe Belege, ob gleich ich deren mehr beybringen könnte, werden zur Beftätigung deffen hinreichen, dafs

lons la grande ourfe Ebendafelbft wird auch gefagt, dafs andre Geftirne nach der Meynung und Lehre der Indier, Giganten feyen. Obwohl nun Sonnerat hier auf eine lächerliche Art die Geftirne Patriarchen nennt, und jene fieben Richys eigentlich Irshi oder Muni d. h. Hefychaften, Afceten, Leute, die fich einer befchaulichen Lebensart gewidmet haben, hätten heifsen follen; und obgleich es fo gewifs eben nicht ift, dafs diefe den grofsen Bären ausmachen: fo leidet doch die auch von uns vorgetragne Hauptfache keinen Zweifel weiter.

die Indier ihre Gesetze, Einrichtungen, Wissenschaften, ihre Würden, den Unterschied ihrer Aemter, ja selbst ihre bürgerliche Verfassung, Religion und Philosophie, vom Himmelssysteme hergenommen haben.

Nachdem wir bisher mehrentheils liturgische Gegenstände behandelt haben, gehen wir itzt zu der Götterlehre der Indier über.

Die indiſche Götterlehre.

B R A H M A.

Von der Verehrung der Sonne, des Mondes, der Planeten und der übrigen Himmelskörper, kamen die Indier auf die Verehrung irdiſcher Dinge herab. Die erſte dieſer irdiſchen Gottheiten iſt Brahma, welcher folgende Beynahmen erhält: Atmabhu, die Seelen der Erde, oder beſſer, die Elemente, der erſte Grundſtoff der Erde *); Suragéshda, der Bruder der Sonne, die Erde nähmlich und die Sonne ſind Brüder, und beyde müſſen zuſammen würken, wenn etwas hervorgebracht werden ſoll;

*) Atmabhu kann auch eine Exiſtirende, wie eine Exiſtenz verleihende Seele bezeichnen, daher dieſes Wort, nebſt dem folgenden und manchen weiter unten vorkommenden Epitheten, auch eine andre, tief metaphyſiſche Idee zu enthalten ſcheinen könnte, ſo daſs Brahma die hervorbringende, Vishnu, die erhaltende, Shiva aber die vernichtende Kraft der Sonne darſtellte. Man ſehe, was ich weiterhin von der indiſchen Dreyeinigkeit ſagen werde. Mir ſcheint's indeſſen nach vielen und ſtarken Gründen glaubwürdiger, daſs Brahma die mit dem Aether verbundne Erde, Vishnu das Waſſer, und Shiva die Sonne, oder das Feuer bezeichne.

Pidámaha, der Urvater, oder der ältere unter den irdischen Göttern; Hiranjagaerbha, die Gebährerin des Goldes, oder der Hervorbringer der Goldgeburt, weil die Erde das Gold aufbewahrt; Logues-ha, der Herr der Erde; Suajambhu, der durch sich besteht, d. h. der seinen eignen Ort hat *); Ciadu-ránana, der vier Gesichte oder Köpfe hat, vielleicht wegen der vier Weltgegenden; Abgiajóni, die Gebährmutter der Wolken, weil diese nähmlich von der Erde aufsteigen, oder die Gebährmutter des Mondes, weil die Erde die Würkung des Mondes gleich einer Gebährmutter aufnimmt; Virincia, der ausgedehnte, der Spaltentreibende; Camalásana, der im Lotus sitzende, weil die Lotusblume ein Produkt des Wassers, der Erde und der Sonne, und die Gebährmutter aller durch Wärme und Feuchtigkeit erzeugten Dinge ist; Srshda, der Schöpfer, Hervorbringer; Pragiábadi, der Herr der Geburten, Erzeugnisse; Vedka, der Gesetz ertheilende, weil die irdischen Dinge nach dem festen Naturgesetze regiert werden; Vishvasrl, die Krone aller Dinge, oder der alles umschlingende Kranz. Endlich heisst Brahma auch Vidhi, d. i. das Fatum oder Naturgesetz.

Aus diesen Beynahmen läst sich nun auch ohne mein Erinnern folgern, dass Brahma nichts anders sey, als die Materie oder Erde, wie der ägyptische Brehi; ja ferner auch, dass er an diesen bestimmten Beynahmen oder Eigenschaften, leicht von den übrigen indischen Gottheiten könne unterschieden werden. Er sitzt nähmlich im Lotus, hat vier Gesichte, welche die vier indischen Gesetze ertheilten, und reutet auf einem Schwan, oder einer Gans. Auf einer indischen Original- Zeichnung aus Nepal **), befindet

*) Dieses Wort deutet in dem Samscrid auch die Luft an.

**) Diese Zeichnung befindet sich in einem handschriftlichen Werke des P. *Constantinus ab Asculo*, das itzt in der Bibliothek der *Congregatio de propaganda fide* liegt.

ſich Brahma mit jenen vier Köpfen abgebildet, und hat an dem Kinn eines jeden dieſer Geſichte, einen weit hervorragenden Barth, wie ihn nicht alle Zeichnungen dieſer Gottheit ſonſt haben. Hieraus lieſse ſich ſchlieſsen, daſs einige Indier vormahls wohl einen Barth möchten getragen haben, andre aber nicht. Auf der genannten Zeichnung ferner hat Brahma in der einen Hand das Buch Grantham, welches aus Palmblättern oder grobem Papier verfertigt, und mit einen Strik zuſammen gebunden iſt. Auch hierin erſcheint Brahma als Lehrer und Geſetzgeber, der die vier indiſchen Geſetze oder die vier Védam gegeben hat. In der andern Hand hält er einen Roſenkranz (Rudrâksham), an welchem er, durch Herſagung der Nahmen des Gottes Shiva (d. i. der Sonne), ſeine Gebete verrichtet; ein Geſchäft, das er mit ſeinen Söhnen, den Brahmanen, gemein hat. In der dritten Hand hält er ein kupfernes Gefäſs, um das Waſſer in demſelben aufzubewahren, oder daraus zu trinken. Es iſt dies das nähmliche Gefäſs, von welchem ich ſchon vorhin ſagte, daſs es das Kennzeichen büſſender Brahmanen ſey, die ihr Leben durchs Betteln unterhalten, und auſſer jenem Gefäſse nichts bey ſich führen dürfen. Brahma reutet übrigens auf einem Schwan, oder einer Gans; eigentlich iſt's der in den heiligen Samſcrid-Gedichten berühmte Vogel Hamſa von weiſſer Farbe, der gegen die Gewohnheit in der vohinerwähnten Zeichnung, buntfarbig und gefleckt erſcheint *).

Brah-

*) Pivati a. a. O. *T.* 8. *tab.* 20. *fig.* 1. an der obern Seite der erſten Umwandelung des Gottes Vishnu, giebt auch eine Zeichnung des Brahma, in welcher ſeine vier Geſichte an der Stirne mit einem Kranz umwunden ſind. Er ſelbſt aber ſitzt im Padma, Tamara oder Lotus, hat in der einen Hand ein Buch, und um den Hals viele Roſenkränze, rings um ihn her endlich liegen noch vier andre Bücher zerſtreut. Faſt eben ſo erſcheint Brahma in den *Aſiatick reſearches* *T. I.* S. 242. Vergl. auch *Niebuhrs* Reiſebeſchreib. Th. 2. Taf. 6.

Brahma ist vermählt mit der Göttin Sarasvadi, oder der Göttin der Beredsamkeit, Harmonie und Uebereinstimmung, weil die Erde nähmlich alles nach einer gewissen, beständigen und schönen Ordnung, Regel, und nach einem solchen Verhältnisse und Maass hervorbringt. Vom Brahma haben die vier indischen Casten ihr Entstehen erhalten. Aus seinem Haupte wurden die Brahmanen gebohren, als die priesterliche und vorzüglichste Caste, welche die übrigen, wie der Kopf die anderweitigen Glieder des Körpers, durch ihre Weisheit regieren sollten. Aus den Schultern ist die königliche Caste, oder Kshctrier entsprungen, weil die Könige gleichsam auf ihren Schultern die Last der Regierung, des ganzen Staats und ihrer Völker tragen müssen. Aus dem Bauche sind die Vajshjer entstanden, oder die dritte Caste, welche die Acker- und Kaufleute befasst, weil diese durch ihre Kenntnisse und durch ihr Gewerbe vorzüglich das herbeyschaffen, was der Bauch verlangt. Aus den Hüften oder Füssen endlich wurden die Shudras oder die mechanischen Künstler gebohren, welche durch ihre Arbeit das Reich unterstützen, und wie die Füsse, gleichsam unter dem Haupte und den Schultern stehen. Dies nun, was ich bisher aus brahmanischen Schriften gesagt habe, wird durch eine undenklich alte Ueberlieferung, und durch die allgemeine und beständige Meynung der Indier bestätigt, auch als wahr, heilig und gewiss von allen vertheidigt. Auch hieraus fliesst nun ein neuer Beleg für die Behauptung her, dass die brahmanische Religion allegorisch sey, und alle ihre Sätze unter symbolischen und erdichteten Hüllen vortrage, so wie dies wieder die Meynung bestätigt, dass die indische Götterverehrung hoch ins Alterthum hinaufgehe.

Aus dem bishergesagten lässt sich's leicht abnehmen, wie wenigen Grund diejenigen haben, welche den Brahma bald zum Patriarchen Abraham, bald zu einer blossen Darstellung einer einzigen göttlichen Eigenschaft, oder der Schöpfermacht des wahren Gottes, bald zur Sonne, dann

wieder zu einem menſchlichen Geſetzgeber, u. ſ. w. machen *). Hingegen wird das hier bemerkte ſehr gut durch eine vom Porphyrius **), nach dem Barteſanes, beſchriebne Statue des Brahma beſtätigt, welche ſich vielleicht auf der Inſel Salſette, oder der Elephanteninſel befand. Niebuhr ***) hat gleichfalls aus einem Tempel dieſer Inſel die Zeichnung einer halb weiblichen, halb männlichen Statue des Gottes Shiva gegeben. Brahma nähmlich, Vishnu und Shiva, oder die Erde, das Waſſer und das Feuer, werden zuweilen als Männer und Weiber zugleich dargeſtellt, und neben der Statue des Bardeſanes, befanden ſich auch Abbildungen der Sonne, des Mondes, der Geſtirne, Meere, wie auch andrer irdiſcher und himmliſcher Gegenſtände, um dadurch anzudeuten, daſs durch die Sonne, den Mond und die Geſtirne, die Erde, das Waſſer, die Pflanzen, ja alles zur Fruchtbarkeit gebracht werde.

*) Die erſte dieſer Meynungen ſ. bey Poſtel im *Commentar. ad Iezirah.* Vergl. Sonnerat p. 274. der Octav-Ausgabe. Von der zweyten Meynung ſ. die *Aſiatick reſearches. p.* 243. *De Pau* a. a. O. T. 2. Die dritte Meynung ſ. im *Alphabet. Tib.* die vierte endlich bey *L'Avocat* im *dictionaire des hommes illuſtres etc.*

**) In ſeinem Buch *de Styge.*

***) Reiſebeſchreib. Th. 2. Taf. 6.

V I S H N U.

Vishnu, gleichſam Gishnu, oder der Sieger, erhält im Indiſchen gleichfalls mehrere Beynahmen. Der erſte derſelben iſt Nárajena. Nirà bezeichnet eine Fülle, oder eine Sammlung von Waſſer, Ajena aber, oder in malabariſcher Mundart àjenam, bedeutet ein Anwachſen, eine Bewegung mehrerer Dinge auf einen Haufen, oder in einen Körper, die Ausdehnung einer Sache in die Länge und Breite, eine Sammlung, oder Vermehrung. Dieſe Herleitung jenes Beynahmens beweiſst es deutlich, daſs der Gott Vishnu, urſprünglich eine Perſonificirung des Waſſers war. Gishnu aber oder Vishnu, d. h. der Sieger ward er durch das Waſſer, zur Zeit da dieſes in der allgemeinen Ueberſchwemmung gleichſam die Welt beſiegte, bey welcher Gelegenheit Vishnu zuerſt unter den Menſchen und auf dieſer Erde, als körperliches Weſen, in der Geſtalt eines Fiſches erſchien.

Da dieſe erſte Erſcheinung des Vishnu, in allen brahmaniſchen Schriften, offenbar auf die Zeit der allgemeinen Fluth zurükgeführt wird, ſo kann man vier Perioden bey den Brahmanen feſtſetzen. Die erſte, oder die Schöpfungsperiode, iſt die des Brahma, als der erſten

Gottheit. Die zweyte und dritte Periode, in welchen Vishnu auftritt, dauern bis auf diesen Augenblik fort, weil die Indier noch mehrere Erscheinungen dieser Gottheit erwarten. Die vierte Zeitperiode endlich ist die des Shiva, oder die Zeit der Vernichtung der Welt durch das Feuer.

Die erste Periode begreift das goldne Zeitalter oder Krdajugam, welches mit dem Brahma und Däkshen beginnt, und bis auf den König Manu den siebenten, oder bis auf den Satjavrta, einen höchst frommen Mann, welcher Vishnu aus der allgemeinen Ueberschwemmung errettete, herabgeht. Die zweyte Periode, oder das silberne Zeitalter (Tredájugam) nimmt ihren Anfang bey der Wasserfluth, und endigt sich mit der Geburt des Krshna, und dem Kriege der Pandaven, zu welcher Zeit Vishnu unter dem Nahmen Krshna erschien. Die dritte Periode, Dvåbarajugam, oder das eherne *) Zeitalter, trat dreyssig Jahre nach dem Tode des Krshna ein, und wird ihr Ende erst bey der Vernichtung der Welt erreichen, welche durch einen heftigen, feurigen und glühenden Wind soll bewürkt werden. Alsdenn beginnt die Periode des Gottes Shiva, als die vierte und letzte. Nach dieser wenn nun alles aufgerieben und vernichtet ist, werden aus den noch übrigen Saamenstoffen, welche in den Lotus, das Dreyeck, oder die Geburtstheile der Göttin Bhavani sollen aufgenommen werden, eine neue Welt und neue Himmel hervorgehen **).

*) Im Original steht, das Silberne. Anm. des. Bearb.

**) Ursache der ersten Erscheinung des Vishnu, bey welcher er in der Gestalt eines Fisches austrat, war die Aufsuchung des Vedam, oder des Buchs der drey brahmanischen Gesetze, welches der Dämon Hajagriven dem schlafenden Brahma entwandt, und ins Meer geworfen hatte. Hierauf begab sich Vishnu zum frommen Manu, Satjavarta, oder dem Gutthäter, einem Könige, den er, wie gesagt, in der allgemeinen Ueberschwemmung erhielt. S. die *Asiatick researches p.* 230. u.

Der zweyte Nahmen des Gottes Vishnu ist Krshna, oder der Schwarze. Unter diesem machte er sich bey seiner neunten Erscheinung auf der Erde bekannt, von welcher nachher soll gehandelt werden. Sein dritter Nahme Vajgunda, ist von dem Orte, oder dem Himmel Vajgundam hergenommen, in welchem er sich aufhält. Dàmodara heisst er ferner, weil er auf seinem Leibe das Zeichen einer Fusstapfe trug, welche ihm Tambura Mà Irushi eingedrückt hatte. Auch heisst er Keshava, oder der haarigte. Seinen Nahmen Mádhava führt er als Gemahl der Göttin Má oder Leksmi. Wegen seiner röthlichen und schönen Augen, die der Lotusblume ähnlich sind, erhält er den Nahmen Punnarikaksha, so wie den Nahmen Gòvinda darum, weil er die Govàm oder Kühe hütete, und die Govastriguel, oder ein tausend sechshundert und acht Hirtinnen liebte. Garudhadhvagia heisst er ferner, weil er beym Herabsteigen aus seinem Himmel auf einem Adler, oder dem Vogel Gaerudha reutet. Wegen seiner Kleider von hochgelber Farbe, heisst er Pidámbara, und Ciakravanni, wegen des Ciacram oder Rädchens, auf welchem sich zwey Dreyecke befinden, und das er in seiner Hand trägt. Der Nahme Ciadurbhugia ist ihm wegen seiner vier Hände beygelegt, und da sein Nabel dem Lotus ähnlich seyn soll, wird er Patmanàbha genannt. Als Feind des Giganten Madhu, gegen den er kämpfte, heisst er Madhuribu. Seine übrigen Nahmen sind: Vishvambare, der alles beschützt und erhält; Gauri, der Bengale, oder der vom Ganges her ist; De-

s. Sonnerat a. a. O. T. I. Der Pater Brito in seiner Schrift *De Vishnu dei incarnatione in piscem lib.* 3. *cap.* 3 nennt jenen König, nach einer Tradition der Maduränesischen Brahmanen Tiruvaluven, und sagt, dass er nebst seiner Tochter allein dem Verderben entgangen sey. Die grössere Glaubwürdigkeit aber ist auf Seiten des Buchs Bhàgavadam, welches ihn Manu und Satjavrta nennt, oder man müsste denn annehmen, dass er mehrere Nahmen führe, und hier unter dem einen, dort unter dem andern bekannter sey.

vagana, der Sohn der Göttin Devagni, u. s. w. Auch heisst er Vanamàli, weil er auf dem Lande, oder in der Einöde, mit einem hirtlichen Blumenkranze gekränzt gieng, und einen andern solchen Kranz am Halse trug. Diese Nahmen haben alle auf die verschiednen Gestalten Bezug, unter welchen der Gott auf der Erde erschien.

Nach der Meynung der Vishnuverehrer, bezeichnen die vier Hände ihres Gottes, seine Macht, Gerechtigkeit, Freygebigkeit und Weisheit. Vielleicht könnte man mit noch grössern Rechte sagen, dass sie blofs seine Macht und grosse Würksamkeit bezeichnen, welche er wie das Wasser, zur Erhaltung der geschaffenen Dinge anwendet. So soll auch die Muschel oder das Blasehorn, welches er in der einen Hand hält, dahin deuten, dass er mit denselben dasjenige, was er will, aus dem Abgrunde hervorrufe, zur Erzeugung bringe, und aus den Tiefen der Erde wie des Wassers schaffe. Dieser Muschel wegen aber kann man den Vishnu, weder zum Neptun, noch zur Venus machen, weil er sonst auch wegen der Keule, die er in einer Hand trägt, den Herkules, und wegen des Rades, oder Ciacra, wieder eine andre Gottheit vorstellen müsste *). Schiklicher ist demnach die Behauptung der Indier, dass diese Muschel ein Symbol und Gefäss der Hervorbringung sey, in welchem die irdischen Dinge keimten und erzeugt würden. Eben diese Bewandniss hat es auch mit dem Lotus, welchen Vishnu in der vierten Hand hält, denn wie die Anhänger des Thales das Wasser zum ersten Prinzip der Dinge machten, so machen es die Brahmanen zum zweyten Prinzip derselben. Mit seiner Keule, die Ghedà heisst, züchtigt Vishnu die Bösen, und zerschmettert die Köpfe der Gottlosen. Darum erschien er auch so oft auf der Erde, um nähmlich die Giganten, welche die Götter und gottergebnen Leute anfeinden, auszurotten, und jene stolzen Könige zu Boden zu werfen, von welchen die Bücher, Ge-

*) Auch führt er in einer Hand, als rüstiger Krieger, einen Bogen.

ſänge und Fabeln der Brahmanen unaufhörlich reden. Durch das Rad, oder Ciacram, welches Vishnu mit der Hand herumdreht, wird die Welt in ihrem Kreislaufe umher getrieben, welcher durch Bewegung, Erzeugung und Vernichtung erhalten wird, und dies Geſchäfte der Erhaltung hat Vishnu auf ſich. Auch die Tibetaner und Japoneſen verehren die Muſchel und den Lotus. Ja, man könnte vielleicht auch das tibetaniſche Mani, für das Rad des Vishnu oder Ciacram halten, da daſſelbe gleichfalls in einem Kreiſe umhergetrieben wird. Zwar habe ich vorhin darzuthun geſucht, daſs dies Mani der Lingam ſey; mag es indeſſen dies oder jenes ſeyn, ſo hat es immer einen gleichen Bezug auf das Prinzip der Erzeugung und Vernichtung, denn auf dieſes wird es auch in den Briefen des groſsen Lahma *) zurükgeführt.

Vishnu hat zur Gemahlin die Läkshmi, unter welcher wahrſcheinlich die Erde zu verſtehen iſt, als eine mit dem Waſſer in enger Verbindung lebende Göttin, durch deſſen Befruchtung ſie auch zum Ertrage geſchikt wird. Die Indier nennen ſie die groſse Mutter, weil ſie ohne eigne Verminderung ſich fortwährend im Hervorbringungsgeſchäfte befindet. Weiter unten ſoll von ihr insbeſondre gehandelt werden.

Die dreyfache Krone des Vishnu, iſt Zeichen ſeiner dreyfachen Herrſchaft, nähmlich über das Meer, über die Erde, da dieſe das Waſſer befeuchtet, und über die Wolkenregion, welche das Waſſer anfüllt. Am Halſe hängt ihm ein Diamant, der Causthubha mani heiſst, ſeine Ohrgehänge ſind Carfunkeln, bis an den Leib aber iſt er mit dem Picàmbaram, oder einem goldfarbnen Gewande bekleidet. Dieſe Farbe ſteht bey allen indiſchen Sekten in vorzüglichem Anſehn, ſo, daſs ſelbſt die Büſsenden dergleichen Gewänder tragen. In eben dieſer bisher beſchrieb-

*) S. das *Alphabet. Tibetan.*

nen Gestalt, soll auch, wie die Indier erzählen, Karta, oder die höchste Gottheit, einigen Büssenden und beschaulich lebenden Leuten erschienen seyn.

Den Vogel Garudha, auf welchem Vishnu reutet, hält Sonnerat für einen Adler; die Malabaren aber verehren den Habicht, und sagen dieser Vogel sey's, auf dem Vishnu reute, und nennen ihn daher Vahenam *). Von dem Fluge des portugisisch Minhato genannten, Raubvogels nimmt man Vorbedeutungen her, und ich habe selbst oft diejenigen glücklich preisen gehört, welchen dieser Vogel im schnellen Fluge Fischchen, die sie etwa in der Hand trugen, raubte, denn so dreust ist er in Indien.

Vishnu wird zuweilen auch in einer Hand mit einem Glöckchen abgebildet, das eigentlich ein Merkzeichen der Büssenden ist, indem es vor ihnen hergetragen wird, damit diejenigen, welche verunreinigt sind, sich zurückziehen, und ihnen den Weg frey machen mögen. Auch berühmte Sanjási lassen sich dies Glöckchen voraustragen, wenn sie sich von einem Orte an den andern begeben, oder baden.

Man zählt neun Erscheinungen des Vishnu auf der Erde in irdischer Gestalt. Zuerst trat er als Fisch auf, dann als Schildkröte. In dieser letztern Gestalt unterstützte er die Welt, und errettete sie vom Untergange, der ihr bey dem heftigen Kampfe der Götter Dévaguel gegen ihre Feinde Asurer, welche ihnen die himmlische Speise entreissen wollten, drohte. Hierauf erschien er als Schwein, um die in die Erde vergrabenen Füsse des Gottes Rudra aufzusuchen. Zum vierten Mahl kam er halb als Löwe, halb als Mensch (Marasinham) auf die Erde herab, um den Riesen

*) Dieser Vogel heisst bey den Indiern der Herr der Vögel, und wird als goldfarbig oder röthlich bezeichnet.

Riesen Irania zu tödten, welcher, stolz genug, sich erkühnte, die Götter, und gottergebnen Menschen, vorzüglich aber den Pergaladen, einen Verehrer des Vishnu, zu verfolgen und anzufeinden. Das Blut dieses Riesen soll Vishnu getrunken haben. Hierauf erschien er unter dem Nahmen Vàmana als Brahmane, und strafte den König Mahaveli Shacravàti; diesen nähmlich stiefs er in die Unterwelt herab, aus der er alljährig nur im Monate August hervorgehen darf. Daher feyern die Malabaren um diese Zeit auch, acht Tage hindurch, zur Ehre des Vishnu, das mit Fasten verbundne Fest Onam, an welchem sie neue Kleider anziehen, und gewisse Kämpfe, gleich festlichen Spielen, anstellen. Hier kämpfen sie mit Bogen, Pfeilen und andern Waffen gegen einander, so, dafs einige von ihnen getödtet, mehrere aber verwundet werden. Um diese Zeit soll Vishnu herabsteigen, und die Welt von der Nähe aus beobachten, ob alles gehörig zugehe, und Früchte in erforderlicher Menge vorhanden seyen, oder ob es im Gegentheil an irgend einer Nothwendigkeit des Lebensunterhaltes fehle. In andern Gegenden Indiens, soll das vorhinerwähnte Fest im November gefeyert werden.

Die sechste, siebente und achte irdische Erscheinung Vishnu's geschah in der Gestalt Rámen, und zwar zum ersten mahl, um die bösartigen Könige Rágiaputrer zu strafen; zum andern mahl, um den Riesen Cartavirtargunen zu tödten, welchen er mit einer Flugschaar zerschnitt, so dafs er aus den zerstückelten tausend Armen desselben, ganze Knochenhaufen aufschüttete; zum dritten mahl endlich um den Riesen Rávana, den König der Insel Ceylan, zu besiegen und ihn seiner Herrschaft zu entsezzen. In diesem Kriege kamen auch die beyden Brüder Rávana's, Kumbhacarnen und Vibhishmen, ganz vorzügliche Kämpfer, um's Leben. Nach diesem Siege durchreisete Vishnu, als er seine Gemahlin Sida wieder erlangt hatte, die Welt. Die neunte irdische Erscheinung des Vishnu geschah in der Gestalt Krshna's.

Aus dem allen nun leuchtet's ein, dafs Vishnu ursprünglich das Waſſer darſtelle, deſſen Kraft man zuerſt bey der allgemeinen Ueberſchwemmung kennen lernte, und das man daher unter allegoriſchen Dichtungen, oft als eine Gottheit auf der Erde erſcheinen liefs, ſey's nun zur Beförderung des Guten, oder zur Erhaltung der Welt, oder zur Ausrottung des Böſen, welche gleichfalls zu dem Erhaltungsgeſchäfte Vishnu's gehört. Hier ſind alſo nicht allein Allegorie und mythiſche Philoſophie, ſondern vielleicht auch hiſtoriſche Weltbegebenheiten, oder insbeſondre indiſche Ereigniſſe, aufzuſuchen.

Von den Handlungen und Erſcheinungen Brahma's, in Bezug auf die Welt und ihre Bewohner, erzählen die Schriften der Brahmanen nichts, oder doch nur wenig. So heifst's z. B. dafs ein Dämon dem Brahma, als dieſer ſchlief, die Bücher des Geſetzes entwendet habe, welches andeutet, dafs zwey Jahrtauſende hindurch vor der Ueberſchwemmung, das Menſchengeſchlecht verdorben geweſen, und die Welt gleichſam veraltert ſey. Aber mit der Ueberſchwemmung erwacht, ſo zu ſagen, alles aus dem Schlafe, und alles wird in Bewegung geſetzt. Itzt kommt das Böſe, wie das Gute, und Strafen, wie Belohnungen in Betrachtung. Es belohnte der Mühe wohl, Vishnu's irdiſche Erſcheinungen genauer zu unterſuchen, auf die verſchiednen Geſtalten, welche er dabey annahm, auf die Zeiten und Oerter, in und an welchen er erſchien, und auf ſeine Handlungen zu merken, ja endlich, nach Hinwegräumung aller allegoriſchen Einkleidungen, durch welche doch auch ſchon itzt manches hiſtoriſche Licht hervorſchimmert, wo möglich, gewiſſe Zeitläufe und Begebenheiten genauer zu enthüllen. Indien, ein ſo altes Land, hat der mancherley alten Ueberlieferungen, Syſteme, Sekten, philoſophiſchen Meynungen, Religionsarten, Sitten und Schriften ſo viele, dafs es ein Wunder wäre, wenn es nicht auch an hiſtoriſchen Begebenheiten im Alterthume, eine Menge hätte. Nimmt man dazu noch die Hartnäckigkeit der Brahmanen, und die Ausdauer der Indier überhaupt,

für ihre alte Gottesverehrung, ihre angeſtammten Kenntniſſe, Gewohnheiten und Ueberlieferungen, für die ſie eher ſterben, als ihnen etwas vergeben würden: ſo muſs unſre Erwartung natürlich noch höher geſpannt werden. Urſache genug, den Beginn dieſer Nachforſchungen weiter zu verfolgen *).

*) Vom Vishnu ſ. mehr in den *Aſiat. reſearch.* in *Georgii Alphabet. Tibet.* bey Sonnerat a. a. O. und andern.

S H I V A.

Wie Brahma der Erzeuger, und Vishnu der Erhalter aller irdischen Dinge war, so gilt Shiva bey den Brahmanen als Vernichter derselben, welches sie zusammen durch das einzige Wort Srshdīstidisamháram, d. h. Erzeugung, Erhaltung, Vernichtung, ausdrücken. Nach der Meynung vieler Brahmanen, sind dies eigentlich Attribute des Karta, oder des höchsten Wesens, und Symbole derselben sind dann die Erde, das Wasser und das Feuer oder die Sonne, als dritter, grösseser und mächtigster Gott der Indier.

Shiva hat gleichfalls mehrere Beynahmen. So heisst er Isha, Herr; Pashubadi, der Herr oder Gemahl des Stiers, daher noch gegenwärtig die Verehrer dieses Gottes, den Nahmen Govàmsuámi, oder Gòsvámi, d. i. Herren der Kühe, erhalten. Hier ist zu merken, dass Pashu zugleich einen Stier und eine Kuh andeute. Shiva reutet gewöhnlich auf einem Stier, und bey Niebuhr *)

*) Seiner Reisebeschr. Th. 2. Taf. 6.

erscheint er männlich und weiblich, als Hermaphrodit oder Arthanári, wie ihn die Brahmanen nennen. Denn dass diese Gestalt keinen andern andeutet, ist aus den Attributen, die sich bey ihr befinden, so wie aus dem Stiere, welchen er mit der Hand berührt, deutlich genug.

Ferner heisst Shiva *), auch Ishvara, der Herr; Ishana, mit gleicher Bedeutung. Ishani, die Gebieterin, ist der Nahme der Göttin Bhavani, einer Gemahlin Shiva's. Vielleicht ist sie die ägyptische Isis, deren Nahme aus Isha, Isa, oder Isani verunstaltet ist **). Shiva heisst auch Mahádéva, der grosse Gott; Maheshvara, der grosse Herr; Rudra, der Thränenerwecker; Sh'uli, der den Dreyzack führt; Shangra, der Furcht erregende; Ciandrashégara, der den Mond auf dem Haupte trägt. Von diesem Nahmen des Shiva schreibt sich die Sitte einiger Verehrer dieser Gottheit her, eine Abbildung des Mondes an der Stirne zu tragen, woraus wiederum zu vermuthen ist, dass die Hörner des Apis den Mond, die Scheibe zwischen denselben aber die Sonne vorstelle.

Ein andrer Nahme Shiva's, ist Guirisha, der Herr der Berge, oder des Berges ***). Auch wird er ge-

*) Shiva bezeichnet das Gute.

**) Der Verfasser nähmlich hält den Shiva für den ägyptischen Apis, der, wie bekannt, als Stier gebildet wird, und zwischen den in Mondgestalt gebognen Hörnern, eine Sonnenscheibe trägt. Daher, sagt unser Verf. bezeichnet diese Abbildung die Sonne, den Mond, und den Stier, oder die Kuh, als Symbol der Erde, drey Gegenstände des indischen sowohl, als ägyptischen Religionsdienstes. Anm. d. Bearb.

***) Hierüber sagt der Pater Constantinus in seiner öfter angeführten Handschrift: *Una giornata di cammino distante della città di Batagao vi e un grande monte detto Hemaloe* (besser *Himala*, der kalte Berg) *abitazione, e luogo di contemplazione di Mahá-*

nannt, Bhudésha, Herr der Dämonen, Gespenster, bösen Geister; Mardhjugeja, der Sieger über den Tod; Mardha, der hartnäckige, streitbare, der Krieger; Virubaksha, der Gott mit ungestalteten, furchtbaren Augen; Kabálabrl, der schaurige, in die Höhe gerichtete, Haare hat; Vámadéva, der von einem dicken, zusammengepresten, fast Pygmäenartigem Körper ist; Trilocena, der dreyäugige; Sháståva, der Rächer; Sarvagna, der allwissende, weil er mit seiner Einsicht und Weisheit alles erkennt, mit seinem dritten, in der Stirne befindlichen Auge, alles sieht, alles Gute und Böse bemerkt, und das erstere dann auch belohnt, das letztere aber bestraft. Dem zu folge pflegen sich einige Shivaniten auch ein Auge vor die Stirne zu mahlen.

Schlüsslich sind nun noch folgende Nahmen dieser Gottheit zu bemerken: Nilohida, der ein rothblaues Gesicht hat; Hará, der Vernichter; Triburándaga, der drey Städte oder Gegenden, nähmlich den Himmel oder die Wolkenregion, die Erde, und die Unterwelt, bewohnt; Vjomaguésha, der Herr der Wolkenregion; Vrshadvagia, der Hervorbringer des Regens und Ungewitters; Bhima, der furchtbare, schreckliche; Bhava, der erzeugende, u. s. w. Alle diese Nahmen nun sagen die Indier an ihrem Rudraksham oder Rosenkranze mit Ehrfurcht her, und darin bestehen ihre täglichen Gebete, daher man auch so oft Tibetaner und Indier mit solchen Rosenkränzen abgebildet sieht *).

déva e de Páradi sua moglie. Il sagro fiurne detto Bagmadi che scorre tra Batagao e Catmandu e di acque sante, che levano ogni marchia di peccato. S. *de L'Ile's* Carte zwischen dem 25. und 30 Grad der Breite, neben Pattan, auch die *Asiat. research. p.* 248

*) Sollte demnach nicht alles, wenigstens das, was man aus diesen Rosenkränzen, für Manichäismus oder verunstaltetes Christenthum in Tibet und Indien ansah, irrig dafür gehalten seyn?

Sind allejene Eigenſchaften und Attribute des Shiva in einem Bildniſſe vereinigt, ſo entſteht daraus natürlich ein furchtbares Ungeheuer *), aber auch einzeln finden ſie ſich, und an ihnen iſt man denn im Stande, dieſe Gottheit zu erkennen. So reutet Shiva bald auf einem Stiere, bald ſtrömt der Ganges aus ſeinem Haupte hervor; bald hält er einen Dreyzack, bald Schlangen in der Hand; dann ſchleudert er Blitze, iſt mit Todtenſchädeln umgeben, ſchlachtet mit einem Beile oder Degen Kinder hin, iſt mit mancherley Waffen, einer Keule, einem Degen oder Beile verſehen, hat einen Roſenkranz an ſich, und wird bald mit mehrern Händen dargeſtellt, bald mit einem einzigen Lingam, der auf ein Joni oder weibliches Geburtsglied geſtellt iſt, und ſich kegelförmig erhebt. Welchen Bezug dieſe Abbildungen haben, wird man leicht bemerken bey der Vorſtellung, daſs Shiva die Sonne, als ſitzend auf der Erde oder einem Stier, daſs er Erzeuger und Vernichter iſt, Rächer der Vergehungen, und Richter der Körper ſowohl, als der Seelen der Verſtorbnen; er iſt Herkules und der donnernde, wie der blitzſchleudernde Jupiter; ja, er iſt endlich das Feuer, welches, wenn es mit Brahma'n oder der Erde, und mit Vishnu'n oder dem Waſſer zuſammen würkt, vorzüglich durch ſeine Wärme die Dinge erzeugt. Daher rührt nun die brahmaniſche Erzählung, daſs Shiva einſt ſeinem Bruder Vishnu beygewohnt habe, aus welchem Beyſchlafe denn jenes Ungeheuer, der Lingam entſtanden ſey, als Symbol der Natur oder der Göttin Shakti, welche ihre Erzeugungen durch Wärme und Flüſſigkeit bewürkt. Dies iſt die Urſache, warum der Lingam hin und wieder auf einem Joni ruhend in Hainen aufgeſtellt wird, und nach einer allgemeinen und alten Ueberlieferung bey den Indiern, ſo eine Abbildung der Schamtheile des Gottes Shiva und ſeiner Gemahlin Bhavani,

*) Eine ſolche Abbildung S. auch im *Alph. Tibet.*

oder ſeines, in ein Frauenzimmer umgewandelten Bruders Vishnu, darbietet.

Die ſchon im Alterthume berühmten Anhänger, und Verehrer des Shiva, ſind itzt in Indien unter die Nahmen Gòſámi, und Jogui bekannt, heiſsen aber bey uns gewöhnlich Fakirn.

SARAS-

SARASVADI.

Sarasvadi, die Gemahlin Brahma's, führt auch den Nahmen Brahmi, d. i. Wissenschaft, durch welchen sie zugleich auch als die Gemahlin jenes Gottes charakterisirt wird. Es scheint demnach, dass die Brahmanen ihrem Gotte, zur Hervorbringung der Dinge, die Wissenschaft oder Einsicht, als Frau, angedichtet haben. Ihre übrigen Beynahmen sind diese: Bháradi, die Geschichte, oder Göttin der Geschichte; Bháshá, die Sprache, Mundart, oder die Göttin der Sprachlehre; Ghi, die Stimme, das Wort, der Ausspruch, oder die Göttin der Beredsamkeit; Vákervàni, die Lenkerin der Sprache oder Wörter; Sarasvadi, die Bewürkerin der Harmonie, des Verhältnisses, der Uebereinstimmung.

In dem hier gegebnen Bildnisse der Göttin, hat sie eine länglichte Mütze auf dem Kopf, und vor der Stirne das heilige Zeichen. In ihren vier Händen hält sie einen eisernen Griffel, um mit demselben auf Palmenblätter, die sie gleichfalls in den Händen hat, zu schreiben. Ferner die Abbildung eines Hirschen, in welcher Gestalt nähmlich Brahma sie in Leidenschaft sezte und ihr beywohnte.

Endlich hält ſie in ihren Händen auch ein Meſſer, oder eine Axt, mit der ſie die Palmblätter von den Zweigen ablöſet und beſchneidet. Auf andern Bildniſſen hält ſie in der einen Hand bloſs den Griffel, die andre Hand hängt herab, und ſchlieſst ſich ans Bein an. Immer aber erſcheint ſie mit entblöſstem und vollem Buſen, wie wenn ſie denen, welche ſich ihr nahen, und ſie verehren, im Ueberfluſſe Milch darreichen wollte. Ueber den Schultern trägt ſie einen Gürtel, wie ihr Vater und Gemahl Brahma, welches auf die Fähigkeit und das Vermögen deutet, die Wiſſenſchaften zu lehren, und die Menſchen zu unterrichten. Bey den Nepalenſern hält dieſe Göttin in der einen Hand den Lotus, in der andern ein Buch, in der dritten einen Roſenkranz, und in der vierten endlich ihren Griffel. Sie ſoll einſt einen ſehr ergebnen Diener, Nahmens Kálidáſa gehabt, und ihm ſeiner treuen Dienſte wegen, zur Belohnung das Geſchenk der Beredſamkeit ertheilt haben. Die Gelehrten ſind alle zu ihrer Verehrung verpflichtet, und müſſen ihr opfern. Ja ſogar die Könige bringen ihr ein öffentliches Opfer dar, und dieſes heiſst Saraſvadipùgia. Uebrigens hat es auch nicht an Leuten gefehlt, die dieſe Göttin für die Sara hielten, ſo wie Brahma ihnen für den Abraham gilt.

LAEKSHMI.

Die Göttin Laekshmi ist die Gemahlin Vishnu's, und die zweyte unter den sieben Göttinnen, welche die Indier Sapta mádara, oder die sieben Mütter nennen. Auch sie hat der Beynahmen mehrere; z. B. Shri, die beglückte, glückselige; Laekshmi, die schöne, wohlgebildete, denn Laekshmjam ist die Schönheit; Padmaleja, die Bewohnerin des Lotus. Da sich die Lotusblüthe beym Aufgange der Sonne öfnet, bey ihrem Untergange aber wieder schliesst, und da sie ein Symbol der Natur ist, welche durch Wärme und Feuchtigkeit die Dinge erzeugt, so wird diese Blüthe fast bey allen asiatischen Nationen, wie ein weiblicher Empfängnisstheil betrachtet, welcher den Samen von der Sonne und den Planeten aufnimmt, ihn zur Reife bringt, hervorsprossen macht, und ihm seine vorige Existenz und Gestalt wieder giebt. Daher auch die Aegyptier sogar die Sonne als einen Jüngling im Lotus vorstellen, so dass sie durch dieselbe zu ihrer Reife zu gelangen, und stärker zu werden scheine. *)

*) S. den *Plutarch de Iside.*

Ferner heiſst dieſe Göttin Padmà oder Patmá, die Lotusblüthe oder Nymphäa; Haripriјà, die Geliebte des Gottes Vishnu; Indrá die Sinne erregende; Lògagenani und Logamàdà, die Gebährerin der Welt, und die Mutter der Welt; Mà, die groſse; Ramá, die frohe; Mangaladévadá, die Göttin des Glücks; Kshiraſà, die liebliche.

Dieſe Göttin wird ſitzend abgebildet, und hält in beyden Händen eine Lotusblume. Bald hat ſie eine kegelförmige, bald eine herabgeſchobne Mütze, zuweilen aber ſind auch ihre ungeordneten, einfachen Haare auf dem Scheitel zurükgebunden. An der Stirne führt ſie die heiligen Lingamzeichen, und ihr Buſen iſt entblöſst. Dies iſt die gewöhnliche Geſtalt der Göttin, wie man ſie in den indiſchen Tempeln und an den Mauern abgebildet ſieht. Aber im Muſeum des Cardinals Borgia zu Veletri befindet ſich eine andre Abbildung der Göttin Laekshmi, wie ich ſie ſonſt nie ſah. In dieſer Zeichnung iſt die Göttin ſtehend, mit einer in Kegelgeſtalt ſich erhebenden Mütze, entblöſster Bruſt, und bis auf den Unterleib herab unbedeckt dargeſtellt. Ueber den Schultern trägt ſie einen hängenden Sack, den ſie vor der Bruſt mit beyden Händen offen hinhält, wie wenn ſie die Geſchenke der Natur und der Erde aus demſelben herausſchütten wollte. Sonſt trägt ſie auf ihren Händen auch wohl ein kleines Kind, dem ſie die Bruſt zum ſaugen darreicht. Zuweilen iſt dieſe Göttin wieder als ein ſchönes Mädchen vorgeſtellt, das im Lotus ſitzt, und dann iſt ſie mehrentheils bekleidet, und mit dem ſchönſten Geſchmeide ausgeſchmückt. Ihr iſt der Màvabaum, oder indiſche Mangueira, welcher in Menge die ſogenannten Mangaäpfel trägt, und das Blatt dieſes Baumes heilig, daher ſich die Brahmanen auch eines Zweiges von demſelben, zur Ausſprützung des Weihwaſſers bedienen. Auch der Lotus iſt ihr geweiht, weil er gleichſam ihr Wohnſitz iſt; doch ſagt man auch wohl, ſie halte ſich in den Mäulern, dem Eüter und unter dem Schweife der Kühe auf.

Laekshmi scheint auch die Schutzgöttin des nächtlichen Feuers zu seyn, denn ihr zu Ehren wird an jedem Abende Feuer aufbewahrt, und das Haus wird höchst glücklich gepriesen, in welchem unabläßig eine Lampe, oder sonst irgend ein Feuer, zu Ehren dieser Göttin vorhanden ist und brennt. Wenn Reis gekocht wird, werfen die indischen Frauen einige Körner davon ins Feuer, opfern dadurch dieser Göttin, und rufen sie dabey an. Frauenzimmer die sich die Schönheit oder Söhne wünschen, empfehlen sich ihr, überhaupt wird sie von allen Indiern verehrt. Die besondern Anhänger Vishnu's nennen sie die grosse Mutter. Sollte übrigens diese Göttin Laekshmi oder Shri nicht die Ceres der Alten seyn *)?

Aus dem bisher gesagten, wird man sich nun auch manchen Gebrauch erklären können; z. B. dass man zu Ehren dieser Göttin eine Lampe mit sieben Flammen anzünde, oder einen Leuchter mit sieben Lichtern aufstelle; dass man Münzen mit dem Bildnisse der Göttin auspräge, welches man vor der zu leistenden Zahlung, durch Anlegung an die Augen oder den Mund, vorher anbetet; warum man Abends das Licht der Lampen mit erhobnen Händen begrüsst; warum dies auch bey einer ehelichen Verbindung geschehe; warum unfruchtbare Weiber, und Buhldirnen dies hingegen nicht thun; warum man die Kühe verehrt; warum man mit Kuhunrath sein Haus ausstreicht; u. s. w.

*) Was der Verf. hier mit vieler Beredsamkeit dafür anführt, dass Shri keine andre Göttin als die Ceres seyn könne, habe ich weggelassen, weil diese Vergleichungen manche Wahrscheinlichkeit, aber schwerlich einige Wahrheit haben, und weil ich meinem Plan und den Umständen gemäss, den Raum für historische Angaben sparen musste. Mag aus diesen denn conjecturiren wer Lust hat, und soviel er immer nur will. A. d. Bearb.

PARVADI ODER BHAVANI.

Diese Göttin hat, wie alle übrige indische Gottheiten, der Nahmen viele. So heisst sie Vmá, die Gebieterin; Pàrvadí, die Herrscherin der Gebürge; Kartjajani, die Schöpferin, Bewürkerin; Gauri, die vom Ganges, oder aus Bengalen her ist; Rudràni, die Thränenerregende; Shivá, die gute; Bhaváni, die Existenz verleihende, die Gebährerin; Sarvamangala, die allgemeine Glückseligkeit, das allgemeine Vergnügen; Ishvari, die Gebieterin; Maheshvari, die grosse Frau; Hàjmavadi, die Beherrscherin, oder Bewohnerin des Berges Himala oder Meru; Shakti, die thätige, würksame Kraft; Kàli, die schwarze, dunkle, schwarzbraune; Bhagavadi, die heilige, glükliche.

Zuvörderst läßt sich aus allen diesen Nahmen der Göttin soviel folgern, daß sie den Mond oder die Isis, die Natur, oder irgend eine beym Erzeugen und Hervorbringen würksame und thätige Kraft, darstelle. Sie ist der Mond, weil sie die Gemahlin des Shiva oder der Sonne seyn, und mit dieser die irdischen Dinge hervorbringen soll. Sie ist aber auch die Natur, weil sie die Hervorbringerin aller Dinge heisst, die durch sie, unter Mitwürkung der Sonne, ihr Daseyn erhalten. Daher wird nun auch das

Erzeugungs- und Hervorbringungsgeschäfte, von Seiten der Sonne, durch den Lingam oder das Geschlechtsglied des Gottes Shiva, von Seiten des Mondes aber, durch ein Joni, oder den Geschlechtstheil der Göttin Bhaváni, symbolisch dargestellt. In so fern nun diese Göttin schön und lieblich, aber auch schwarz und trauernd heisst, könnte man sie eine andre Proserpina nennen.

Für's andre leuchtet aus diesen Nahmen der Göttin *ein*, dass, so wie Shiven oder Rudren der Vernichter und Wiedererzeuger, oder umgekehrt, der Erzeuger und Vernichter ist; so auch Pàrvadi oder Bhavàni seine Gemahlin, zugleich Hervorbringerin und Vernichterin sey. Man muss sie also unter einer zwiefachen Gestalt betrachten. Als Vernichterin heisst sie die Thränenerregende, die schwarze oder die Rächerin, die heilige oder Tugendgebietende, die Gebieterin, und die Göttin vom Ganges her, weil sie nähmlich über die Seelen derer Gericht hält, welche, nachdem sie im Ganges abgewaschen und entsündigt sind, ihren Geist aufgeben. Unter dieser Gestalt wird sie in den meisten Tempeln verehrt, und hier erscheint sie denn mit weitgeöfneten, furchtbaren Augen, einem schwarzen Gesichte, und mit langen, hervorragenden Zähnen. Zwey Elephantenzähne hat sie statt der Ohrringe, und ihre Haare, die zuweilen mit Schlangen durchwunden sind, starren gleich Pfauenfedern in die Höhe. Bald wird sie mit sechzehen, bald mit acht Händen und Armen abgebildet. In diesen hält sie ein Schwerd, einen Dreyzack, zwey Schüssln zum Auffangen und Trinken des Blutes, einen länglichen oder zurückgebognen Spiess, ein scharfes eisernes Rad, ein grosses Messer, und eine Keule oder Ciacram. Ja endlich reutet sie auf einem höllischen Pferde, das Pishàsha heisst. Alle diese Attribute sind allegorisch, und bezeichnen die Göttin Parvadi als Rächerin des Bösen, und Vernichterin der Gottlosen, als zürnend auf das Unrecht, und als unerbittliche Richterin. In diesem Bezug heisst es auch von ihr, *dass* sie aus dem feurigen Auge Shiva's, das er mitten in der Stirne hat, gebohren sey. Eben so erhält sie unter die-

ser Gestalt noch die Nahmen Bhadrakàli, Gaengadèvi, Komari; beym Volke aber heisst sie Amà, Mariatala, Durga und Pagòdi.

Die Indier glauben, dass es diese Göttin sey, welche zur Züchtigung der Menschen die Blattern unter sie sende, mancherley Krankheiten über sie verhänge, und dämonische Besitzungen in ihnen veranlasse. Doch gehen diese ihre Züchtigungen nur auf das gegenwärtige Leben; der Tod, und die nach demselben eintretenden Strafen sowohl, als Belohnungen, schreibt man ihrem Gemahl und Vater Shiva zu. Diese Göttin läſst sich mit keinen andern Opfern gnügen, als blutigen, daher ihr vor Alters sogar Menschen hingeschlachtet wurden, itzt aber werden ihr nur noch Hähne, und zuweilen, doch seltner, Stiere geopfert.

Das ihr zu Ehren verordnete Fest Nebal, wird in Bengalen, auf der malabarischen und Coromandel-Küste, mit grosser Feyerlichkeit begangen. Uebrigens ist's unmöglich, alle die mannigfachen Erzählungen beyzubringen, welche in Bezug auf die Göttin Parvadi, in Indien ersonnen sind, und im Schwange gehen. Genug, sie laufen alle darauf hinaus, diese Göttin als Züchtigerin der Menschen, durch ihr irdisches Leben, darzustellen. Von der Art und Weise, wie die Indier sich und ihre Söhne zuweilen unter den Rädern des Triumphwagens hinzuopfern pflegen, auf welchem das ungestaltete Bildniss der Göttin Parvadi, bald unter einer, bald unter der andern Gestalt, umher gefahren zu werden pflegt, hat Sonnerat geschrieben, doch irret er, wenn er diesen und andre Gebräuche, oder ähnliche Folgen des Aberglaubens, für ächt indisch und brahmanisch hält.

Doch, wie ich schon vorhin bemerkt habe, so sind, nach der Lehre der Brahmanen, Shiva und seine Gemahlin Bhaváni, nicht nur Vernichter, sondern auch Erzeuger der Dinge, und daraus wird's erklärbar, wie der Ganges, als Symbol der Fruchtbarkeit und Erzeugung, vorgeblich

geblich aus dem Haupte des Shiva soll entsprungen seyn, und wie dieser Gott noch itzt bey den indischen Weisen Gangadharam, oder der Träger des Ganges heisse. So sagt auch der indische Dichter Pacunar, welcher sich genau an die alten brahmanischen Sagen hält, dass die Gestirne, Blumen, Bäume, ja endlich die ganze sichtbare Natur, aus dem Saamen des Gottes Shiva, den dieser überall verbreitet hatte, hervorgegangen sey. Eben daher leitet man auch die Macht und Kraft des Shiva Lingam, welcher, nach dem eben genannten Dichter, nicht minder als das Dreyeck, Joni, oder die Bärmutter, eine Gottheit ist, nähmlich eine Gottheit der Natur, in Bezug auf die Hervorbringung der Dinge. Ich gebe hier Pacunar's eigne Worte: „Auf dem goldnen Berge Cailàsam, Mahameru, oder Sumeru, der Wohnung des Gottes Ishvara oder Shiva, befindet sich eine Ebne, und in derselben ein viereckigter Tisch, mit neun kostbaren Steinen geschmückt. Mitten auf diesem Tisch ruht eine Lotusblüthe, die Padma oder Tàmara heisst, und in deren Mitte sich das Dreyeck, die Quelle und der Ursprung aller Dinge, zusammt dem Shiva Lingam, befindet. Das Dreyeck ist das Haus und die Wohnung des ewigen Gottes Lingam, wie es denn selbst, als solches, ewig ist.“

Diese hier genannten Dinge sind, wie auf einem Throne, über einem, aus kostbarem Stein verfertigten Löwen, aufgestellt, und das Geheimniss, welches sie in sich schliessen, ist so erhaben, dass es Niemand unter den Menschen, selbst keiner der himmlischen Geister, zu ergründen und zu deuten vermag. In Rücksicht auf dieses Geheimniss der Hervorbringung der Dinge nun, heisst diese Göttin, Bhavani, oder die Göttin, welche das Daseyn verleiht *); ferner, die Schöpferin und Bewürkerin,

*) Sie könnte vielleicht mit der Venus der Griechen in einen Vergleich gestellt werden.

die grofse Herrscherin, in Bezug nähmlich auf die Natur; die Lenkerin des Thau's und der Feuchtigkeit, in so fern sie aus dieser letztern die Dinge hervorbringt; ferner, das allgemeine Vergnügen, oder die allgemeine Glückseligkeit, weil diese aus der Natur und der Erzeugung hervorgeht. Ja, endlich heifst diese Göttin auch Shakti, d. i. eine das Daseyn und die Hervorbringung bewürkende Macht oder Kraft.

Wenn diese Göttin Shakti nun, als gegenwärtig im ersten Augenblicke der Schöpfung des vor ihr schon da gewesenen Gottes Ishvara, dargestellt, und in einem Gespräche mit diesem letztern aufgeführt wird, so kann dies auf eine zwiefache Art verstanden werden. Entweder nähmlich, redet Ishvara oder der Gebieter seine Macht und Kraft an, ertheilt ihr Befehle, und erhält von ihr eine Folge leistende Antwort; oder Ishvara als Schöpfer, redet die Natur, als Hervorbringerin der Dinge an, worauf diese ihm ein nachgebendes Om, d. h. es geschehe, oder wohl, so sey's, erwiedert *).

Aus dieser Idee von einer unabläffig hervorbringenden Natur, ist eine Menge indischer Erzählungen entsprungen, z. B. dafs Parvadi oder Bhavani tausend und mehr Jahre, mit dem Gotte Ishvara in beständiger Verbindung lebte; dafs Shiva sie immer mit sich, und zwar auf seinem Haupte trage; dafs diese Göttin nichts anders sey, als der berühmte Gangesflufs, in dessen Gewässern hinzusterben und zu ersticken, nichts anders heifst, als entsündigt und in die ersten Naturstoffe aufgelöfst werden, damit nachmahls die Seele und der Körper, noch reiner und unbefleckter, auf's neue von der Natur könne hervorgebracht werden. So, und nicht anders, sind diese brahmanischen Mysterien zu erklären.

*) Doch kann diese Unterredung auch auf die Sonne als Shiva, und auf den Mond als Pârvadi, bezogen werden, da sie denn ähnlichen jüdischen Dichtungen entsprechen würde.

Wenn Párvadi ferner die Tochter eines Königes der Gebürge heiſst, und die Berge zwiſchen Tibet und Indien, als der Wohnort ihres Stammes angegeben werden: ſo iſt dies gleichfalls Allegorie, die darauf hindeutet, daſs Párvadi, Shakti oder Bhàvani, die Gemahlin des höchſten Gründers der Natur, oder mit andern Worten, der Mond im Verhältniſs zur Sonne ſey.

Uebrigens wird dieſe Göttin jährlich einmahl, in feſtlichen Aufzuge, und unter dem Zuſtröhmen einer Menge von Menſchen, von den Brahmanen, im Meere oder in einem Fluſſe gebadet.

TRIMURTI,

die indische Dreyeinigkeit.

Wir haben zuerst zu einer richtigen Einsicht in diesen Gegenstand, die Bedeutung des Nahmens Trimurti zu entwickeln. Tri bedeutet im Samscrid Drey, Mùrti aber eine Person oder einen Körper *). In einem Gebete, welches die Brahmanen an den Gott Shiva, Ishvara, Mahadèva oder Rudra richten, reden sie ihn auf folgende Art an: „Gott Bhagaván (d. i. Shiva), der du den Reuigen, was sie wünschen, ertheilst, dir sey Anbetung! Dir, der ersten Person, dem ersten Körper, sey Anbetung! Anbetung sey dir, du Träger des Ganges!" In diesem Stossgebete also wird Shiva, der mit zu der indischen Dreyeinigkeit gehört, ein Körper, oder eine Person genannt, Trimurti bezeichnet daher nichts andres, als drey in eine gewisse Einheit zusammengefügte Körper oder Personen, und diese sind Brahma, Vishnu und Shiva.

*) Hanxleden sagt in seinem Wörterbuche: *Mùrti pessoa, que explicão por Shariram* (Körper), *assim chamão a sua falsa trindade trimurti.*

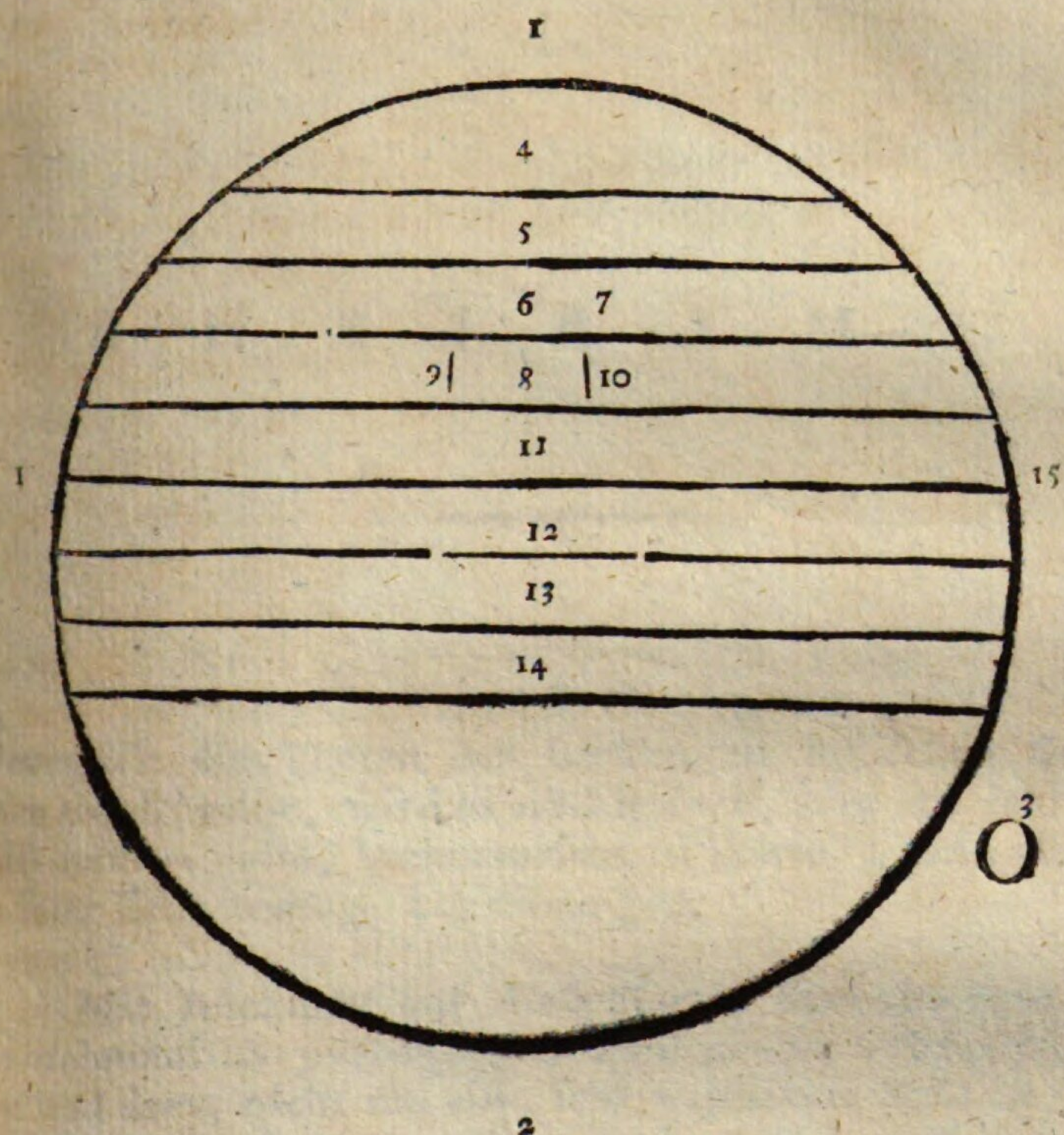
Diese drey Gottheiten sind, nach der Sage brahmanischer Weisen, entweder aus der Pflanze der Bananafeige, als dem Symbol der Fruchtbarkeit, erzeugt und gebohren, oder aus dem Dreyeck, dem Prinzip aller Dinge; aus dem Joni, d. i. aus der Bärmutter der Göttin Bhaváni, oder der Göttin der Natur, welche das Dreyeck abbildlich darstellt; aus dem Lingam, einem andern Prinzip und Symbol der Erzeugung, oder endlich aus dem Lotus, dem Produkt der Wärme und Feuchtigkeit, als einem noch andern Symbol der Fruchtbarkeit und Erzeugung, wegen der Aehnlichkeit, die es mit einer Bärmutter hat, daher diese drey Götter auch oft, als mitten im Lotus sitzend, abgebildet werden. Zur Gemahlin, und zugleich auch zur Mutter haben diese drey Brüder die Göttin Shakti, oder die Göttin der Macht; insbesondre aber ist sie die Gemahlin des Shiva, Mahàdèva oder des grossen Gottes, d. h. der Sonne oder des Feuers, weil dieses Element mächtiger ist, als die übrigen. Demnach also ist Shiva oder das Feuer, Brahma oder die Erde, Vishnu oder das Wasser, auf das genaueste mit der Macht oder Kraft verbunden, ja sie selbst sind Kräfte, Brahma nähmlich in Bezug auf die Schöpfung, Vishnu in Rücksicht auf die Erhaltung, und Shiva in Rücksicht sowohl auf die Erzeugung, als auf die Vernichtung. Daher jener indische Ausspruch: „Schöpfung oder Hervorbringung, Erhaltung oder Regierung, Erzeugung und zugleich Vernichtung."

Es sind dieses also, wie man aus allem sieht, drey symbolische oder allegorische Gottheiten, wie die Göttin Sarasvadi, d. i. Weisheit, oder Göttin der Harmonie, die Gemahlin Brahma's. Man erzählt von diesen Göttern auch, dass sie einst in Frauenzimmer verwandelt, mit einander Söhne gezeugt hätten, und ihrem Geschlechte nach überhaupt, männlich sowohl als weiblich wären, wie wir dies schon vorhin vom Shiva insbesondre gesagt haben *).

*) S. von einer solchen Statue des Brahma den Porphyr. in seinem Buche *De Styge*, und den Shiva bey Niebuhr, Th. 2 Taf. 6.

Nehmen wir diese ganze Theodicee von der allegorischen Seite, so werden wir uns nicht nur das bisher gesagte deutlich machen können, sondern wir werden auch im Stande seyn, uns so manches andre zu erklären, z. B. dies, dass es von jenen drey Göttern heisst, sie wären einst unter sich in einem Streite verwickelt gewesen, dann aber wieder zur Eintracht zurückgekehrt, und hätten nun nicht nur die Welt gebildet, sondern sie auch als Gesetzgeber eingerichtet. Nun leuchtet es ein, woher Brahma keine Tempel hat, und woher sich die ganze indische Philosophie, und alle indische Sekten, nur mit Vishnu und Shiva, oder, mit andern Worten, nur mit dem Feuer und Wasser, so ganz ausschliessend beschäftigen: Brahma nähmlich, als die Erde oder der Aether, welcher die Erde umschliesst, bedarf keines Tempels, da er überall verbreitet ist, und sich überall befindet; Vishnu aber und Shiva, als Wasser und Feuer, diese mächtigen Freunde und Feinde des menschlichen Geschlecht's, haben ihre unzähligen Verehrer, und geben Veranlassung zu der Bildung von zwey grossen philosophischen Sekten, welche ganz Indien gleichsam in eben so viele Religionsklassen, die Vishnuviten nähmlich und die Shivaniten, trennen *).

*) Von dieser indischen Dreyeinigkeit redet auch Niebuhr a. a. O. Th. 2. S. 22. 23. Wie unrichtig und falsch hierüber der Verf. der *Recherches sur l'origine et les progres des arts de la Grece. T. I. p.* 91. u. f. raisonnirt, ergiebt sich aus einer Vergleichung mit dem hier gesagten, nur zu deutlich.



1. Bezeichnet den Nordpol. 2. Den Südpol. 3. Die Insel Laenga, Gemmadiba oder Ceylan, ausserhalb dem Erdglobus. 4. Vtera curucal oder der nördliche Fuss. 5. Irul malá, oder der dunkle, schattige Berg. 6. Ramja. 7. Der Berg Meru und Kailasa, der Wohnsitz Shiva's. 8. Giamba oder Iamba. 9. Parashva. 10. Kedumalà. 11. Elembrada. 12. Arivangia. 13. Vimpruià. 14. Parida. 15. Westen. 16. Osten. Die Räume zwischen 4. 5. 6. 9. 10. 11. 12. 13. 14. sind neun Theile der Erde, welche durch Gebürge von einander getrennt werden.

SHRIRAMA.

Bevor ich die Thaten des berühmten indischen Gottes Ráma beschreibe, wird es nöthig seyn, hier die sehr unvollkommne, alte, brahmanische Erdkarte *), und einiges zu ihrer Erläuterung, beyzubringen.

Mit Rücksicht auf diese Karte, bemerke man also die brahmanisch-pythagorische Zahl neune, welche, wie sieben und drey, nicht nur eine sehr würksame Zahl ist, sondern auch die Basis der alten brahmanischen Philosophie ausmachte, und in der Geographie wie in der Astronomie vieles bestimmte. Ferner erhellet aus dieser Karte und ihrer Gestalt, dass die alten Brahmanen ausser diesen neun, durch Berge getrennten, Theilen Indiens, weiter keine Länder gekannt haben, und dass daher ihre Schriften nur von jenen Gegenden ihres Vaterlandes zu verstehen sind, wenn sie von gewissen Ländern und Oertern reden. Die Insel Ceylan, welche ihrer Meynung nach, ausser dem Bezirk der Erde

*) So, glaube ich, muss es nach Massgabe der Carte heissen. Anm. d. Bearb.

liegt, wird von ihnen neben den Südpol geſtellt, den ſie für das Ende der Welt halten. Indien ſelbſt ſtellen ſie als von Bergen durchſchnitten dar, wie dies denn auch würklich der Fall iſt.

Der Berg Meru befindet ſich in der dritten nördlichen Zone, nordöſtlich *) von Gembu oder Jamba, welches Land unſre Geographen, unter den dreyſſigſten Grad der nördlichen Breite ſetzen. Jamba aber iſt ein aus dem Samſcrid verdorbner Nahme, in welchem Giambhu oder Gembhu, das Vaterland, oder den Stammort der Indier bezeichnet, welche dort vom Brahma gebildet, und von dem höchſten Weſen geſchaffen zu ſeyn, behaupten. Das Königreich Ajodja, in welchem Ráma oder Shriráma gebohren ward, und von wo aus dieſer ganz Indien bekriegte, auch bis nach der Inſel Ceylan vordrang, liegt, nach der Behauptung der Brahmanen, oberhalb des Berges Meru, etwas weniger nördlich. Aus dieſem allen, und einer Vergleichung der beygefügten Karte, erhellet nun aber ſoviel, daſs die Brahmanen dem Lande Indien eine gröſsere Ausdehnung geben, als es einige unſrer Erdbeſchreiber thun. Jene nähmlich rechnen noch die tibetaniſchen Gebürge bey Caſchemir, welche unter dem ſechs und dreyſſigſten Grade liegen, zu Indien, und nehmen dieſelben als die äuſſerſten nördlichen Grenzen dieſes Landes an. Demnach macht denn Bactriana und das indiſche Scythien würklich einen Theil Indiens aus.

Soviel war zum Verſtändniſſe des folgenden nöthig! Itzt gehen wir zu einer nähern Anſicht desjenigen über, was die Indier vom Shri Ráma erzählen oder dichten.

Nicht überall wird dieſer Gott in Indien auf gleiche Weiſe abgebildet. In einem Tempel auf der malabariſchen

*) Man ſehe auf *De l'Isle* Karte unter dem ſechs und dreyſſigſten Grade, die Nahmen *Cashgar*, *Siba*, *Jamba*, *Nagaresut*, *Ajoud* oder *Ajodja*.

Küſte erſchien Ráma oder Shri Ràma unter einer dunkelgrünen Geſtalt, mit Pfeilen und einem Bogen in den Händen, am Halſe aber mit einer herabhängenden Kette verſehen; ſeine Mütze endlich lief kegelförmig zuſammen, und war übereinander von drey Kronen umgeben. In andern Abbildungen hat er häufig ein grünes Geſicht, in der einen Hand hält er eine Cirkelähnlich zuſammengewundne Schlange, mit der andern aber umfaſst er ſeine neben ihm ſtehende Gemahlin Sidam. Dieſe erſcheint gemeinhin in weiſſer Farbe und halb entblöſst; an jedem Fuſse aber befindet ſich ein goldner oder ſilberner Ring, wie ihn noch itzt viele Frauen in Indien zu tragen pflegen. Für das Alter dieſer Sitte, dienen jene Bildniſſe zum deutlichſten Beweiſe. Der Bruſtharniſch des Ràma endlich, und ſeine vorhin beſchriebne Mütze, gewähren das mannigfachſte Farbenſpiel, indem ſie mit Edelſteinen, Perlen, mit Gold und Silber beſetzt ſind.

Weit älter aber, als alle dieſe Abbildungen, ja vielleicht die älteſte, iſt diejenige, welche Niebuhr nach einem Original auf der Elephanteninſel gegeben hat *): denn alle, oder doch die mehreſten indiſchen Götter, werden unbekleidet dargeſtellt, welches beweiſet, daſs die Götterlehre dieſes Landes, in dem warmen Clima Indiens, ihr Entſtehen gefunden habe. Damals ward noch keine Kunſt an die Statuen verwandt, und keine Farben an dieſelben verſchwendet, ſondern ſie trugen deutlich die rohen Spuren ihres hohen Alters an ſich. Auf jener Abbildung nun erſcheint Shrirámа, eben ſo wie ſeine Gemahlin Sida, ganz unbekleidet, nebſt dem Affen Hanuman, und der Schlange, dem Symbol des jugendlichen Bacchus, oder des Lebens. Er hat eine alte indiſche Mütze auf, und trägt einen brahmaniſchen Gürtel über den Schultern. Der genannte Affe, und mehrere im Dienſte dieſes Gottes befindliche Genien, ziemlich unförmlich gebildet, ſtehen neben

*) Reiſebeſchr. nach Arabien. Th. 2. Taf. 7. Fig. 3.

ihm und beten ihn an, gerade in der Stellung, in welcher man ſie auch auf andern indiſchen Denkmählern gewahr wird, vorzüglich zu Patmanáburam, einer königlichen Burg, und in der malabariſchen Stadt Tiruvancoda auf den dortigen Triumphwägen. Doch wir gehen zu der wichtigern Frage über, welche Gottheit dieſe denn wohl ſo eigentlich ſey?

Ráma oder Shriráma wurde, wie man ſagt, aus dem Sterne Rohini gebohren, und iſt Vishnu's Bruder. Im Wörterbuche Amaraſinha heiſst er Ráma, der weiſſe oder ſchöne; Ramena *), der frohe, tändelnde, rüſtige; Kamapala, der begehrliche, dem Lüſten ergebne; Halájudha, der ungeſtümme Kämpfer; Samkarshaná, der grauſame, in allem gleich tapfre; Sirabáni, der Lenker des Pfluges; Nilambara, der mit einem grünen, oder hellblauen Kleide umgebne; Kálinibhedana, der Theiler, oder Uebergänger über den heiligen Fluſs Kálini, der ſonſt auch Ciamuna heiſst. Auch nennt man den Ráma, den tapfern Gott, den edelmüthigen, den rüſtigen Streiter, und Rohineja wegen ſeiner Abſtammung vom vorerwähnten Sterne. Sollte man in allen dieſen Nahmen nicht einen jugendlichern, und urſprünglich indiſchen Bacchus erkennen? Der Fluſs Kalini oder Ciamuna, wurde ſchon einmahl, — von wem, weiſs ich nicht — für den Styx gehalten. Die übrigen Nahmen ſind ſchon an und für ſich deutlich genug.

Sida, der Nahme der Gemahlin Ráma's, bezeichnet auch die Erde, oder die Aufwälzung derſelben durch das Pflügen, und einen fruchtbaren Boden. Der Affe Hanuman aber iſt ein Sohn der Sonne und des Mondes, und

*) Das erſte A in dieſem Nahmen iſt kurz.

deutet den Wind, oder die alles durchdringende Luft an *).

Vergleichen wir dasjenige, was alte Schriftsteller **) uns von einer zwiefachen Gestalt des Bacchus bey den Griechen und Römern sagen, dass er nähmlich, bald als ein schöner Jüngling, bald als ein bärtiger Alter abgebildet ward: so scheint Ráma jener jugendlich schöne Bacchus, oder die Sonne, als Hervorbringerin des Tages zu seyn; Shiva aber der ältere Bacchus, die Sonne zur Nachtzeit, der Richter der Verstorbnen, der Bewohner des Berges Meru, und die alles vernichtende Sonne. Dieser ist von

*) Clemens von Alexandrien erzählt in seinen *Strom. Lib.* 3. §. 194. dass einige Brahmanen den Herkules und Pan verehrten. Pan, als Wind, erscheint auf den griechischen Denkmählern mit einer Rohrflöthe, auf indischen Abbildungen aber mit einer Fliegenklatsche, oder der Cither Kinnara. Das erstere sowohl, als dieses lezte Instrument, deuten gleich schicklich auf den Wind, oder die Luft hin, durch deren schnellere Bewegung sie nähmlich zum Tönen gebracht werden. Die Fliegenklatsche aber dient zur Mässigung der Sonnenhitze durch das Wehen. Pan also, oder Hanuman ist der Vorgesetzte der Winde, welche selbst symbolisch dargestellt werden, durch die andern Affen, Faunen, oder Satyrn Báli und Sugriva, die als dienende Krieger und Begleiter der am Tage scheinenden Sonne, oder des Shrirama erscheinen. Vergl. die *Asiatick researches. p.* 257. wo der Versuch zu dem Beweise gemacht ist, dass Pan den Bacchus auf seiner Unternehmung in Indien begleitete. Diese Dinge werden noch itzt vor den indischen Tempeln nachgebildet; denn hier wird, während der Tänze der Dévadasi oder Bacchantinnen, und unter dem Getöse von Glokken, Schellen und Hörnern, Shriráma mit dunkelgrünem Gesicht, nebst seinen rothwangigen Silenen, und dem Könige Rávana von Ceylan oder dem Pluto, zur Schau ausgestellt. Man merke, dass Pluto, der Gott der Reichthümer und der Nacht, die Insel Ceylan bewohnt, die sich durch ihren Ueberfluss an Edelsteinen und Perlen auszeichnet.

**) z. B. *Macrob. in Saturn. Lib.* 1. *cap.* 17. 18.

schrecklichem Ansehn, ist Rächer der Vergehungen, Herrscher über die Seelen nach dem Tode, über die nächtlichen Gespenster und die Dämonen oder Bhudanguel, und oberster Regent der Unterwelt. Jener jugendliche Bacchus hingegen, oder Shriráma, gilt in der indischen Mythólogie, für einen wackern Heerführer, König und Krieger, für den Lehrer des Ackerbaues, für den ersten Erbauer der Städte und Gesetzgeber Indiens, und für die Zuchtruthe der gottlosen Könige dieses Landes, welche sich weigerten, den Shiva oder die rächende Sonne anzubeten. Seine Gemahlin Sida stellt Indien dar, welches ihm Rávana, der König von Ceylan, und das Oberhaupt der Riesen entriss, aber nach einem heftigen Kampfe mit Shriráma, diesem wieder abtreten musste.

Wie Shiva oder die nächtliche Sonne, den Berg Meru bewohnt, so erschien Shrirama oder die Sonne am Tage vom Königreiche Ajodja aus, das neben jenem Berge liegt; er bekriegte Indien, d. h. die damahls noch über diesem Lande schwebenden Finsternisse und Wolken, und andre nächtliche Ungeheuer, mit seinen Strahlen; er entriss die Sida, seine Gemahlin, d. i. Indien dem Pluto, und führte sie wieder an das Licht herauf; er lehrte das Umpflügen und Zusäen der Erde, that dem Riesen, oder dem Einflusse widriger Gestirne Einhalt, pflanzte den Weinstok, und brachte ihn durch seine Wärme und Feuchtigkeit zur Reife, gründete Städte, schrieb allem, was fortkommen und gedeihen sollte, gewisse Gesetze vor, besiegte mit Hülfe des Hanuman, den König Rávana von Ceylan, wo, wie man glaubt, die Sonne, gleichsam an der äussersten Grenze Indiens, unterhalb der Welt untergeht, und sich in's Wasser taucht, und setzte die Sida in Freiheit.

Die grüne oder blaue Farbe, mit welcher Shriráma abgebildet wird, deutet auf den Untergang oder das Tauchen in das Meer, und auf das Herabsteigen der Sonne, oder jener Gottheit in die Unterwelt, nach dem Siege über Rávana. Würklich befindet sich auch zwischen der Insel

Ceylan und der Fischerküste, neben der Brücke Ráma, die fälschlich Adamsbrücke genannt wird, dicht am Meere, ein sehr alter und berühmter Tempel, welcher, weil er dem Ráma oder jugendlichen Bacchus geweihet ist, Rámishvaram heifst. Dies sowohl; als die indischen Bacchanalien oder Ramsa, welche zur Ehre eben dieser Gottheit begangen werden, scheinen unsre Muthmafsung zu bestätigen, wozu denn noch viele alte Denkmähler in Rom kommen, die den Bacchus unter jener zwiefachen Gestalt aufführen. Wenn es wahr ist, was ein unbekannter Verfasser eines handschriftlichen Werkes sagt, dafs man nähmlich unter dem Thore einer Stadt in dem kleinen Königreiche Ciringapatam, eine Statüe der Göttin Sida gewahr werde, welche drey entblöfste Jogui's, in einer sehr ungesitteten Stellung, zu ihrer Seite habe: so scheint es als ausgemacht angenommen werden zu können, dafs diese Göttin die Erde oder den Mond, in Rücksicht der hervorbringenden Kraft derselben, und zwar als Gemahlin der Sonne darstelle.

Vom Affen Hanuman sagt der Pater Constantin von Asculo, dafs er zu Nepal mit rother Farbe abgebildet sey, und in der Hand einen Berg, einen Zweig, einen Hammer und einen Dreyzack halte. Diese Attribute scheinen den Hanuman, als den Gefährten Rama's darzustellen, d. h. als den Wind, welcher nebst der indischen Sonne auf Bergen wohnt, und mit ihrer Hülfe die Früchte hervorbringt, ja, als den Diener des in's Meer herabgestiegnen Bacchus, dessen Symbol der Dreyzack ist.

Soviel von Ráma, in Bezug auf die indische Götterlehre.

Diejenige, welche diese Gottheit historisch deuten, finden in ihm bald den Chus oder Cusch, bald den Simson, bald wieder den Nimrod, oder wie Sonnerat der Meynung ist, irgend einen peguanischen König, der Indien bekriegte, und den Einwohnern dieses Landes ver-

ſchiedne Glaubenslehren beybrachte. Da es aber im Buche Bhágavadam heiſst, daſs Vishnu den frommen König Manu, den Gründer des indiſchen Volkes, von der allgemeinen Waſſerfluth errettet habe, und da, wie ſich's weiter unten ausweiſen wird, unter der aſtronomiſchen Hülle, in welcher die Geſchichte des Gottes Krshna ſich befindet, ſonſt Niemand zu ſuchen iſt, als die indiſchen Könige Pandava: ſo ſcheint auch bey dieſer aſtronomiſchen Dichtung vom Gotte Shrirámа, ein würklicher Held zum Grunde zu liegen; denn irdiſche Thaten werden von den Indiern auf die Geſtirne, ſo wie im Gegentheil aſtronomiſche Nahmen, und die Bewegungen der Himmelskörper, auf irdiſche Gegenſtände zurükgeführt.

KRSHNA.

K R S H N A.

Die neunte irdische Erscheinung Vishnu's, welche auf die Erhaltung der Welt, und besonders Indiens Bezug hat, heisst Krsnavadáram, welches eigentlich eine Menschwerdung, oder auch ein Herabsteigen in der Person Krshna's bezeichnet. Krshna deutet etwas schwarzes an, so wie Krshna varnam die schwarze Farbe. Demnach zeigt Vishnu bey seiner irdischen Erscheinung als Krshna eine schwarze Person an, und würklich wird er so abgebildet.

In den Borgianischen Museum befinden sich zwey in Erz gegossne Bildnisse Krshna's, in deren einem er als Knabe dargestellt wird, mit einem zierlichen, zum Lächeln verzogenen Gesichte. Uebrigens steht er, und hält in beyden Händen diejenige Butter, welche er den Hirtinnen Govastriguel, mit denen er im vertrauten Umgange lebte, entwandt hatte. In dem andern Bildnisse erscheint er in einer gebükten, kriechenden Stellung, indem er mit dem einen Knie die Erde berührt, das andre aber in einer gewissen Erhöhung hält. In der einen Hand trägt er die genannte Butter, mit der andern drückt er im Kriechen gegen den

Boden. Vor der Stirne führt er auf dieſe Art  das heilige Zeichen, welches entweder Shiva's mitten an der Stirne hervorragendes Auge, oder den Mond, oder den Lotus als Symbol der Bärmutter der Göttin Bhavani, oder endlich den Lingam nebſt dem Joni, darſtellt. An ſeinem Halſe hängt eine geöfnete Lotusblüthe, und an den Fuſsſohlen, wie an dem innern Theile der Hände, befindet ſich die Abbildung eines Viereckes, in deſſen Mitte ein Punkt hervorragt, welches eine geheimniſsvolle Hindeutung, entweder auf die Sonne, oder auf den Lingamdienſt enthält.

Auf einigen Statuen und Bildniſſen, wie z. B. im Palaſte des Königs von Travancor zu Tiruvandapuram, erſcheint Krshna ſtehend, mit einem ſchwarzen Geſichte und in jugendlicher Geſtalt, indem er auf einer Flöthe bläst. Noch andre Abbildungen ſtellen ihn dar, wie er zwiſchen einigen Hirtinnen ſteht, und dieſe auf beyden Seiten umarmt; eine deutliche Anſpielung auf ſein Hirtenleben! Die irdiſchen Erſcheinungen Vishnu's in der Perſon des Königes Ràma und des Krshna, ſind unter ſeinen übrigen neun oder zehen Erſcheinungen dieſer Art, die wichtigſten, daher es billig iſt, hier etwas von der letztern zu ſagen, nachdem wir von der erſtern ſchon vorhin ausführlicher geredet haben.

Krshna und die ganze indiſche Mythe von ihm, iſt ſehr verſchieden gedeutet. Einige finden in ihm den Apollo Nomios der Griechen, oder die Dichtung dieſes Volks, von dem Hirtenleben Apollo's. Andre finden wieder die Pandionen der Griechen darin, und noch andre endlich glauben, daſs Krshna der verdorbne Nahme Chriſti ſey, deſſen Geſchichte in apocryphiſchen Evangelien nach Indien herübergebracht worden.

Um uns aus dieſem Labyrinthe mannichfacher Erklärungen zu ziehen, wird es nicht undienlich ſeyn, uns zuvörderſt aus dem Wörterbuche Amaraſinha mit den

verſchiednen Nahmen dieſes Gottes bekannt zu machen. Hier heiſst er Krshna, der Schwarze, oder ſchwarze Gott; Késhavá der haarigte; Mádhava, der Gemahl der Göttin Mà oder Lekshmi, denn er iſt Vishnu; Punarikàksha, der Augen hat, wie die Tamara-, Padma- oder Lotusblüthe; Madhuribu, der Feind, der Gegner des Rieſen Madhu; Dévaginananá, der Sohn Devagui's; Gauri, der Bengale, oder der vom Ganges her iſt; Purushottama, der treflichſte Mann; Vanamàli, der mit Blumen bekränzte; Kámsaràdi, der Mörder des Königes Kamſa. Aus dieſen Nahmen erhellet die Abſtammung und Bedeutenheit Krshna's ziemlich deutlich: um aber zu einer noch genauern Einſicht hierin zu gelangen, müſſen wir vor allen Dingen auf den Bericht des brahmaniſchen Werkes Judhishdiravigeam Rückſicht nehmen; denn in dieſem Buche, welches ich im Samſcrid verfaſst vor mir habe, und das nicht nur als das Hauptwerk über dieſe irdiſche Erſcheinung Vishnu's, ſondern auch als ein Inbegriff des Geſetzes, und als ein Canon des ganzen indiſchen Glaubens an Krshna, angeſehen wird, enthält die ausführlichſte und anziehendſte Darſtellung des Abſtammes, der Kriege und Thaten dieſes Gottes.

Der König Judhu, ſo ſagt dieſes Werk, hatte zwey Söhne, deren einer Tredareda, der andre Pandu hieſs. Jener zeugte hundert Söhne, unter welchen Duridena der älteſte war. Pandu hingegen ward, als er, ohne etwas übles zu befürchten oder im Sinne zu haben, auf einer Jagd die Frau eines Irshi oder heiligen Mannes erſchoſs, da ſie als Hirſchin und er als Hirſch mit einander umher gaukelten, von dieſem letztern mit einem Fluche belegt, dem zufolge der König ſterben ſollte, ſobald er ſeiner Gemahlin Cundi beywohnen würde. Zwar ſchmerzte den Pandu dieſer Fluch, aber Cundi, ein ſehr verſchlagnes Frauenzimmer, tröſtete ihn mit der Verſicherung, daſs ſie auch ohne ſein Zuthun, bloſs mit Hülfe eines magiſchen Sprüchelchens, Söhne zur Welt zu bringen im Stande ſey. Sie hielt ihr Wort, und gebahr zuerſt den Dhermaputra,

dann den Bhima oder Bhimen, hierauf den tapfern Krieger Argiuna, nachmahls den Nagala, und endlich den Sahadeva *). Candari aber, eine geschworne Feindin der Cundi **), gebahr vom Karna, einem von ihr an einem verborgnen Orte auferzognen Sohne dieser letztern, den sie mit Hülfe jenes magischen Sprüchelchens, noch als Mädchen, durch eine gewisse Einwürkung der Sonne, vermittelst des Ohrs empfangen hatte, hundert und einen Sohn. Als diese erwachsen waren, und von jener nicht im natürlichen Laufe der Dinge vollbrachten Zeugung der erwähnten fünf Brüder hörten, machten sie ihnen das Reich ihres Vaters Pandu streitig, und wollten sich selbst in den Besitz der Nachlassenschaft dieses ihres Grofsoheims setzen. Da ihnen aber die fünf Söhne Pandu's Widerstand leisteten, so entstand daraus jener fürchterliche und lange Krieg, welchen das Buch Judhishdira beschreibt. Die Pandava nähmlich, oder die Söhne Pandu's, wurden von ihren hundert Vettern in die Enge getrieben, aber Vishnu nahm sich ihrer nun unter der Gestalt des Krshna an, bekriegte, in Verbindung mit dem Argiuna, ihre Feinde, tödtete den Karna, setzte jene fünf Brüder in ihr angestammtes Reich ein, sagte diesen darauf Lebewohl, und starb nun, von einem Pfeile durchbohrt, an einem Baume. Vorher aber machte er noch bekannt, dafs dreyssig Jahre nach seinem Tode, das eiserne Menschenalter (Kalijugam eintreten werde, welches er durch eine Angabe, der in demselben herschenden Versündigungen und Leiden, im voraus bezeichnete.

Nach dem Berichte des Buches Bhágavadam, wurde Krshna in der Stadt Madu, welche fünf und zwanzig indische Meilen, deren jede eine Länge von 2500 geo-

*) Dhermaputra bezeichnet einen Kraftbegabten Sohn, Bhima einen furchtbaren, Argiuna einen weifsen, Nágala einen schleichenden, Sahadéva einen geduldigen.

**) Sie war eine Tochter des Königs Tredareda.

metrischen Schritten hat, von Agram liegen soll, von der Schwester des Königes Kamsa, Devagui gebohren. Eigentlich brachte Devagui sieben Söhne zur Welt, unter denen Krshna der jüngste war, sie aber und Vásudeva ihr Gatte, waren nur im Stande diesen allein zu retten, nachdem Kamsa die übrigen sechs getödtet hatte. Da aber Kamsa nun auch den Krshna umzubringen trachtete, suchten seine Eltern ihn durch eine gemeinschaftliche Flucht zu retten, auf der sie, bey dem Uebergange über einen gefahrvollen Strom, die Schlange Caliga zum Begleiter und Beschützer hatten, indem diese das Haupt des Kindes beschirmte, und es vor den Sonnenstrahlen, wie vor dem Regen, schützte.

Als aber Krshna zum mannbaren Alter gelangt war, besiegte er alle Ungeheuer, welche Kamsa zu seinem Verderben ausschickte, ja er tödtete diesen König selbst, und legte häufig überzeugende Beweise von seiner Göttlichkeit ab. Hierauf heurathete er, ward Hirte, strekte die Schlange Caliga zu Boden, stahl Butter, spielte die Flöthe, tändelte mit sechzehentausend einhundert und acht Hirtinnen, die er alle in einer Nacht besuchte und schwängerte, durch Haine, Felder, Blumen und Heerden hin, weidete Kühe, führte Kriege, und ward endlich, als der Krieg der Pandava beygelegt war, von einem Menschen mit Nahmen Beren, unter einem Baume erschossen, nachdem sein Lehrer Divasa, ein heiliger Mann, ihn mit einem Fluch beladen hatte. Dies ist die kurze, ächt brahmanische Uebersicht der Abstammung und der Thaten der Gottes Krshna.

Nimmt man alles dasjenige zusammen, was griechische und römische Schriftsteller *) von den Padaven erzählen, und vergleicht damit die Nachrichten Indisch-Brahmanischer Werke, z. B. dass Krshna der Bengale oder

*) S. *Plin. H. N.* 6. 16. 20. 23. *Arrian. Hist. iud. I.* 1. *p.* 323. und *Ptolomaeus in Geograph. Lib.* 7. *tab.* 10. *p.* 94 *ed. Argent.* 1522.

Gauri heiſst; daſs er zu Madu oder Madura *) gebohren ward; daſs die Cundi, von welcher das Geſchlecht Pandava herſtammt, mit Hülfe eines magiſchen Sprüchelchens, von der Sonne, d. h. vom Herkules, ſoll geſchwängert ſeyn; daſs die Pandaven während ihres Krieges über den Ganges giengen, und endlich, daſs ſie auf Wägen, mit Bogen, Pfeil und Elephanten kriegten; vergleicht man, ſage ich, dieſe Nachrichten, ſo ſcheint ſich hier vorzüglich ein zwiefacher mythologiſcher Geſichtspunkt zu eröffnen. Für's erſte nähmlich, ſcheint Krshna oder der indiſche Apollo, urſprünglich die Sonne, und zwar in einer Verfinſterung zu bezeichnen, ſo daſs demnach dieſe Mythe wieder auf die Aſtronomie Bezug haben würde. Die indiſche Erzählung von der Schlange Seſſen oder Vásughi, welche die verfinſterte Sonne niederſchlucken wollte, iſt ſehr bekannt. Dieſe Schlange nun oder die Pytho, beſiegte Krshna und tödtete ſie mit ſeinen Pfeilen: inſofern heiſst dieſe Sonne ihrer Strahlen wegen, die haarigte. Die Pandava aber wurden vermittelſt eines magiſchen Gebetes, von der Sonne gezeugt. Unter den Römern wurden die Apolliſchen Spiele, um eines, vom Apollo davongetragenen Sieges willen, gefeyert **) und die Brahmanen begehen gleichfalls die dem Krshna geweiheten Faſten und Feyertage, zum Andenken eines von ihm erfochtenen Sieges. Apoll hütete die Herde

*) Madu, oder beſſer Madhu iſt der eigenthümliche Nahme, Vr aber bezeichnet ein Volk, eine Colonie, ein Vaterland. Daher die Benennung ſo vieler indiſcher Oerter, z. B. Tànùr, ein niedrieger, feuchter Ort, Pàlur, ein Land neben einer Brücke, Cannanùr, unrichtig Cannanor, ein an Bamburohr reiches Land, Madùr, (daher Madura oder Modura des Ptolomäus) das Vaterland des Königs Madu, eines rüſtigen Kämpfers, der gegen den Krshna ſtritt. Auf dieſe Art werden mehrere Nahmen aus den Wörtern Pur, Bur, Buri, Puri, Buram, puram u. ſ. w. zuſammengeſetzt, z. B. Rágiapur oder Rágiapuri, die Stadt des Königs, oder eine königliche Stadt.

**) S. den *Macrob. in Saturn. Lib. I. c.* 17.

Admets, wie Macrobius ſagt *), weil die Sonne alles ernährt, was die Erde hervorbringt. Eben ſo iſt es auch allegoriſch zu erklären, wenn es von Krshna heiſst: er habe, indem er mit einer Frau verbunden war, auch allen übrigen Hirtinnen beygewohnt. Die Sonne nähmlich erfüllt mit ihrer Kraft, ihrem Lichte und ihren Strahlen, alle übrigen Geſtirne. Auf dieſelbe Art entwickle man ſich das übrige, was vom Krshna erzählt wird, und vergleiche damit den Macrobius an der angeführten Stelle. **)

Ein zweyter mythologiſcher Geſichtspunkt, der ſich aus der Vergleichung jener Nachrichten ergiebt oder beſtätigt, iſt derjenige, deſſen wir vorhin ſchon gedachten, daſs nähmlich die Indier ihr Himmelſyſtem auf das Irdiſche übertragen, und ihre Könige, wie ihre Veſten, von der Sonne und dem Monde benennen. Hieraus würde denn folgen, daſs jene höchſt alte brahmaniſche Mythe vom Krshna, gleichfalls auf die Thaten würklicher indiſcher Könige anzuwenden ſey. Wie demnach die Sonne am Himmel mit den Planeten, Geſtirnen und den Wolken kämpfte, ſo

*) An der angeführten Stelle.

**) So heiſst z. B. die Sonne Krshna, oder die ſchwarze, Braungelbe, weil ſie durch das Dazwiſchentreten des Mondes, ihrer Strahlen und ihres Lichtes beraubt wird. Die Sonne heiſst es, ſoll Butter geſtohlen haben, und zwar, weil ſie dieſelbe durch ihre Wärme flüſſig macht. Die Sonne wird mit einem Blumenkranze geſchmückt, weil ſie die Blumen hervorbringt; ſie bläſet die Flöthe, weil ſie die Winde bewürkt. Die Sonne wird in eine eheliche Verbindung mit den Sternen geſetzt, und von ihrem Lehrer Beren, einem heiligen Manne, d. h. von irgend einem Planeten, vermittelſt ſeiner Strahlen durchbohrt. Man vergl. damit Krshna's Abbildung. Er führt an der Stirne die Zeichen der Sonne, am Halſe den Lotus, und auf den Fuſsſohlen, wie an der flachen Hand, einen Triangel oder ein Fünfeck, das Zeichen und Princip aller Erzeugung. (Vorhin ſezte der Verf. ſtatt des Drey - oder Fünfeckes ein Viereck. Anm. d. Bearb.)

kämpften auch die Erdensöhne der Sonne unter einander, und dieser Krieg ist nach der Folge der irdischen Erscheinungen Vishnu's, auf mehr als tausend Jahre vor der Geburt Christi anzusetzen. Krshna nähmlich, die irdische Sonne oder Herkules, ist in diesem Kriege der Nahme eines würcklichen indischen Königs, der zu Madura gebohren wurde.

BUDHA.

B U D H A.

Ueber Budha, den man fälſchlich Budela, Butta, But, Pout, Voden, Wod, Both u. ſ. w. nennt, ſind die Meynungen der Europäer ſehr verſchieden *). Ich glaube es an einem andern Orte dargethan zu haben, daſs dieſer indiſche Gott kein andrer ſey, als Merkur **). Indeſſen wollen wir hier eine neue Prüfung dieſes Gegenſtandes anſtellen.

Die Nahmen, welche Budha im Indiſchen erhält, ſind folgende: Arhada, der Verehrungswerthe, des Gehorſams würdige; Kshebana, der alles verläſst; Nanna, der gute; Shramana, der ſorgfältige, ämſige; Givaga, der belebende; Sarvagna, der allwiſſende; Sugada, der glückliche; Budha, der Verſtand, Geiſt, die Intelligenz,

*) S. z. B. Georgii *Alphab. Tibet. p.* 373. u. a. vielen andern Stellen, die *Aſiatick reſearches T. I. p.* 426, 344. u. ſ. und *De Paw* a. öfter a. O.

**) In der *Grammatica Samſcrdamica.*

oder der Genius voll guter Einſicht und guten Sinnes *); Dhermarágia, der König der Tugend, des Wohlthuns, oder des guten Werkes; Agueda, der nicht wandelnde, der beſchauende; Samandabhadra, der überall, zu jeder Zeit, und von allen Seiten rechtſchafne; Bhagaván der glückliche, heilige, glückſelige; Máragil, der Sieger über die Begierde; Logagil, der Beſieger der Welt; Shadhabhigna, der in ſechs Wiſſenſchaften bewanderte; Dashabela, der Beſitzer einer zehnfachen Macht; Advajavádi, der ſich nicht widerſprechende, der Beredte, dem keiner in der Beredſamkeit gleich zu ſetzen iſt; Vinájaga, der Herr; Munindra, das Oberhaupt der heiligen Leute oder Beſchaulichen; Sháſtámuni, der Lehrer eben dieſer Leute.

Aus dieſen Nahmen erhellet nun bald, wie es kam, daſs der Nahme Budha bey verſchiednen Völkern, eine ſo verſchiedne Geſtalt gewann. Das Samſcrid ω oder ὠ vertritt nähmlich die Stelle eines zwiefachen D, oder eines Dh; diejenigen Nationen alſo, welche dieſen Buchſtaben nicht haben, erſetzten ihn auf verſchiedne Art, und ſchrieben dem zufolge den Nahmen But, Buth, Bouth, Butta oder Budda. Auf gleiche Weiſe wurden auch andre Conſonanten verändert, daher das Pout, Vod, Wod, Odin, Thot, Theut, Thout, Thoth, Fo u. ſ. w. Im Nahmen Thout oder Toth iſt das B des Nahmens But oder Both, ſchon in ein T verändert, wie die Tibetaner es mit einem P oder V vertauſcht haben, indem ihre gewöhnliche Volksſprache kein B hat, daher ſchreiben ſie Tiput, Pot-iit u. ſ. w. Eben ſo verunſtaltet iſt das ſcandinaviſche Wod, Vod, oder Odin, und das Chineſiſche Fo. Eben dies gilt auch von dem Worte Dherma. Budha nähmlich heiſst Dhermarágia, der König der Tugend. Auch dieſer Nahme beginnt mit dem vorhergenannten Buchſtaben Dh, von welchem andre alte Nationen,

*) S. was Macrobius *Saturn.* I. 17. ähnliches vom Merkur ſagt.

da ſie den Samſcrid nicht inne hatten, auch bloſs durch die Sage, oder durch einen Zufall, mit dieſem Nahmen waren bekannt geworden, das D wegliefsen, und bloſs das H beybehielten, woraus denn Herma oder Hermes entſtand, jener griechiſch-ägyptiſche König und weiſe Geſetzgeber, weil Budha allegoriſch ein König der Tugend und ein Weiſer heiſst. Daher die Menge der Erzählungen vom Urſprunge des Hermas, daher die bis ins Unendliche gehende Zwiſte der Gelehrten über die Beantwortung der Frage, ob Hermes eine eigentliche, oder bloſs allegoriſche Gottheit ſey. Dieſe Verunſtaltung der Nahmen iſt um ſo weniger auffallend, wenn man weiſs, daſs ſie in Indien ſelbſt, und zwar in der Volksſprache, welche vom Samſcrid herzuleiten iſt, Statt findet, wo Budha z. B. nach verſchiednen Mundarten, bald Budho, bald Bogha genannt wird.

Die Abbildungen von Budha haben mehrentheils viele Aehnlichkeit mit einander. Er ſitzt zuweilen im Lotus, zuweilen aber ohne denſelben, nach indiſcher Sitte, mit kreuzweiſe über einander geſchlagnen Füſsen, indem er den Lingam nebſt dem Joni in den beyden Händen vor der Bruſt hält, und genau betrachtet. Eben ſo findet man ihn bey Georgi *) abgebildet, mit der Unterſchrift Hopame, d. i. Opadme, o Lotus, o Nymphäa! denn dieſe Blume iſt, wie ich ſchon öfter angemerkt habe, ein Symbol des Joni oder der Bärmutter. Es giebt noch itzt alte Bildſäulen vom Merkur, die, wenn man ſie genauer prüft, und mit dem Macrobius **) zuſammenhält, die Aehnlichkeit zwiſchen dieſem Gotte und Budha beſtätigen. Budha unterwies auch die Indier in ſechs Wiſſenſchaften, nähmlich in der Aſtronomie, Aſtrologie oder Wahrſagerkunde, in der Moral, den religiöſen Gebräuchen, der Arzeneykun-

*) *Alphabet. Tibet. Tab. 4.*

**) *Saturn. I. 19.*

kunde, Rechtswiſſenſchaft und der Handlungskenntniſs, gerade wie Tout oder Herma die Aegyptier, Hermes die Griechen, und Merkur die Römer. Maia, die Mutter Merkurs iſt die brahmaniſche Májá, die Göttin der Einbildungskraft und Sinnentäuſchung. Dieſer, ſo wie ihrem Sohne opferten im Monate May, bey den Griechen und Römern, die Kaufleute *), weil nähmlich Merkur oder Budha zuerſt die Handlung lehrte, daher er auch bey den genannten Völkern, einen Beutel mit Geld führt, oder in einem Theile des Mantels Geld eingeſchnürt hält.

Daſs Budha aus der Seite eines jungfräulichen Frauenzimmers, oder von einem Mädchen gebohren wurde **), gilt hier nicht als Einwurf. Er wurde nähmlich von der Einbildungskraft, oder von der Göttin derſelben, der Májá, aus dem jungfräulichen Verſtande und Willen, und ohne eigentliche vorhergegangene Beywohnung gebohren. Uebrigens iſt Budha oder der Lenker des Planeten, Merkur, ein Muni, oder ein ſchweigendes beſchauliches Weſen, und Oberhaupt aller ähnlicher Weſen. Als ſolche werden, wie ich ſchon bey einer andern Gelegenheit geſagt habe, auch die übrigen Planeten dargeſtellt, welche bald einen vortheilhaften, bald einen nachtheiligen Einfluſs auf die irdiſchen Dinge haben ſollen. Daher haben einige Nahmen Budha's Bezug auf die Verrichtungen eines guten Genius, und ſo heiſst er denn; der König der Tugend oder Kraft, andere aber, auf den alten dichteriſchen Ausdruck in der Sprache, und daher heiſst er ein Beſchaulicher oder Muni, von maunam, das Schweigen. Noch andere Nahmen endlich zeigen die phyſiſchen Würkungen des Planeten Merkur an, und aus dieſer Urſache wird er der Fortpflanzer, Lebensgeber genannt; ſizt im Lotus, und wird mit einem

*) Macrob. *Saturn.* I. 12.

**) Dies verſichern Hieronymus, Clemens von Alexandrien und andern.

Joni und Lingam in den Händen, von den Indiern, Peguanern, Ceylanern und Tibetanern, von den Griechen und Römern aber auf eine andre, ihn gleichfalls von dieser Seite charakterisirende Art, abgebildet. In einigen Gemählden hat Budha zwar nicht den Lingam und das Ioni: dafür aber hält er den innern Theil seiner Hand, auf welchem das Dreyeck eingezeichnet ist, vor das Gesicht, und betrachtet ihn nachdenkend, wie denn überhaupt die meisten indischen Götter, mit der Zeichnung des Drey-oder Fünfeckes in den Händen dargestellt werden.

Budha soll, wie viele Indier glauben, der Gott Vishnu unter einer dieser Gestalten, und vorzüglich unter der Gestalt eines wohlthätigen Genius seyn; wie daher Vishnu zuerst aus dem Sterne Rohini hervorgieng, nachher aber, bey seiner sechsten irdischen Erscheinung, unter dem Nahmen Ráma von der Devagui gebohren ward, so, sagt man, habe er sich auch in der Person des Budha bekannt gemacht. Daher kommt die Sage bey den Indiern, Budha habe keinen Vater, keine Mutter, keinen Stamm.

Ferner behauptet man, dass dieser Genius, wenn er sich den Menschen mittheilen wolle, Vishnu's Gestalt annehme, Tag und Nacht für die Erhaltung derjenigen Seelen bete, welche er Ishvara'n darbringt und empfiehlt, um ihnen Gnade in den Augen dieser unveränderlichen Gottheit, und Entbindung von den leidigen Wanderungen zu bewürken. *)

Hieraus, wie aus dem vorhergesagten ergiebt sich's augenscheinlich, dass Budha ein wohlthätiger Genius sey,

*) Hierauf hat die alte Steinschrift Bezug, welche sich in den *Asiatick researches p.* 284 befindet.

nicht aber der Sektenstifter Manes, oder irgend ein Sternkundiger, oder sonst ein Urheber und Reformater des indischen Götzen-Dienstes. Wenn ich indessen von dem uranfänglichen Budha rede, welcher gleichmässig von den Indiern, Tibetanern, Ceylanern, Peguanern, Iaponesern und Sinesen verehrt wird, will ich dabey gar nicht leugnen, dass es auch gewisse Religionslehrer und würkliche Philosophen habe geben können, die unter dem Nahmen Budha's, schon vor Christi Geburt, bald diese, bald jene Lehren in Indien vortrugen. So nennen die malabarischen Brahmanen den Apostel Thomas auch Budha, und die Christen Baudhenmar, wie wenn diese ihre Lehren von jenem, als von einem äusserst frommen und gottbegeisterten Manne, erhalten hätten. Aber jener erste und ursprüngliche Budha, ist nichts anders, als ein Genius und der Planet Merkur, d. h. ein offenbarer Ueberrest der Verehrung des himmlischen Kriegsheeres, wie sie einst bey allen alten Nationen obwaltete. Es ist unmöglich, dass ein einziger Budha, so viele und grosse Völkerschaften sollte unterrichtet, und in Indien, Sina, Pegu, Tibet, Aegypten, ja im ganzen Norden, seine Götterverehrung, Religionskenntnisse, Wissenschaften und Gesetze sollte eingeführt haben. Budha kann demnach nur eine allegorische und astronomische Gottheit seyn, und gleichsam der gemeinschaftliche, erdichtete Stamm, aller frühern Einrichtungen unter den Menschen.

Dass Budha der Planet Mèrkur sey', kann übrigens auch dadurch bestätigt werden, weil dieser in dem Wörterbuche Amarasinha mit jenem Nahmen unter den Planeten aufgeführt wird. Ja Malabaren, Tamuler, Peguaner, Nepalenser und viele andere Nationen, bezeichnen den Mittwoch *)

*) *Dies Mercurii.*

mit einem von **B u d h a** hergenommenen Nahmen *).

*) S. hier zunächst die *Asiatick researches. p.* 161. Ueber Budha aber im Allgemeinen vergl. den *Sonnerat* a. a. O. *T. I. p.* 219 — 333. der Oktavausgabe, und BAYERI *Historia regni Graecor. Bactriani p.* 152. der *Doctrinae indicae temporum, de hebdomade.*

Die zehente irdische Erscheinung

V I S H N U ' S.

Die zehnte und letzte irdische Erscheinung Vishnu's, soll in Gestalt des Pferdes Calighi vor sich gehen. Nach Pivati's Zeichnung dieses Pferdes, ist es mit Flügeln, einem Sattel und einer Decke versehen, und ist aufgezäumt. Irgend ein König, der ein entblöfstes, und zum Strafen wie zum Tödten gleichmäfsig bestimmtes Schwerd in der Hand hält, wird dieses weisse und edelgebaute Pferd in seinen Besitz bringen, und in dem Augenblicke, in welchem es seinen izt noch erhabenen Fuss, auf die Erde setzen wird, soll Vishnu, in diesen König oder Rosselenker umgewandelt, beginnen, die gottlosen Könige zu tödten, und das ganze Menschengeschlecht zu vertilgen. Dabey wird denn auch die Erde erbeben, umgewühlt und zertrümmert werden. Selbst die Schlange Ananden, Sessen oder Vásuhi, welche das Weltall gleichsam in einem Cirkel umschlossen hält, wird sich zurückziehen, und die Schildkröte, auf deren Rücken

Rücken die Erde ruht, wird der Tiefe des Meeres zueilen und verschwinden; das Menschengeschlecht wird vernichtet werden, und das letzte Weltalter, wie die Sünde, werden ihr Ende erreichen. Ist die Welt nun durch Feuer, Wasser und Schwerdt vernichtet, so soll ein neues Weltalter beginnen, und eine neue Erde und neue Himmel sollen ihren Anfang nehmen. Diejenigen Brahmanen nähmlich, welche dieses behaupten, nehmen einen gewissen Cirkel, oder eine periodische Revolution im Universum an. Man sieht hieraus deutlich, dass es in Indien vorzüglich zwey ursprüngliche philosophische und religiöse Sekten gebe, in deren Lehrsätzen der Inbegriff der ältesten Indischen Religion enthalten ist. Die eine dieser Sekten, oder die Vischnuviten, halten, wie Thales und die ionische Schule, das Wasser für das erste Princip aller Dinge, durch welches aber auch die Welt wieder untergehen soll. Die Shivaniten hingegen glauben, das Feuer, oder Shiva sey das Princip aller Dinge, und dieses werde auch die Welt vernichten, doch so, dass die Urstoffe alsdenn in das Dreyeck der Göttin Bhavani, oder in die Bärmutter der Natur zurückfallen, und so lange in derselben ruhen, bis nach einem gewissen Kreislaufe von Jahren, wieder eine neue Welt aus ihnen hervorgeht.

Es ist nicht zu leugnen, dass es auch noch andere Sekten gebe, wie z. B. diejenige, in welcher man den Shivalingam und die Göttin Shakti, Parashakti oder Bhavani ganz vorzüglich verehrt, und das Princip der Dinge im Dreyeck, Joni, oder der Bärmutter findet; aber diese besondre Sekten sind, wie jeder leicht ohne mein Erinnern sehen wird, aus jenen beyden ursprünglichen und allgemeinen Sekten entstanden.

Aus dem bisher gesagten ergiebt sich nun einigermassen auch dies, dass die Verehrung des Vishnu und Shiva oder des Feuers und Wassers, schon lange vor Christo in Indien müsse einheimisch gewesen seyn. Denn wenn die Griechen schon lange vor dieser Epoche, eben diese Elemen-

te für die Grundstoffe der Dinge ansahen, und die Aegyptier sie als solche verehrten: so läſst sich schwerlich daran zweifeln, daſs diese Planeten- und Elementar-Philosophie und Religion, schon weit früher in Indien vorhanden gewesen sey; ja, um so weniger, da es uns alte Schriftsteller sagen, *) daſs die Griechen ihre Philosophie, Wissenschaften und Künste, von ausländischen Nationen, d. h. von den Chaldäern, Persern und Indiern, entlehnten.

Eben so wahrscheinlich ist es, daſs Brahma, Vishnu, Shiva, und andere indische Gottheiten, schon vor Christo, ja selbst vor Alexandern dem grosſsen, in Indien vorhanden gewesen, und nicht erst in spätern Zeiten eingeführt worden, denn die Bildsäulen dieser Götter, unter welchen man sie noch gegenwärtig verehrt, und wie man sie in den ältesten Tempeln, z. B. auf der Elephanteninsel, zu Salsette, Mavalipuram, Iagrenat, Illoura und an andern Oertern antrift, gehören nach dem Urtheile aller sachkundigen Augenzeugen, in die ältesten Zeiten, und zählen auf das wenigste viertausend Jahre **). Als Belege für diese Meynung sind auſser Sonnerat's, Niebuhr's, Freyer's und Thevenot's Beschreibungen indischer Tempel und Götzenbilder, hier noch einige, auf Kupferplatten befindliche, und im Samscrid abgefaſste Inschriften zu merken. Auf diesen nähmlich heiſst nicht nur Budha schon Sugueda, ein Nahme, den wir vorhin kennen gelernt haben, sondern in ihnen wird auch der Göttin Lekshemi, und des Königs Rávana von Ceylan gedacht, welcher mit Shrirama oder Vishnu, bey dessen irdischer Erscheinung als Ráma, Krieg führte. Woraus denn wieder erhellet, daſs diese Erscheinungen Vishnu's, über den Beginn der gewöhnlichen Zeitrechnung hinausgehen, also keine Er-

*) Diog. Laert. und Clem. Alex.

**) S. Sonnerat. a. a. O. Octavausg. T. 2. S. 48. Niebuhr. a. a. O. Th. 2. S. 43. u. f.

findung des Manes seyn können, so wie denn überhaupt die wesentlichsten Stücke der indischen Religion, seit ohngefähr dreytausend Jahren, noch genau dieselben sind, wie sie sich gegenwärtig in den Schrifteu der Brahmanen, in den Lehrsätzen und Traditionen vorfinden. Es ist daher sehr unrichtig, wenn man die heutigen Brahmanen, als himmelweit von den ehemaligen verschieden darstellt.

GAENAVADI ODER GAENESHA.

Ein andrer indischer Gott ist Gaenavadi, welcher Nahme den Vorsteher oder Herrn einer Versammlung, oder Anzahl bezeichnet. Dieselbe Bedeutung hat auch ein zweyter Nahme dieses Gottes, nähmlich Gaenésha. Mit einem dritten Nahmen aber heisst er auch Vinájagá, oder der grosse Herr. Bey den Malabaren ist der erste, bey den nördlichen Indiern der zweyte, und bey den Tamulern der letzte dieser Nahmen, der gewöhnlichste. Gunnis *) und Gones, wie die Ceylaner diese Gottheit nennen, sind aus dem Samscrid verfälschte Nahmen.

Auf einem Ringe der Könige von Ceylan, erscheint Ganésha mit einem Elephantenkopfe, Ziegenfüssen, erhobnen Schamtheilen, ausgebreiteten Händen, und am obern Theile des Körpers wie ein Mensch gebildet **). Um ihn her erblickt man mehrere Ceylaner auf den Knien, die ihren Rosenkranz abbeten. Spielberg hielt die Ti-

*) So nennt ihn Niebuhr a. a. O. Th. II. S. 32.

**) In indischen Zeichnungen sitzt er auf einer Ratze.

ruvamsha-Prieſter oder Aſceten, die eigentlichen Opferdiener und Verehrer Ganésha's, für Mönche, ſie ſind aber weder von den indiſchen Samanen, noch von den peguaniſchen Talapoinen, welche ein gelbes Gewand tragen, verſchieden.

Ein andrer Nahme Ganesha's iſt Vighnarágia, oder der König der Hinderniſſe. Er erhält ihn daher, weil er die Hinderniſſe aus dem Wege räumt, und gleichſam die Thüre iſt, durch welche man ſich zu allen Geſchäften begeben muſs *). Aus dieſer Urſache rufen ihn auch die Indier bey allen Unternehmungen an, bevor ſie dieſelben beginnen; ja, es iſt keiner, der nicht, ehe er zu ſchreiben anfängt, eins dieſer Zeichen



welche den Rüſſel dieſer Gottheit darſtellen, auf ſein Palmblatt oder Papier mahlen ſollte. Auch die indiſchen Gelehrten begrüſsen, dieſer Sitte gemäſs, den Gott Ganésha, gleich beym Beginn ihrer Rede, oder ihrer Schrift mit den Worten Gaenavadajè nama, d. h. Anbetung dem Gotte Gaenavadi, oder Anbetung dem glückſeligen Gaenavadi.

Eben dieſer Gott heiſst auch Guru oder der Lehrer, weil er zur Verrichtung der Geſchäfte die Bahn bereitet, und die Unwiſſenden unterrichtet. Daher iſt ein andrer Ausdruck bey den Indiern und Tibetanern entſtanden, Namo kuru d. h. Anbetung dem Lehrer! Dem Samſcrid gemäſſer ſollte es heiſsen Nama guru, oder Sal guruve namá, Anbetung dem wahren Lehrer! Hieraus folgt ohne Widerſpruch, daſs nicht die Indier von den Tibetanern, ſondern dieſe von jenen, ihre Religionslehren und liturgiſchen Ausdrücke müſſen erhalten haben.

*) Auf einigen Abbildungen hält er in der einen Hand malabariſche Schlüſſel, zur Eröfnung der Thüren.

Gaenam ist ein Wort aus dem Samscrid, und bezeichnet eine Anzahl, oder eine Zusammenhäufung mehrerer Dinge: daher Gaenavadi einen Herrn der Zahl, Zusammenkunft, oder einer jeden, zur Ueberlegung oder Ausführung vereinigten Versammlung andeutet. Demzufolge scheint es, wie wenn Janus, diese alte römische Gottheit, auch den Indiern bekannt wäre, und da könnten ihn die Griechen von dem Brahmanen, die Römer aber von den Griechen erhalten haben *). Dem steht keineswegs entgegen, dafs diese Gottheit bey den Indiern einen Elephantenkopf trägt, denn wer wüfste es nicht, dafs der Elephant ein Symbol der Weisheit und Klugheit ist? Die Indier also zeichnen überall diesen Elephantenrüssel deshalb hin, um anzuzeigen, dafs jede Schrift, Zahl, Rechnung, jeder Ueberschlag, alle Geschäfte und Ueberlegungen der Menschen, mit Klugheit, reifem Urtheil und Weisheit, müfsten abgefafst werden. Daher pflegt diesem Gotte auch ein Fruchtopfer, von Cokosnüssen oder Reis dargebracht zu werden, wenn etwa die Könige wegen eines Unternehmens in Ueberlegung treten, wenn die Eltern einen Gatten für ihre Tochter suchen, wenn die Knaben in die Schule gehen, oder wenn man sonst über einen schwierigen Fall entscheiden will.

Auch kann der Elephantenrüssel passend genug die Stärke und Kraft bezeichnen, da diese Gottheit die Hindernisse aus dem Wege räumt, und das rauhe und unebne, gleich und eben macht. Sehr viele Frauen in Indien tragen das Bildnifs desselben auf ihrem Tály oder ehelichen Schmuck am Halse, denn Gaenavadi ist auch Vorsteher der Ehen, und ihm mufs die Verehlichte eben sowohl treu bleiben, als ihrem Manne. In Bezug hierauf heifst dieser Gott gewöhnlich Pullear.

*) Macrobius hat schon gezeigt, dafs Janus und Saturn ausländische Gottheiten waren.

Ein andrer Nahme dieſes Gottes iſt Gaenádhiba, der König der Zahlen, der Verſammlungen und Zuſammenkünfte. Auch heiſst er Dvajmádura, oder der zwey Mütter hat. Die eine dieſer Mütter iſt Parvadi oder der Mond, die andre aber Anga, die ſchöne Gemahlin des Königs Dasaprajávadi, welche die eben genannte Göttin Parvadi, lieb gewann, und gleichſam als Gattin ſich zueignete. Man ſieht ohne mein Erinnern, daſs auch dieſe Mythe auf die Sternkunde, und auf die Würkungen des Mondes müſse zurückgeführt werden. Noch bemerke ich, daſs Angana ein ſchönes Frauenzimmer, Angáram die Glut des Feuers, Angui das Körperliche, Anguli den Finger, und Anguliam endlich den Ring bedeutet. Wenn übrigens Janus bey den Römern mit zwey Geſichtern abgebildet ward, ſo geſchah dies vielleicht auch mit Rückblick auf jene zwey Mütter deſſelben. *)

Gaenevadi heiſst ferner Egadaenda, oder der einen Zahn hat, nähmlich einen elfenbeinernen Zahn, indem er den andern bey einem Kampfe mit ſeinem Bruder ſoll eingebüſst haben. Noch andere Nahmen dieſes Gottes ſind: Heramba, d. i. der Gott von ungeheuerm Körperbau; Lambódara, der Gott mit groſsem Leibe; Gaegiánana, der Gott mit einem Elephantengeſichte. Wenn Janus bey den Römern zuweilen auch mit vier Geſichtern abgebildet ward, ſo tritt hier ein Elephantenkopf an ihre Stelle, denn wie die erſtern, ſo ſoll auch der leztere nichts anders, als die Klugheit, Weisheit und Überlegung dieſes Gottes andeuten.

Wenn Ganésha, um ſeine Weisheit, und ihn ſelbſt als Beſchützer der Gelehrten dadurch zu charakteriſiren,

*) Was man nicht alles muthmaſslich findet, wenn man einmahl ins Muthmaſsen kommt!

Anm. d. Bearb.

auf einer Ratze oder Maus reitend dargestellt wird, die er soll besiegt haben: so kann dies auf die Gewohnheit dieser Thiere, Bücher, oder auf Papier sowohl, als auf Palmblättern verfaſste Schriften zu benagen Bezug haben. In einem Tempel auf der Elephanteninsel aber ist Ganésha abgebildet, wie er auf dem Riesen Kajmughasura sizt, und einen eisernen Griffel, als Symbol des Schreibens, in der rechten Hand hält. Hier ist der Nahme jenes Riesen zu merken. Kaj nähmlich bedeutet die Hand, Mugha oder Mugham das Gesicht, Asura endlich aber den Riesen. Der ganze Nahme also weiset darauf hin, daſs dieser Gott auf einem Riesen reutet, welcher sein Gesicht gleichsam in seinen Händen verbirgt. Als Ganésha diesen Riesen in einem Kampfe besiegt hatte, verwandelte er sich in eine Ratze, welche die Indier Pirusali nennen, und benagte die Füſse des Gottes, der ihn aber auch bald in dieser Gestalt bezwang, und ihn sich unterwarf. Uebrigens hält dieser Gott in einer Hand einen Griffel oder ein Rohr, in der andern aber ein Dintenfaſs, ein Palmblatt, oder ein Buch.

Ganésha wird gleichfalls auch für den Gott des guten und bösen Schicksals gehalten. Er lebt ehelos und keusch, und wird vorzüglich den Frauen als Beyspiel aufgestellt. Aus dieser Ursache nennen ihn die Indier Shudha, oder den Heiligen, Reinen, Unbefleckten, woher denn der ausschlüſslich an diese Gottheit gerichtete Ausdruck kommt, Namá Sciddan, Anbetung dem Heiligen!

Auf einigen Abbildungen hat diese Gottheit vier Hände, ein vom Halse herabhängendes Gewand, treffliches Haar, ist mit einer Schlange umgürtet, und trägt einen gehörnten Mond auf dem Kopfe. Mitten auf der Stirne ist das Zeichen Kuri, und das des heiligen Nahmens befindlich

lich, als Symbol des Feuers, oder der Sonne, oder des Lingam. *)

*) Schon die Verfasser der *Asiatick researches*, oder insbesondere Jones, haben diese Gottheit, obgleich zweifelhafter als es hier geschehen ist, mit dem Janus verglichen. S. auch den *Sonnerat* a. a. O. Th. 1. p. 323. Vor allen Dingen aber vergleiche man mit dem, was ich bisher von einzelnen indischen Gottheiten gesagt habe, folgendes Werk: *Seconda novissima edizione delle imagini de gli dei delli antichi di Vincenzo Cartari Reggiano, cavate da marmi, bronzi, medaglie, gioie et altre memorie antiche con esquisito studio e particolare diligenza da* LORENZO *Signoria Padovano. In Padoua.* 1626, vorzüglich p. 33. 57. 63. 65. 75. 173. 261. 269. 271. 465.

X

J A M A.

Jamá, auch eine besondre Gottheit, ist Vertheiler der Strafe, wie der Belohnung, Richter über gute und böse Thaten, Rächer der Verbrechen, und Shiva's erster Diener. Auch er erhält verschiedne Nahmen. So heisst er: Dharmarágia, der König, Diener oder Richter der Tugend, oder guten That; Pidrubadi, der Herr der Verstorbenen, der Vorsitzer der Entkörperten; Samavarti der Bestimmende der Gleichheit oder des Verhältnisses, d. h. der Schiedsrichter zwischen dem Guten und Bösen, der nach Ueberlegung bey sich selbst, das Urtheil fällt, und einem jeden das Seinige zutheilt; Krdánda, der dem menschlichen Leben seine Grenzen vorzeichnet, oder das Ziel der menschlichen Handlungen; Shamuna, der Styx; Jamunabhràda, der Bruder des Styx; Shrádadéva, der Thränenerregende Gott. Soviel von seinen Nahmen! Jama's Diener, welches Dämonen und Gespenster sind, heissen Rákshasa, Kinnara und Bhúda.

Auf einem, zwar zu Lhaparanga von dem tibetanischen Mahler Jon-de-la-hu-ri angefertigten, aber eigentlich brahmanischen Gemählde, welches den Kreislauf der menschlichen Umwandlungen, oder vielmehr den Gerichtshof des Jamà darstellt, befindet sich Scinceciok-

jel, welcher von Gotte Cenresi oder Shiva, ſeinem Vorgeſetzten, unterſchieden iſt, mit einer Furche abgebildet, die er erhoben, und zum Schlagen bereit, in ſeiner Rechten hält. In der linken Hand hat er einen Spiegel, in welchem er die guten und böſen Handlungen der Menſchen anblickt und prüfet, um ein gerechtes Urtheil über ſie zu fällen. Er hat einen dicken Körper, aufgedunſenen Leib, ſtraf in die Höhe gerichtete Haare, und wird, wie Shiva, ſitzend, mit gräſslichen Augen und ſtrengem Blicke abgebildet. Unterhalb zur Seite ſitzt ein Genius, welcher auf einer indiſchen Wage, in deren einer Schale, die Seele des Verſtorbnen, in der andern aber, ein noch izt in Indien gewöhnliches Gewicht befindlich iſt, die guten und böſen Handlungen der Seele erprobt, um dieſe nach Erfordernifs der Umſtände, entweder länger zur Quaal in der Unterwelt zu halten, oder gereinigt von den Flecken der Sünde, zur Loſsſprechung dem Gotte Jam à vorzuſtellen. Unterhalb auf der andern Seite Jama's, wird man noch andere Genien gewahr, welche mit weiſſen und ſchwarzen Kügelchen, wie ſie den Indiern noch izt zu Berechnungen dienen, die guten und böſen Handlungen der Abgeſchiedenen zuſammen zählen, um ſo über den Zuſtand der Seelen urtheilen, und Jama'n von ihren Verdienſten oder Verſchuldungen benachrichtigen zu können. Ganz zu unterſt auf dieſem Gemählde, werden die herabgeſtoſsenen Seelen in Keſſeln geſiedet, an Spieſsen gebraten, in Pfannen geröſtet, und mit Gabeln durchbohrt.

Im mittlern Cirkel, zwiſchen den Buchſtaben M. N. O. iſt die Belohnung oder Strafe dererjenigen abgebildet, welche, ſo lange ſie lebten, den Gott Vishnu beſonders verehrten; denn hier iſt dieſe Gottheit durch das Schwein, in deſſen Geſtalt ſie auf der Erde erſchien, durch den Vogel Garudha, auf welchem ſie reutet, und durch die Schlange Caliga, welche von ihr getödtet wurde, oder durch die Schlange Seſſen, die auch Vásughi heiſst, und auf welcher ſie ruhet, angedeutet, indem dies alles beſtimmte Symbole des Gottes Vishnu ſind. In dem

ſchwarzen Halbzirkel ſieht man die Gottloſen und Verruchten, wie ſie an Seilen zur Unterwelt herabgezogen werden; im weiſſen Halbzirkel hingegen genieſsen die Frommen und Rechtſchaffenen, der hohen und himmliſchen Glückſeligkeit der Götter Shiva und Vishnu. Den ganzen groſsen Zirkel endlich umgiebt der furchtbare, dreyäugige Richter der Verſtorbnen, welcher deshalb auch mit Schädeln abgeſchiedner Menſchen auf ſeinem Haupte abgebildet wird, nähmlich jene mächtige Gottheit, die bey den Indiern Shiva, bey den Tibetanern Pra-srinpo heiſst.

Ich behauptete im Vorhergehenden einmahl, die Tibetaner hätten dieſen Kreislauf der Seelenwanderungen, oder vielmehr dieſes Gemählde des Gerichtes, von den Brahmanen erhalten und angenommen, nicht aber die Brahmanen von den Tibetanern. Als Beweiſs dafür, können die zwölf ſymboliſchen Inſchriften dienen, welche ſich im groſſen äuſſerſten Zirkel des Gemähldes befinden. Die erſte dieſer Inſchriften iſt Marikpá, und bedeutet einen verſtandloſen Menſchen, einen Träger. Dies Wort iſt offenbahr aus dem Indiſchen entlehnt, und in der gemeinen tibetaniſchen Sprache verunſtaltet. Im Indiſchen nähmlich heiſst Marekuna vergeſſen, Maradi und Marevi die Vergeſſenheit, Marrakunu aber heiſst, ſich bedecken, auf den Kopf legen. Demzufolge bedeutet jenes tibetaniſche Marikpa denn auch nicht einen Verſtandloſen, ſondern einen Vergeſslichen. Ja, welche Seelenwanderung oder Strafe könnte wohl dem mit Recht zuerkannt werden, welchen der Himmel allen Verſtand verſagte? Eben ſo iſt's mit der zweyten Inſchrift Dusce, die aus dem ſamſcridiſchen Dushdam entſtanden iſt, welches Bosheit, böſe Begierde, Ruchloſigkeit anzeigt. Davon kommt her Dushden, ein Boshafter, Ruchloſer, Dushdásha ein ruchloſes Begehren, Dushkrdam die Sünde u. ſ. w. Von allen dieſen Wörtern können die Tibetaner, in ihrer gemeinen Landesſprache nicht die Entſtehung anweiſen. Das ſiebente Sinnbild ferner hat die Inſchrift Rek-pá. welche aus dem In-

dischen Redi eine Verbindung, entstanden ist. Die Inschrift des zehnten Sinnbildes ist Len-ba statt des Indischen Lobha, welches Begierde, Geiz, Raubgierde andeutet. Die zwölfte dieser Inschriften endlich heisst Ke-sci, statt Keshaven oder Keshava, das einen Greis bezeichnet. Diese Inschriften also, sammt jenem ganzen sinnbildlichen Kreise der Seelenwanderungen, sind von Indien aus nach Tibet gekommen, so wie denn auch die liturgischen Formeln dieses Landes den Brahmanen abgeborgt sind.

I N D R A.

Eine andre Gottheit im brahmanischen Systeme ist Indra, und die gewöhnliche Nahmen, unter denen sie aufgeführt wird, sind folgende: Marutván, der Luftige; Marul, der Wind, die Luft, wovon Marutván abgeleitet ist. Hieraus sollte man fast schliessen, dass Indra der Winde- und Luftgott, also der Zeus der Griechen, und Jupiter der Römer sey. Er heisst ferner: Mêghaván, der Bewohner der Wolken; Méghaváhána, der auf den Wolken fährt; Gishnu der Sieger; Págasháſana, der die Witterung und Reife anordnet, für die Witterung Sorge trägt, und die Hitze wie die Kälte mässiget; Légrshabha, der den Winter, oder die Regenzeit bestimmt; Puruhrda, der ein männliches Herz hat, rüstig und tapfer ist; Shunásira, der Nasige. Diesen Nahmen hat er von der grossen Nase bekommen, die ihm einer Schmähung wegen zu Theil ward. Das ist allegorisch zu erklären. Indra nähmlich wird mit einer grossen Nase abgebildet, um dadurch das stärkere Ein- und Ausathmen zu bezeichnen.

Die drey letzten Nahmen dieser Gottheit endlich sind: Sahasráksha, der Tausendäugige, um nähmlich alle Gegenstände erblicken und von einander unterscheiden zu kön-

nen, bedarf es einer hellen durchsichtigen Luft; Divaspadi, der Herr der Halbgötter; Indra, der auf die Sinne würkende, weil die Luft auf die Sinne würkt. So ist denn auch diese Gottheit wieder ein neuer Beweiss für die Behauptung, dass die indischen Mythen mehrentheils auf die Astronomie oder physische Natur zurückzuführen sind.

Waffen oder Attribute des Gottes Indra sind: Die Vagiram oder Kulisham, d. i. der Blitz, welcher nur durch Mitwürkung der Luft entsteht und fortgepflanzt wird; ferner ein Vimánam oder Wagen, welcher auch Vjòmajánam, d. i. ein Wagen der Wolkenregion, heisst. Die Gemahlin Indras heisst Indráni, sein Fuhrmann aber Sárathi.

Es würde ein überaus langweiliges und lästiges Geschäft seyn, hier alle, auf die Attribute Indras Bezug habende, und durch ganz Indien im Schwange gehende Fabeln herzunennen oder zu erzählen. Ich will mich daher nur auf das Hauptsächlichste einschränken. Dieser Gott nähmlich heisst auch Sorggarágia, oder der König der Wolkenregion; als solcher hat er viele Diener und dienende Nymphen, welche Sorggastriguel oder Absarastriguel heissen. Er befehligt alle Halbgötter, oder untere Genien, der guten Art, welche die kleinern Gestirne lenken, sie unterweisen und beleben. Auch untersucht er die Rechte dieser niedern Gottheiten, schlichtet ihre Streitigkeiten, zerschmettert die Bösen unter ihnen mit dem Blitzstrahl, stösst die Fehlenden aus dem Himmel, und zwingt sie auf die Erde herabzusteigen, um da die menschlichen sowohl, als die thierischen Körper zu beleben und zu unterweisen. Ferner theilt Indra den Trank der Unsterblichkeit, welcher Amrdam heisst, an die Rechtschaffenen aus, lenkt die Luft und die Wolken, würkt auf die irdischen Dinge, erquickt die Erde mit dem himmlischen Ganges, d. h. mit dem himmlischen Thau, und entfernet den brennenden und austroknenden Wind von ihr.

Wie bey den Griechen Zeus, so ist auch Indra bey den Indiern ein sehr geiler und muthwilliger Gott. Es ist eine allgemein gäng und gäbe Erzählung, dass Indra einst unter der Gestalt eines Muni oder beschauligen Mannes, mit Nahmen Gaudama *), die Frau desselben Ahalja geschwängert habe, und zwar gerade damals, als Gaudama selbst frühe vor Anbruch der Morgenröthe mit Gebeten und Abwaschungen des Körpers beschäftigt war. Indra indessen wurde bey diesem Ehebruche ertappt, und erhielt, vom Gaudama verwünscht, tausend Schamtheile an verschiednen Theilen seines Leibes, die indessen auf sein wiederholtes und angelegentliches Bitten, nachmals in eben so viele Augen verwandelt wurden, und welche er denn auch itzt noch hat. Uebrigens hält Indra in einigen Abbildungen von ihm **), eine Lotusblume in den Händen, und dies wahrscheinlich daher, weil der Aether oder die Luft gleichfalls keinen geringen Antheil an der Erzeugung haben.

Demnach giebt es in der brahmanischen Philosophie einen zwiefachen Himmel. In dem obersten derselben regieret die Sonne, als der höchste indische Gott nebst dem Monde, seiner Gemahlin, und seinen Räthen, den Planeten. Diese Planeten sind Muni oder beschaulige Wesen, welche die Sonne begleiten, und wieder ihre untergebenen Schüler haben, die sie erleuchten, lenken und regieren. In dem uutern Himmel, oder der Atmosphäre ***) hingegen, gilt Indra als König, der über die untern Gottheiten herrschet,

*) Gaudama ist wahrscheinlich irgend ein Planet.

**) Eine solche Abbildung befindet sich in den *Asiatick researches* bey Seite 241.

***) Hier dürfte wohl nicht die Wolkenregion, sondern eigentlicher der Lufthimmel, oder die Atmosphäre zu verstehen seyn.
Anm. des Bearb.

schet, und Aufsicht über sie führt. Die Indier geben vor, die Zahl dieser Dévaguel, oder niedern Gottheiten, belaufe sich auf dreyhundert und zwey und dreyssig Millionen, doch sind sie weder sündenlos noch unsterblich, sondern können, wie wir schon gesehen haben, von Indra aus dem Himmel gestossen, und auf die Erde herabgeschickt werden, um, nach Befinden, menschliche oder thierische Körper, immer mit Bezug auf den bevorstehenden Tod, oder die Geburt derselben, zu lenken.

Die vorzüglichsten Genien im obern sowohl, wie im untern Himmel, und ihre Bestimmungen sind nach Angabe einer Handschrift folgende: Aaditja oder die Sonne. Diesem Genius, oder dieser Gottheit befahl Karta oder der Herr, die Sonne zu lenken. Einem andern Genius, der bey den Indiern Nishagara heisst, d. i. der die Nacht erleuchtende Mond, übertrug er das Geschäft, die Nacht zu leiten und zu erhellen. Brahma erhielt den Auftrag, die Körper zu schaffen und zu bilden. Vishnu muss die Welt erhalten. Auf Shiva'n beruht die Vernichtung, der Tod, das Gericht, die Verderbung und Wiedererzeugung. Indra hat die Verwaltung der Atmosphäre auf sich, d. h. er verursacht, je nachdem es Zeit und Umstände mit sich bringen, Dürre und Regen, Kälte und Wärme. Der siebente Genius ist Aghni, und ihm ist die Sorge für das Feuer übertragen; eben daher muss er aber auch alles dasjenige, was den Göttern im Opfer Homam dargebracht wird, durch den Rauch zu ihnen heraufführen. Diese Gottheit gehört aber zu denen der zweyten Klasse, muss also vom Shiva, d. i. von der Sonne, oder dem Elementarfeuer unterschieden werden. Jama muss auf die Tugenden und Laster merken, und Strafe wie Belohnung abwägen, daher er Shiva's Diener, und der Vorsteher des Todes wie der Unterwelt ist. Als Gott oder Vergelter der Tugend, erhält Jama den Nahmen Dhermadéva, und wird, damit er als ein Begleiter Shiva's, der Sonne, oder des Bacchus zu erkennen seyn möge, auf einem Stiere sitzend abgebildet. Wenn er aber als Züchtiger in der Unterwelt erscheinen soll, wird er

mit einer Furche oder mit einem Dreyzack in der Hand dargestellt. Dieses Instrument dürfte also vielleicht nicht immer ein Symbol oder Attribut des Neptun und Bacchus seyn, wie unsre Mythen-Erklärer es ohne hinlänglichen Grund anzunehmen scheinen. Varuna, ein andrer dieser Gottheiten und Genien, führt die Aufsicht über das Wasser, das Meer, die Seeen und Flüsse. Váju oder Marul, eigentlich der Wind, ein Untergebner Indra's, ist zur Bewohnung aller Körper bestimmt, um sie so lange zu beleben und zu erhalten, bis Shiva sie einst beym letzten Gerichte vor seinen Richterstuhl erfordert. Vishva und Karma stehen den mechanischen Künsten vor, und daher auch allen Gebäuden und Städten, welche alle sie, wie die Indier sagen, mit Hülfe der Götter, einst in einer einzigen Nacht aufgeführt haben. Die verbrüderten Genien Ashvini und Kumàren haben die Heilung der Kranken auf sich, und so giebt es der zu mancherley Geschäften bestimmten Gottheiten, Dämonen und Nymphen noch eine unzählbare Menge.

K A M A D E V A.

Gott Kamadeva, den ich für Kupido'n halten möchte, erscheint bey den Indiern in einem lieblichen Bilde. Auch er hat mehrere Nahmen, die ich hier anmerken will. Er heisst nähmlich Madana, der Muthwillige, Scherzende, Schalkhafte; Mannmatha, der das Herz, den Verstand und den Willen berauschende; Mára, der Verborgene, Hinterlistige, der dem Diebe gleich unbemerkt, und seitwärts einherschleichende; Pradjumna, der Kühne, Widersezliche, Rüstige; Darpaga, der Eigenliebige, Grossherzige, oder der Gott mit grossem Blicke; Ananga, der Unkörperliche, Feine, Leichte; Kàma, der Begierige; Panciashara, der fünf Blümchen statt des Bogens und Pfeiles hat, der Bluhmigte, oder der Kämpfer mit blumigem Bogen und Pfeile; Smará, der leicht Erinnerliche, Eingedenke; Manasigia, der aus dem Herzen und Willen Hervorgehende, oder auch, der Sieger über Willen und Herz; Kusuméshu, der Blumenfreund; Atmabhu, das Wesen der Seele, oder, der vorhanden ist in der Seele; Radivadi, der Herr und Beschützer der

Verbindung; Magarudagia, der aus dem Zeichen des Steinbockes Gebohrne. Alſo hier wieder eine, aus der Aſtronomie hergenommene Gottheit! Mit welcher Bedachtheit dies geſchehen iſt, leuchtet ein, denn der Steinbock iſt ſeiner Natur nach, ein muthwilliges Geſchöpf.

Kamadeva heiſst ferner noch Ciuda, der Täuſchende, Betrügliche; und Navamáliga, der neun Ueberdachungen durchdringende Gott, der auf dem höchſten Gipfel ſteht, die erhabenſten, unzugänglichſten Oerter erklimmt, oder ſich auf die Anhöhe der neun Bedachungen ſtellt, um leicht geſehen werden zu können, der auch durch neun Mauern in das Herz dringende Gott. Ja, endlich heiſst er auch, der aus gegenſeitiger Eintracht, Freundſchaft, und aus guten Verſtändniſs Erzeugte, oder der Hervorbringer dieſer Annäherung bewürkenden Eigenſchaften *).

So viel von den Nahmen Kamadeva's! Er wird zuweilen ſitzend, zuweilen ſtehend gebildet, und hat einen Blumenbogen in den Händen, aber keine Binde um die Augen, vielmehr wäre ſo etwas ganz unerträglich mit dem ſcharfen Blick, der ihm beygelegt wird. Weiber, die ſich gute Männer oder Liebhaber wünſchen, verehren ihn vorzüglich, und der König von Travancor bringt ihm, dem Herkommen gemäſs, alljährlich ein Opfer im Tempel Sushindram neben dem Comoriniſchen Vorgebürge, der dieſer Gottheit geheiligt iſt. Sonderbar iſt's, daſs die Indier dieſen Gott verehren, da ſie auſſer den religiöſen Myſterien deſſelben, doch alle unanſtändigen Bilder, ausge-

*) Ich ſehe weder den leibhaften Kupido der Alten im Kamadeva, noch kann ich, und das viel weniger in dieſer indiſchen Idee von ihm, eine überwiegende Schönheit finden, die, wie der Verf. ſagt, alles übertrift, was Griechen und Römer von ihrem Amore erzählen, oder ihre Künſtler geformt haben.
Anm. d. Bearb.

lassne Lieder und muthwillige Schriften verabscheuen. Nur an den Fest- und Opfer-Tagen der Göttin Káli oder Bhadrakáli, die aus Shiva's, in der Mitte seiner Stirne befindlichen Auge erzeugt ist, und ein tödtliches Gift unter dem Menschengeschlechte verbreitete *), wird neben dem Tempel dieser Göttin Bhagavadi, — die unter dem Nahmen Pagode bekannter ist — von den niedrigsten Casten im Volk ein schmutziges Lied abgesungen. Ausser diesem Fusse aber, und noch einem andern, das Shivarátri genannt wird, und an welchem man die Anordnung des Lingamdienstes feyerlich begeht, zeigen sich die Indier beständig mit Anstand, ihre Reden sind schamhaft, ihr Betragen ist ernst, ihre Götterverehrungen öffentlich wie im Stillen ausgezeichnet, und jede zu keke, muthwillige oder schmutzige Art des Scherzes ist aus ihren Umgange verbannet,

Káli, Bhadrakáli oder Bhagavadi, eine jungfräuliche Göttin, ist Symbol des der Gesundheit schädlichen Mondes. Man unterhält sie mit unanständigen Gesängen, da sie doch auch Einfluss auf die Erzeugung irdischer Dinge hat, und weil sie zugleich Vollmachtshaberin über Entstehung und Vernichtung, über Leben und Tod ist, so geschieht es, dass das Volk auch dann, wenn die Blatternkrankheit herrscht, und man durch Opfer dieses Uebel zu entfernen sucht, den Glauben hegt, es könne durch Absingung schmutziger Lieder zur Ehre dieser Göttin, sie vergnügen und unterhalten.

Dieselbe Bewandniss hat es nun auch mit den Anstand beleidigenden Unterhaltungen der Indier, in der Nacht Shivarárti, d. h. in derjenigen Nacht des Mo-

*) der Verf. findet viele Aehnlichkeit zwischen der Göttin Káli oder Bhagavadi, und der Proserpine, oder Hecate der Alten.
Anm. des Bearb.

nates März, welche Shiva'n geheiligt ist, und in der sie nicht nur die erste Anordnung des Lingamdienstes begehen, sondern auch kleine Lingame für diejenigen verkäuflich haben, die noch nicht mit ihnen versehen sind, und sie doch am Halse oder Arme zu tragen wünschen. In dieser Nacht nun pflegt das zahlreich bey dem Tempel des Shiva versammelte Volk, wenn es sich durch Fasten und Waschungen entsündigt hat, in unanständige Unterhaltungen und Gesänge auszubrechen, und unter denselben diese Orgien zu begehen. Eine ungeheure Abbildung Shiva's wird alsdenn aus dem Tempel gebracht, über eine Trag-Bare gelegt, und laufend bald hier, bald dorthin geführt. Das Volk steht bey dieser Ceremonie umher, und die schamlosesten Männer im Haufen, stimmen denn jene Lieder an. Eins derselben zur Probe! Es ist kurz und lautet folgendermaßsen:

Der Phallus unsers Gottes hüpfet;

Wo schöne Weiber sind,

Die mögen näher treten.

Man bemerke, diese Orgien werden zur Nachtzeit begangen, welches dahin deutet, daſs der Lingamdienst ursprünglich in der Nacht seinen Anfang genommen habe, und demnach dem nächtlichen Bacchus, oder der nächtlichen Sonne geheiliget sey. Die indischen Weltweisen also nehmen an, daſs die Erzeugung der irdischen Dinge vorzüglich bey Nacht erfolge, und daſs die nächtliche Sonne, der Herr des Lebens und Todes, der Erzeuger und Vernichter, ja der Rächer der Vergehungen sey, daher sie ihr die Gespenster, und andere nächtliche Dämonen, so wie die Rátriciara oder Nachtwandler, eine besondre Art der Genien, als Diener unterordnen. In dem allen dürfte nun vielleicht der eigentliche Grund zu suchen seyn, warum Bacchus oder die Sonne so häufig auf eine unanständige Art, bald aber auch als Herr des Lebens und des To-

des, als Richter der Abgeſchiednen, als Vergelter des Guten, und als Rächer des Böſen, von den Römern, auf ihren alten Gefäſsen, abgebildet werden. Unſere Alterthumsforſcher deuten dies alles auf den Wein, auf die Fruchtbarkeit der Erde, auf den Ueberfluſs an Früchten, oder auf die Trunkenheit, nicht anders, als ob die lieben Alten, und die Indier, die nie Wein trinken, beſtändig im Rauſche geweſen wären!

SUBRAMANNJA.

Die indische Götterlehre eignet Shiva'n drey Söhne und eine Tochter zu. Von dieser seiner Tochter und Gemahlin, — denn das ist sie beydes — oder von der Göttin Káli, ist schon öfter und ausfürhlicher vorhin gehandelt. Nicht minder haben wir auch schon von den Göttern Gannavadi und Hanuman, als Söhnen der Sonne und des Mondes, umständlicher geredet. Der dritte Sohn der Sonne nun ist Subramannja oder Kártiguea, der indische Herkules, welchen Barvadi oder der Mond, in Abwesenheit ihres Gemahls, der Sonne, in einem Ehebruch, oder wüthenden Anfalle eigner Wollust, soll empfangen haben, und dem nun sechs Sterne als Pflegerinnen und Erzieherinnen beygegeben werden. Das im Borgianischen Museum befindliche Bildniss dieses Gottes, ist aus Erzt gegossen, und stellt ihn mit sechs Köpfen auf einem Pfauen sitzend dar.

Subramannja wird, durch folgende Beynahmen von andern Gottheiten unterschieden: Muhásèna, der Befehlshaber des himmlischen Kriegsheeres; Kártiguea: bey diesem Nahmen muss ich bemerken, das Kártiga eine der

sieben

sieben und zwanzig Constellationen sey, welche der Mond durchlauft, und dadurch den Monden-Monat der Indier bildet. So wie demnach Shrirâma bey einer seiner irdischen Erscheinungen, aus dem Sterne Rohini hervorgieng, der gleichfalls zu jenen sieben und zwanzig Constellationen gehört: auf eben die Art heisst es nun auch von Subrahmannja, dass er vom Gestirne Kârtiga erzogen sey, obwohl er die Sonne und den Mond zu seinen Eltern hat. Die indischen Denkmähler machen also hier einen Unterschied, welcher in der griechischen Idee vom Herkules und Bacchus nicht so bemerkbar ist. Denn der jugendliche Bacchus ist Schrirâma, der Vater des Lebens, und die Heldensonne des Tages: Herkules hingegen, den das Gestirn Kârtiga erzog, ist zwar Führer des himmlischen Heeres, aber nicht Vater des Lebens, und stammt überdem aus einer andern mythologischen Quelle her *). Sonnerat behauptet, das Gestirn Kârtiga, sey unter jenen genannten sieben und zwanzig Constellationen, der Ordnung nach die dritte, und Hanxleden stimmt damit überein. Auch will der erstere dieser Männer, das Zeichen dieses Gestirnes sey der Bok. **) Georgi handelt gleichfalls von dieser Gottheit, aber nach der Vorstellung, welche sich die Nepalenser von ihr machen, und da sagt er, sie werde mit sieben Köpfen abgebildet, und sey von sieben Sternen im Zeichen des grossen Bären, erzogen worden ***).

*) Ob es der Mühe wohl werth ist, sich in die stupende Combinations- und Disjunctions-Gabe dieser Mythenerklärer hinein zu studiren? Der Bearb.

**) Voyage. T. 2. p. 203. der Octav-Ausgabe.

***) S. *Alph. Tib. p* 116. In dem zu Padua von Simon Assemanni i. J. 1790. herausgegebenen *Globo coelesti cufico-arabico* werden S. 94. neun und zwanzig Sterne im grossen, und sieben Sterne im kleinen Bären angezeigt. Einer unter diesen sieben Sternen ist ungestaltet, und der lezte im Schweise des kleinen Bären, welcher der Polarstern ist, wird durch das Sternbild des Bocks unterschieden. Von diesen sieben Sternen

Doch, welch ein Gestirn dieses auch immer seyn mag, so ist immer soviel gewiss, dass Kàrtigua ein von dem Sterne Kàrtiga abgeleiteter, und dieser Gottheit beygelegter Nahme sey, wodurch die Behauptung auf's neue bestätiget wird, dass die Brahmanische Götterlehre aus der Astronomie hervorgegangen, und dass demnach zuerst bey ihnen, wie bey den Chaldäern und Persern, der Sabäism herrschend gewesen sey, nachher aber dem Götzendienste habe Platz machen müssen.

Ein anderer Nahme Subramannja's ist Shadhànanà der Gott mit sechs Gesichtern, mit welchen er denn auch fast überall abgebildet ist. Dieser Gott kann also nicht der Planet Mars seyn, welcher ein Muni oder beschauliches Wesen ist, und bald Ciova oder der Gerade, bald Mangala oder der Gute und Glückliche heisst, wegen seines vortheilhaften Einflusses auf die Erde. Auch gilt Mars in Indien nicht als Krieger.

Noch andre Nahmen dieser Gottheit sind: Pàrvadinanana, der Sohn und die Wonne der Göttin Pàrvadi, denn von dieser oder dem Monde ist er gebohren. Shighivàhana, der Pfaureuter; Kumàra, der mannbare Jüngling; Guha, der aus der Höhe gebohren. Dies ist ein allegorischer Nahme, denn Guhjam bezeichnet den weiblichen Unterleib mit seinen zur Geburt schicklichen Theilen. Aus diesem wurde Subramannja gebohren, oder durch die Wuth der Leidenschaft, in welcher Pàrvadi ihn empfieng und gebahr, gleichsam hervorgestossen. Sollte hieraus vielleicht die auch von Herodot erzählte, und

nun ist Kàrtiguea auferzogen, wie dies auch die malabarischen Indier vorgeben. Da indessen einer dieser Sterne, wie gesagt, ungestaltet war, also auch nichts zu der Erziehung oder Erhaltung des Gottes beytragen konnte: so ward dieser nur mit sechs Gesichtern abgebildet. Stellen ihn aber die Nepalenser mit sieben Gesichtern vor, so ist das auch kein Irrthum.

freylich verunstaltete griechische Sage geflossen seyn, dass Herkules in Scythien in einer Grotte gebohren worden, und dass seine Mutter sich daselbst in einer Höle aufgehalten habe?

Endlich führt dieser Gott auch den Nahmen Scanda, oder der schnelle Wanderer: Scandam nähmlich bedeutet die Ausdauer, oder die eigentliche Handlung des schnellen Gehens, Umhergehens, Wanderns. Jenen Nahmen also hat Subramannja daher erhalten, weil er mit ausnehmender Schnelligkeit sein himmlisches Heer mustert, und auf einem vieläugigen Pfau reutet, welches alles denn dahin deutet, dass ein Heerführer schnell und bedächtig seyn müsse. Scanda ist also keine scythische, sondern eine indische Gottheit, und von ihr hat Scandinavien, der äusserste nordliche Theil der Erde, seinen Nahmen: denn dieser kam durch Sythien mit den indischen Scythiern in Verbindung, und erhielt von diesen nicht bloss die Gottheit und den Nahmen Scanda, sondern auch den Budha, Vod, Odin oder Teut, wie sich denn der Norden gleichfalls des indischen Königes Manu, als des Stifters und Urhebers seiner Bewohner rühmet, denn der Mannus des Tacitus ist schwerlich ein anderer. Auch stehen noch izt die Kalmucken und Einwohner Sibiriens im Bezung auf die Religion, mit dem tibetanischen Lama in Verbindung *). Hieraus sollte man schliessen, dass schon in gar alten Zeiten, gewisse brahmanische Lehrsätze und Nahmen, aus dem indischen Scythien, zwischen dem Gebürge Imaus und dem Flusse Indus, in das benachbarte Tibet, und von da aus in das entferntere Scythien oder Scandinavien, übergetragen worden. End-

*) Dies bestätigt Turner's zu Calcutta i. J. 1786. an Johann Macpherson geschriebener Brief.

lich scheint der indische Scanda, auch eine und dieselbe Gottheit mit dem altpersischen Secander zu seyn, und es wäre so schwer wohl nicht, die Ursachen und Veranlassungen nahmhaft zu machen, die der Verbreitung dieser Nahmen von Indien aus nach andern Ländern beförderlich wurden.

DIE THIEREVEREHRUNG.

Mancherley Thiere gelten bey den Indiern für heilig, wie z. B. die Schwäne, Geyer oder Adler, die ſchwarzen, bärtigen Affen, die Raben, Ratten oder Mäuſe, die Käfer mit rückwärts gebogenen Fühlhörnern und leuchtenden Flügeln, die Böcke, und vorzüglich diejenigen unter ihnen, welche von röthlicher Farbe ſind; ferner die Fiſche, Schweine, Schlangen, Elephanten, Rinder und Kühe. Doch ſtehen nicht alle dieſe Thiere in gleicher Achtung, und genieſſen daher auch nicht einer gleichen Verehrung.

Der Schwan oder Hamſa, auf welchem die Erde ruhet, oder Brahma reutet, iſt dieſem Elemente in der indiſchen Mythologie ſehr paſſend beygeſellet. Die Erde nähmlich ſchwimmet auf dem Waſſer, und von dieſem iſt der Schwan, wie von jener Brahma, ein Symbol. Der Inſtinkt des Schwanes leitet ihn dahin, im Schwimmen das beſſere, reinere, und geſundere Waſſer auszukoſten und zu unterſcheiden, das ſtehende und in Fäulniſs übergehende aber minder zu achten. Dieſer Inſtinkt iſt den Erforderniſſen der Erde anpaſſend, welche nähmlich durch reines, geſundes Waſſer gebildet,

befruchtet, belebt, vermehrt, und zur Hervorbringung heilſamer Früchte geſchickter wird *). Ueberdem iſt der Schwan ein ſehr geiles Thier, die Erde aber gleichſam nicht weniger zur Hervorbringung geneigt. Da nun endlich auch dieſer Vogel ein Attribut der Sonne iſt, und mehrere indiſche Könige ſeinen Nahmen geführt haben: ſo leuchtet es ein, daſs der Schwan ein heiliges Thier der Indier ſey, wie er denn auch in den brahmaniſchen Gedichten ſehr geprieſen wird; nur wird ihm, ſoviel ich weiſs, nirgend eine beſondre Art religiöſer Verehrung bewieſen.

Der Adler, oder wie einige behaupten, der rothe Habicht, auf welchem Vishnu gewöhnlich ſitzt, iſt ein zweites hierher gehöriges Thier. Er heiſst bey den Brahmanen Garudha und Gaeguèshvara, oder der Herr und Fürſt der Vögel, auch Suvarna oder der goldfarbige. Er gilt ferner als Symbol der Luft, auf der Vishnu oder das Waſſer ruhet, und von der es in die Höhe gehoben wird, damit es als Regen wieder herabfalle, um die Erde durch ſeine Feuchtigkeit zu erhalten, welches Vishnu's Hauptgeſchäfte iſt. Einige alte von Hyde und Bayer, wie auch viele dergleichen von D'Hancarville bekannt gemachte Münzen, ſtellen einen mit Blitzſtrahlen bewafneten Adler dar, als Symbol der Vereinigung des Feuers mit der Luft, zweyer Elemente die bey vielen aſiatiſchen Nationen Anbetung erhalten.

Der Stier, welcher Mùri, Kála oder Pashu heiſst, und von dem Shiva, d. i. der Sonne oder dem Bacchus, den Nahmen Pashubadi, d. h. der Herr des Rindes, oder der Gemahl der Kuh, erhält, iſt ohne Zweifel ein Symbol der Erde, auf welcher die Sonne ruhet, oder welche ſie mit ihren Strahlen erwärmet, damit dieſelbe fruchtbar werde, und Gewächſe aus ihrem Schooſse hervorkeimen laſſe.

*) S. die *Grammat. ſamſcrd. p.* 19.

Unter den alten Denkmählern finden sich mehrere gegoſsene oder gehauene Bildniſſe, welche einen Stier darſtellen, der entweder eine Sonnenſcheibe zwiſchen den Hörnern trägt, oder mit denſelben, ſey es ein Ey, als das Emblem der erſten Weltentſtehung, oder die Erde ſelbſt, fortſtöſſet. Ein Bildniſs der erſtern Art befindet ſich im Kircherſchen Muſeum, und D' Hancarville führt ihrer mehrere auf, ohne doch anzugeben, woher er ſie genommen hat. Auch kann der Stier oft die Sonne ſelbſt bezeichnen, wenn ſich's aus gewiſſen Kennzeichen ergiebt, daſs er die erzeugende Kraft darſtellt, und wenn er ohne einen Mitra, Bacchus, Shiva, Osiris, oder ohne eine auf ihm ruhende Sonne, abgebildet iſt.

Irre ich nicht, ſo war es im Jahre 1776, als ich mich in Pondichery aufhielt, daſs dem Stiere des Shiva zu Ehren, mit groſsem Aufwande ein Feſt von den Indiern begangen wurde. Ein rother Stier wurde von den Brahmanen, als den Wächtern und Opferprieſtern des nächſten Tempels, in welchem er ernähret wurde, unter einer Klapper- und Trommelmuſick, durch die Straſsen geführet, oder vielmehr, er ſelbſt gieng, ſchon bekannt mit dieſer Cäremonie, von Haus zu Hauſe in die geöfneten Thüren, nahm den daſelbſt vornean für ihn hingeſtellten Reis, verzehrte ihn, und das Haus ward glücklich geprieſen, aus welchem er auch nur etwas von jener Speiſe zu ſich genommen hatte. Die Bewohner dieſer Häuſer empfingen ihn mit tiefer Verehrung; viele legten dieſelbe dadurch an den Tag, daſs ſie ihn mit der rechten Hand berührten, andre begleiteten dieſe vierfüſsige Gottheit, und ehrten ſie durch jubelnden Zuruf. Man hat dieſen Stier für den Apis der Aegypter gehalten, und in mancher Rükſicht findet ſich auch eine gewiſſe Uebereinſtimmung, die aber in andern weſentlichen Stücken wieder fehlt.

Die Kuh, eine vorzüglich angeſehene indiſche Gottheit, iſt der Göttin Bhavani, d. i. dem Monde oder der Göttin Laekshmi, d. i. der Erde heilig. Doch, welche

dieser Göttinnen sie auch darstellen mag, genug sie ist ein Symbol der Fruchtbarkeit. Bey der grofsen Verehrung, in welcher dieses Thier in Indien steht, ist es wohl kein Wunder, wenn noch itzt in Malabarien ein Gesetz in seiner ganzen Stärke vorhanden ist, demzufolge ein jeder am Leben gestraft wird, der eine Kuh tödtet. Oftmahls, und insbesondre im Jahre 1785, habe ich es selbst mit angesehen, wie nach dem Urtheilsspruche des Königes Ráma Varmer von Travancor, in einem Wäldchen ausserhalb der Stadt Callurcàta, fünf Männer an einem Baume aufgehenkt wurden, weil sie den Gesetzen des Reiches und den Vorschriften der Religion zuwider, eine Kuh vorsätzlicher Weise getödtet hatten.

Schon vorhin habe ich angemerkt, dafs die Hörner der Kuh keine schickliche Abbildung der Hörner des Mondes abgeben, und dafs die Indier behaupten, die Göttin Laekshmi, als weiblicher Genius der Erde, halte sich in dem Eüter, der Zunge, dem Maule, oder dem Schweife einer Kuh auf. Demnach ergiebt es sich von selbst, dafs dieses Thier heilig ist. Als ich daher einem Minister des Königs von Travancor zu Rámapurata erzählte, in Europa sey der Genufs des Kuhfleisches etwas ganz gewöhnliches: so verwahrte sich der fromme Mann mit beyden Händen die Ohren, und eilete, ohne weiter ein Wort gegen mich zu verliehren, zum Zimmer hinaus. Ein andermahl, als ich einem Neubekehrten sagte, er möge nun, da er getauft sey, Kuhfleisch geniessen, blickte mich derselbe staunend an, und sagte, die Tödtung einer Kuh, und der Genufs ihres Fleisches, habe ja eben soviel auf sich, als die Ermordung einer Mutter, deren Fleisch man verzehren wolle. Damit er indessen nicht scheinen möchte, meine Anweisung zu verachten, so pflückte er von dem vorgesetzten Fleische ein äusserst kleines Fäserchen ab, und afs es auf *).

Die

*) Soll man hier mehr die Anforderung des Priesters, oder den Gehorsam des werdenden Christen bewundern? Warlich! ein herr-

Die Kuh als Symbol der Göttin Bhavani und Laekshmi, und der Gottheit überhaupt, ist, wie die Indier erzählen, in den Himmel aufgenommen, und zwar befindet sie sich im Himmel des Gottes Indra. Es giebt sogar ein Buch in Indien, das von den Tugenden und Verdiensten der Kuh handelt. Schwören die Leute, so fassen sie den Schweif dieses Thieres an, und das nähmliche thun sie auch, wenn sie dem Tode nahe sind, indem sie dadurch an den Tag legen, dass sie sich auf diesem Schweife in den Himmel zu begeben wünschen, oder mit andern Worten, indem sie glauben, dass ihre Seele in die Kuh übergehe, wenn sie den Schweif derselben in dem Augenblick berühren, in welchem sie sterben. Alsdenn wird ihr Körper, wie sie wähnen, in die Naturstoffe aufgelöset, ihre Seele aber von einer verächtlichen und leidenvollen Wanderung befreyet. Denen, welche in die Caste der Brahmanen aufgenommen werden sollen, wird, um zu erkennen, ob sie auch würklich den Verordnungen dieses Institutes Beyfall und Ergebenheit zugestehen, ein Getränk dargereichet, das Panciadévjam heisst, und aus Kuhharn, mit Wasser aufgelösetem Kuhmiste, süsser Milch, Butter, und säuerlicher Milch besteht. Diese Mischung muss, wie gesagt, der Initiirte, unter dem Nahmen des göttlichen Trankes zu sich nehmen. Eben dieses Getränk, wird auch demjenigen gegeben, welcher, wenn er einmahl sein Institut, und die Vorschriften desselben verlassen hat, aufs neue wieder einzutreten Willens ist; denn nur durch jenen Genuss kann er von seinem Vergehen gereiniget, und nachher wieder aufgenommen werden.

Doch nicht die Religion und die Beziehung des Symbols allein, sind Ursache der Verehrung dieses Thieres in Indien, sondern es giebt noch andre physische und po-

herrlicher Sieg des Glaubens über das Gewissen, wie ihn die allein selig machende Kirche nur fordern kann!!!

Der Bearb.

litische Veranlassungen zu derselben, und zum Verbote der Tödtung dieses Thieres, wie z. B. die grosse Hitze, die Dürre des Bodens, der Mangel an Wiesen, das grosse Bedürfniss der Butter und Milch für Leute, die sich nicht von lebenden Geschöpfen nähren u. s. w.

Die Schlange, ein Symbol des Lebens, ist in Indien gleichfalls heilig, weil die grosse Schlange Vásughi, die ganze Welt umschliesset und belebet. Auch ist dieses Geschöpf ein Arttribut des Bacchus oder Shiva, der allen Wesen ihr Leben zutheilet, daher diese Gottheit oft gleichsam mit Schlangen bekleidet erscheint. Auf der marmornen Abbildung des Borghesischen Mitra in der Pincinischen Villa erblickt man gleichfalls eine Schlange, weil Mitra oder die Sonne durch ihre Wärme und Kraft alles belebt. Nicht weniger wird man dieses Thier auf vielen römischen Urnen gewahr, welche den Bacchus darstellen. Ráma, oder der jugendliche Bacchus, hält eine kreisförmig zusammengebogene Schlange in der Hand, und hier wie dort deutet dieses Symbol auf das Leben hin. Der Gott Krshna, oder die verfinsterte Sonne, soll nach der indischen Sage, zwey ungeheure Schlangen besiget haben. Die eine, welche man für einen Planeten hält, heisst Ráhu, und diesen Riesen, oder vielmehr diese schwarze Schlange, — denn von solcher Farbe soll sie seyn — tödtete Vishnu oder Krshna, d. h. die Sonne mit ihren Strahlen. Von dieser schwarzen Schlange nun, welche gegen Krshna ihren Geifer auswirft, leiten die Indier die Sonnenfinsternisse her. Die andere Schlange oder der andere Genius und Riese, Nahmens Kedu ist roth von Farbe, und durch ihn entstehen, wie man dort glaubt, die Mondfinsternisse. Diese beyden Schlangen sind bey den europäischen Astronomen, als das Haupt und der Schwanz des Drachen, oder als der aufsteigende und niedersteigende Knoten bekannt, von den Indiern aber werden sie unter die Planeten gezählt, und die Leute glauben, sie würden bloss bey einer Sonnen- oder Mondfinsterniss sichtbar. Hieraus erhellet nun einigermassen, mit welchem Rechte wir die Tha-

ten Krshna's, auf die Sonne zur Zeit ihrer Verfinſterung zurückgeführt haben; ja, auch der Grund wird einleuchtend, woher die Schlangen in Indien verehrt werden. Dieſe Thiere nähmlich ſind Embleme des Lebens und des Todes, und zwar des Lebens in ſofern, als ſie noch lange nach der Zertrümmerung ihres Kopfs, ein gewiſſes Leben verrathendes Athemziehen beybehalten, des Todes hingegen, weil ſie durch Hinauslaſſung ihres Giftes tödten. Dieſe beyden Eigenſchaften aber legten die Alten auch der Sonne bey, und daher entſtand die Sitte in Gemählden oder Schnitzwerken, dem Bacchus, Mitra, Shiva, Ráma, und Krshna eine, auch wohl mehrere Schlangen beyzugeſellen.

Die Malabaren verehren vorzüglich die gefütterten Schlangen, welche ſie Nallapámba, d. i. die guten oder ſchönen Schlangen nennen, obwohl ſie von denſelben ſehr oft geſtochen werden, und wegen ihres fürchterlichen Giftes, wie aus öfterm Mangel an Gegenmitteln, dahin ſterben. Sie ſetzen dieſen der Sonne geheiligten Thieren, Milch in einem Gefäſse zum Getränke vor, errichten ihnen Hütten, häufen für ſie Steine in Geſtalt einer Wohnung auf, und bereiten ihnen an den Baumſtämmen in Hainen Sitze zu.

Der ſchwarzharigte, langbärtige Affe wird gleichfalls von den Indiern verehrt, und iſt ſelbſt in den königlichen Paläſten geachtet, weil er den Gott Hanuman oder den Wind darſtellet.

Die Elephanten gelten für Symbole der Stärke, und werden nicht minder hochgeſchätzt, indem die Indier glauben, die Welt ruhe auf acht Elephanten, und werde von dieſen unterſtützt und erhalten. Das Erdbeben ſehen ſie als eine Folge der Ortsveränderung eines dieſer Thiere an.

Der Käfer mit rückwärtsgebogenen Fühlhörnern und glänzenden Flügeln, ſcheint für ein Symbol der Sonne und

der Planeten zu gelten, daher auch die indischen Dichter, ihn beym Beginn ihrer Gesänge anrufen, oder lobend erheben. Dem Buche Sambhavam zufolge, flattert dieser Käfer unaufhörlich um die einsamen Wohnungen der Hesychasten oder beschaulichen Wesen, d. h. um die Planeten her, und erleuchtet dieselben mit seinen Flügeln.

Die Raben stellen die abgeschiedenen Seelen dar, und daher ist es ein heiliges Familiengeschäfte, zum Andenken an diese letztern, jenen Vögeln täglich gekochten Reis zur Speise vorzusetzen.

Einen Fisch und Eber, in deren Gestalt nähmlich Vishnu auf der Erde erschien, habe ich zwar selbst in die unterirdischen Felsen des Tempels Mávalipuram, auf der Coromandelküste, eingeschnitzt gesehen, doch weiss ich gar nicht, dass diesen Thieren in Indien eine besondre religiöse Verehrung sollte bewiesen werden.

Die bürgerliche Verfaſſung.

NALEVARNNAM.

Von den vier Stämmen oder Caſten.

DIE BRAHMANEN.

Wie die Indier die mehreſten Hauptgrundſätze ihrer Religion von der Aſtronomie abgeleitet haben, ſo ſcheinen auch manche ihrer bürgerlichen Einrichtungen aus derſelben, oder einer ähnlichen Quelle hergefloſſen zu ſeyn. Das ganze Alterthum war der Meynung, daſs gewiſſe göttliche Intelligenzen die Sonne, den Mond, die Planeten und die übrigen Geſtirne belebten, und daher rühret denn auch wohl bey den Indiern die Herleitung ihrer Könige von der Sonne und dem Monde, welche demnach in zwey Klaſſen zerfallen, deren erſte, wie ich ſchon ein andermahl zum Theil gezeigt habe, Sùrjavamsham, die andere Súmavamsham heiſst. Jene umfaſst die Könige, welche von der Sonne, dieſe die Könige, welche von dem Monde abſtammen. Dies wird auch durch die Erzählung

mehrerer griechischer Schriftsteller bestätigt, welche, übereinstimmig mit dem beglaubigsten Vorgeben der Indier, dem Bacchus die Entstehung des indischen Reichs und seiner bürgerlichen Einrichtung zuschreiben. Bacchus aber oder Shiva ist, wie schon oben dargethan wurde, die Sonne.

Arrian erzählt, daſs Bacchus den Indiern seinen Sohn Budja, als Nachfolger im Reiche hinterlassen habe. Budja aber ist kein anderer, als jene astronomische Gottheit Budha, Dherma oder Merkur, welcher die Indier, Tibetaner und Aegypter den Unterricht in den Gesetzen und Wissenschaften zuschreiben. So soll auch Shrirāma, nach gleichmässiger Angabe griechischer und indischer Schriftsteller, Indien unter seine Bothmässigkeit gebracht, dieses Land darauf vertheilt, und nicht nur den Ackerbau und Gesetze eingeführt, sondern auch das Volk durch seine bürgerliche Verfassung verfeinert haben. Shrirāma aber ist, wie wir schon wissen, aus dem Sterne Rôhini gebürtig.

Selbst die philosophischen Institute der Samanen, stehen mit der Astronomie im engsten Zusammenhange, indem diese Leute behaupten, daſs sie unter dem Symbol der Sonne, des Mondes und der Planeten das höchste Wesen verehren, daſs der Lingam, den sie am Halse oder Arme tragen, ein Emblem der erzeugenden Sonne sey, und daſs sie endlich die schaffende, erhaltende und vernichtende Kraft der Sonne, unter dem Symbol der Erde, des Wassers und des Feuers, im öffentlichen Religionsdienste anbeten. Diese Samanen, Hesychasten, Muni oder beschauliche Leute sind gemeinhin die Räthe der Könige, weil in der astronomischen Welt, auch die Sonne und der Mond als Könige erscheinen, bey welchen die anderweitigen Planeten gleichsam die Dienste versehen.

In dieser Zurückführung der irdischen Dinge auf die astronomische Betrachtung des Weltgebäudes, besteht

nun der Grund der religiösen und bürgerlichen Einrichtung und Verfassung Indiens, wie dies auch aus der grossen Zahl von Königen, Philosophen, Städten, Völkerschaften und andern einzelnen Personen, einleuchtet, welche ihre Nahmen von der Sonne und dem Monde erhalten haben, und noch izt von den Gestirnen benannt werden *). Hieraus enstand nun wahrscheinlich jene Sachen - nud Personenverwirrung in der alten Geschichte, da nähmlich mehrere Sachen oder Personen in einer und derselben Gegend, oder Stadt, mit einem und demselben Nahmen bezeichnet wurden, da alles nur zum Unterschiede seinen Gattungsnahmen erhielt, und die Schreibekunst noch mangelte. Bey dieser genannten grossen Verwirrung, giebt es doch eine bestimmte feste und allgemeine Ueberlieferung unter den Brahmenen, nähmlich diese, dass die bürgerliche Verfassung, und Staatseinrichtung Indiens, nicht von der Sonne, dem Monde, oder den Planeten, sondern vom Könige Manu, dem Gründer des indischen Volkes, welchen Vishnu seiner guten Werke wegen, von dem Verderben der Fluth befreyte **), herrühre.

*) Noch heutiges Tages sind die Nahmen Mitra, Mahádéva, Krshna, Ráma u. s. w. sehr gewöhnliche Männernahmen, und eben so heissen auch die Frauen noch oft Káli, Párvadi, Shakti, Isvari u. s. w. Jene Nahmen der Männer sind, wie sich aus dem vorhergehenden ergiebt, von der Sonne und den Gestirnen, die der Frauen, von den Monde entlehnt. Ja einige dieser letztern, z. B. Laekshmi, Shri, Ramà Vmà u. s. w. haben Bezug auf die Erde, oder die Beherrscher in derselben. Gleicherweise werden auch die Nahmen der Könige, Städte und Tempel, von der Sonne, oder dem Monde hergenommen, wie z. B. Ciandracòtta, die Mondesstadt, Rágia Mitra, der König Mitra oder Sonne, fälschlich Rája Mirda; Rágia Ráma, fälschlich Raia Ranas auf *de L'Iles* Karte; Rámishváram, der Tempel des Herrschers Ráma; Rámaburam, die Stadt Rámas; Krshnaburam u. s. w.

**) Dieser Fluth geschieht unter verschiednen Nahmen Erwähnung. So heisst sie Pralejam, die allgemeine Verwüstung;

Manu alſo gab den Indiern, ſein von der Sternkunde entlehntes Staatsbürgerliches Syſtem, und theilte die Landeseinwohner in vier Klaſſen, nähmlich in Prieſter, Könige, Ackerleute, und Handwerker *). Dieſe vier Klaſſen nun, welche die Nahmen Brahmana, Kshetria, Vejshja und Shùdra fühen, gelten als die Hauptcaſten der Indier, enthalten aber nach Maaſsgabe der bürgerlichen Beſchäftigungen, mehrere Unterabtheilungen, deren Zahl ſich auf acht und achtzig, beläuft. Was indeſſen jene Hauptcaſten anbetrift, ſo hat eine jede derſelben ihre eigenthümlichen Geſetze, Gewohnheiten und Gebräuche; die, welche zu der einen gehören, können nicht in die andre übergehen, oder verſetzt werden, auch dürfen ſie nicht aus einer in die andre heurathen, ſondern müſſen ihrer Caſte und

Vellapralejam, die allgemeine Verwüſtung durch das Waſſer; Kalpànda, das Ende der Feſtigkeit, Gerechtigkeit, Moralität; Kshaeja, die gänzliche Vernichtung; Samvarta, die allgemeine Zertrümmerung, oder Vernichtung aller irdiſchen Dinge. Dieſe Fluth war ein Werk der böſen Genien, und ihr Anſchlag, die Welt zu vernichten, würde ihnen gelungen ſeyn, wenn nicht Vishnu auf Bitten der guten Genien, in Geſtalt eines Fiſches, und nachher einer Schildkröte erſchienen wäre, und den König Manu oder Menu, nebſt acht Perſonen aus der allgemeinen Vernichtung errettet, die dem Unterſinken nahe Welt aber, aus dem Waſſer wieder in die Höhe gehoben hätte. Selbſt Vishnu erzählte, da er in der Geſtalt des Königs Krshna erſchien, daſs ſeine Voreltern, die Kauranen, aus der Fluth ſeyen errettet worden, und daſs er die Geſtalt eines von ihnen angenommen habe, um für die Pandaven zu kämpfen. Die Indier beginnen demnach ihre Geſchichte mit Manu, ſetzen die Epoche ihres ſilbernen Zeitalters in dieſe Fluth, und leiten aus jener Zeit ihre Geſetze und Einrichtungen her.

*) Der Verf. widerlegt auf einer Quartſeite die zeitigen Grundſätze über die Gleichheit der Menſchen durch ihre Schönheit und Häſslichkeit, ihre Gutmüthigkeit und Bosheit u. ſ. w. Meine Leſer aber ſind wohl zufrieden, wenn ich ihnen dieſe Widerlegung ſchenke? Der Bearb.

und ihren Geschäften treu bleiben. Demohngeachtet giebt es Fälle, in denen sie alle mit einander übereinkommen. Dahin gehört die Anerkennung eines höchsten Wesens, das sie unter dem Symbole der Sonne, des Feuers und des Wassers anbeten; Die Erwartung einer Belohnung der Tugend, und Bestrafung des Verbrechens, oder mit andern Worten, die Erwartung des Ruhmes bey Shiva oder Vishnu, und die Furcht vor Shiva, als dem Richter der Verstorbenen, und dem Herrn der Unterwelt; ferner der Glaube an die Wanderungen der Seelen aus einem Körper in einen andern; die Verehrung der Kuh, der Gehorsam gegen die Könige, die Hochachtung der Brahmanen, die besondre Schätzung der Lehrer, die Waschung des Körpers, die Sühnung durch Gebete und Fasten, die Furcht vor bösen Genien, die hülfreiche Handleistung gegen Arme aus derselben Caste, die Aufnahme und Beherbergung solcher Fremdlinge, die Gefälligkeitsbeweisung gegen dieselben, und endlich die Enthaltsamkeit von den Frauenzimmern einer andern Caste.

Die Brahmanen sind in Rücksicht auf Volk und Land verschieden, und daher sind zu bemerken die Brahmanen in Nepal, welche Tibet am nächsten leben. Ferner die Gauri oder Bengalischen, welche am Ganges wohnen, die Sindhuven, welche man fälschlich Hindus nennt, und sich am Indus aufhalten; die Talingischen, Mogolischen, oder die Brahmanen um Agram; die Marastischen, Carnatensischen, Canarischen, Tamulischen, Malabarischen, Majssurischen und Madurensischen. Diese alle aber sind in Rücksicht ihrer Amtsgeschäfte, entweder Opferpriester, oder heilige Lehrer; sie sind entweder Graehastae, d. h. verehlichte, oder Graehasháſtri, das sind Astronomen, oder Giodisháſháſtri, wie die Astrologen unter ihnen genannt werden.

In Bezug auf die Trennung unter den Brahmanen, wegen gewisser Glaubensfätze, sind mehrere Sekten derselben merkwürdig. Die erste dieser Sekten ist die der Vish-

nuviten, welche Vishnubhakter heifsen, und auf eine ganz befondre Weife den Gott Vishnu, oder das Prinzip des Waffers verehren. Diefe trennen fich wieder in zwey Schulen. Eine von ihnen ift die der Tatvavádi- oder Mádhava-Vishnuviten, welche behaupten, dafs fie unabläffig die Wahrheit, oder das wahre und höchfte Wefen, unter dem Symbole des Vishnu verehren. Daher heifsen fie auch die Wahrheitsliebenden, denn Tatvam bezeichnet die Wahrheit, und ein wahres durch fich felbft vorhandenes Wefen. Ihr Nahme Mádhava ift von dem Stifter diefer Schule entlehnt.

Die zweyte Schule der Vishnuviten wird Rámanájaguer genannt, von ihrem Stifter Rámanájaga. Die Anhänger derfelben halten Vishnu'n für einen Hermaphroditen, und fchreiben ihm alfo ein männliches fowohl als weibliches Gefchlecht, daher aber auch eine thätige und leidende Macht zu. Sie glauben an Belohnungen und Strafen nach dem Tode, leben unverheurathet, und ftehen unter einem Lehrer. Ueberhaupt unterfcheiden fie fich von den Anhängern anderer Sekten und Schulen, durch gewiffe auf die Stirne und Bruft gemahlte Zeichen, unter welchen das weibliche Joni, in gelber oder röthlicher Farbe, als Emblem des Feuers und Waffers, oder der Wärme und Feuchtigkeit, das gewöhnlichfte ift.

Die zweyte Sekte ift die der Shivaniten oder Shivabhakter, welche den Shiva, das heift, die Sonne oder das Feuer anbeten. Diefer Gottheit fchreiben fie die Schöpfung der Welt zu, fehen fie als die Urfache und das Prinzip aller Dinge an, eignen ihr die fchaffende, erhaltende und vernichtende Kraft zu, und leugnen zwar den Vishnu oder das Waffer nicht, finden aber die Kräfte deffelben alle auch in dem Shiva oder der Sonne vereiniget. Embleme der Verehrung diefer Sekte find die Conus, Obelisken, Lingams, Jonis und Dreyecke. Die Hörner des Mondes, die Scheibe der Sonne, Shiva's mitten aus der Stirne hervorragendes Auge, das Fünfeck, der Lingam,

und andere ähnliche Zeichen, die sie für heilig und göttlich halten, tragen sie abgebildet an der Stirne und Brust. Die Lotesblume, die Trommete oder Muschel, und das doppelte Dreyeck, oder das Fünfeck, sind auch die Insignien des Königes von Travancor, welchen in seinen Fahnen und Ringen führet.

Die dritte Brahmanische Sekte heifst, Smárta, und dieses Wort bezeichnet einen Menschen, der unabläßig und ernsthaft nachdenkt, ganz in Gedanken versunken ist. Als Stifter dieser Sekte wird Ciangra Gurù genannt, und die, welche ihr folgen, behaupten, Vishnu und Shiva seyen nicht verschiedne, sondern eine und dieselbe Gottheit. Zugleich eignen sie die schaffende und vernichtende Kraft einem einzigen Wesen zu, und halten sie für untrennbar und gegenseitig enge verbunden. Diese Sekte also beweiset deutlich, dafs die Untersuchungen der indischen Weltweisen unter den Symbolen des Wassers und Feuers, noch auf einen andern Gegenstand Bezug hatten, nähmlich auf die erschaffende, erhaltende und zerstörende Kraft, das Attribut des wahren Gottes, welches sich an einem einzigen, nähmlich an dem höchsten Wesen befindet, und in Rücksicht auf die würkende Ursache unzertrennlich ist, in Gott aber allein durch den Verstand und das Nachdenken kann, bemerkt und unterschieden werden. Hätten die Forschungen der Brahmanen nur allein Bezug auf das Symbol des Feuers und Wassers, oder auf die erzeugende und zerstörende Kraft der Sonne: wie würden sie wohl das Feuer und Wasser für eine und dieselbe Sache, die schaffende, erhaltende und vernichtende Kraft aber für unzertrennlich halten können? Dafs sie hier aber sehr von einander abwichen, und sich in Sekten trenneten, war bey so spekulativen Untersuchungen wohl nicht anders zu erwarten.

Das eben gesagte bestätigt die vierte brahmanische Sekte zur Gnüge. Sie begreift in sich die Páshándisten, welche nichts glauben, die Attribute Gottes leugnen, keinen Gott anerkennen, und mit den übrigen Sekten im Wi-

derſpruch ſtehen. Páshánda bezeichnet einen Gottesleugner, einen Menſchen, der der Gottheit zuwider iſt, ihr widerſtrebt, und ſo iſt es nun einleuchtend, daſs jene Leute ein höcſtes Weſen anerkannten, unter jenen Symbolen über die göttlichen Eigenſchaften nachgrübelten, und ſich endlich, gemäſs ihrer unvollkommenen Jdee, ihrer mannigfachen Deutung und Trennung derſelben, und ihrer Unwiſſenheit über die Art und Weiſe, wie ſich dieſe Eigenſchaften bey der Gottheit befinden, in mancherley Sekten trenneten, die noch izt beſtehen. Demnach ſind Erde, Waſſer, Feuer oder Sonne, nichts weiter als Symbole, unter denen aber würklich die ſchaffende, erhaltende und zerſtöhrende Macht Gottes begriffen, und auf dieſe Weiſe von den Brahmanen angebetet wird. Ishvara iſt der Herr, oder das höchſte Weſen, Shakti aber ſeine Kraft, oder erdichtete Frau, durch welche er würkt. Von jenen iſt die Sonne, von dieſer gilt der Mond als Symbol. Brahma oder die Erde bezeichnet ferner die ſchaffende, Vishnu oder das Waſſer die erhaltende, und Shiva oder das Feuer, die zerſtöhrende Eigenſchaft dieſes höchſten Weſens.

Die fünfte Sekte der Brahmanen beſteht aus den Shaktisten, oder Parashaktisten, und führt den Nahmen Shaktibhakter. Sie behauptet, die Göttin Shakti ſey die Natur, oder jene würkſame Kraft, durch welche Gott alles erſchaffen habe, ſie ſey das höchſte Weſen, und die erzeugende Urſache der Erde, des Waſſers, und des Feuers, oder des Brahma, Vishnu und Shiva, ja endlich die Gemahlin und Mutter dieſer Götter. Daſs ſie von dieſer Göttin ihren Nahmen erhalten habe, darf wohl nicht erſt bemerkt werden. Als Symbole und Zeichen der Sakti aber dienen ihr, das Dreyeck, das Joni, der Lotus, und der Mond. Uebrigens bildet ſich dieſe Sekte von ihrer angebeteten Göttin, eine zwiefache Geſtalt, nähmlich die einer Schöpferin und Zerſtöhrerin, wie vorhin ausführlicher gezeigt iſt, als wir von der Bhaváni handelten.

Die sechste oder letzte Sekte der Brahmanen führt den Nahmen Sarvagnia. Ihre Anhänger behaupten alles zu wissen, wollen aber zu keiner der genannten Sekten gehören. Sie glauben ein höchstes göttliches Wesen, die Welt aber soll ihrer Meynung nach, blofs durch den Zufall, und ohne eine besondre Vorsehung gelenkt werden, und durch die einst ihr mitgetheilte Kraft bestehen.

Die Gräh asta-Brahmanen gehen eine würkliche und unzertrennlihce Ehe mit einer einzigen Frau ein; ist diese aber unfruchtbar, so verstossen sie dieselbe in Gegenwart des Richters und ihres Guru oder Lehrers, und heurathen eine andere. Die Söhne erben das Vermögen ihres Vaters, die Töchter aber erhalten blofs eine Mitgabe. Einem seiner Caste treuergebenen Brahmanen, steht es frey, Thiere zu speisen und Wein zu trinken. Auf der malabarischen Küste gehen sie halbnackend einher. Sie sind die Rathgeber der Könige, und Richter in Religionsstreitigkeiten. Alle leisten sie dem obersten Meister ihrer Sekte oder Caste Gehorsam, und vergehen sie sich gegen ihren Orden, oder seine Statuten, so werden sie aus demselben verstossen, ja wohl aus dem Reiche verbannet. Die Opferpriester und Gesetzlehrer unter den Brahmanen, werden von den Revenüen desjenigen Tempels erhalten, bey welchen sie angestellt sind. Schon bey der Eintheilung des Volkes in Casten, wurden den vorzüglichsten Tempeln Aecker und Felder zum Anbauen des Reisses angewiesen, um von den daraus herfliessenden Einkünften, den Gottesdienst und den Unterhalt einer bestimmten Zahl von Priestern zu bestreiten. Diese Einrichtung hat auch noch izt in solchen Reichen Indiens Bestand, in welchen eingebohrene, dem National Gottesdienste ergebene Könige regieren. Doch hat dies eigentlich nur auf die Opferpriester eines bestimmten Tempels, und auf die Jamanen Bezug, nicht aber auf diejenigen Brahmanen, welche vecheurathet sind.

KSHETRIA.

Von der Regierung und dem Kriegswesen.

Die zweyte edle Volksklaſſe in Indien, beſteht in der königlichen Caſte, welche den Nahmen Kshetriagiádi führt. Kshetram bezeichnet eine Frau, einen Acker, Körper und Tempel. Die Kshetrier nähmlich haben keine beſtimmte Frau, wenn ſie ſich anders nicht mit einer ſolchen verheurathen wollen; in Friedenszeiten bearbeiten und pflegen ſie die Aecker; im Kriege bieten ſie ihren Körper zum Dienſte für das Vaterland dar, und wohnen auſſer demſelben neben den Tempeln. Sie werden auch Rágia putra, d. h. Söhne der Könige, genannt. In dieſer Caſte müſſen die indiſchen Könige gebohren ſeyn, um zum Reiche und zu der Regierung gelangen zu können. Doch giebt es gegenwärtig auch einige Könige aus der Caſte der Brahmanen, wie z. B. der König von Rapolis auf der malabariſchen Küſte, welcher eben ſowohl die Opfer verſieht, als ſeinem Staate vorſteht.

Der älteſten indiſchen Anordnung gemäſs, iſt der König eines Landes jedes Mahl der erſte Soldat in demſel-

ben, und ſeine Kshetria, oder Rágiaputra *), das heiſst ſeine Amtspflichten, ſind unter folgende Titel gebracht.

Sandhi, der Friede. Der König nähmlich muſs, ſo viel als möglich, ſuchen den Frieden zu erhalten, und mit den benachbarten Staaten in Freundſchaft zu leben.

Vigraham, die Tödtung. Wenn es die Nothwendigkeit zum Erforderniſs macht, muſs er im Kriege die Ruheſtörer zu tödten bemühet ſeyn.

Jánam, das Fortſchreiten. Der König ſoll kundig ſeyn, die Truppen zu ordnen, zu muſtern, ſie in Lager zu bringen, dem Feinde entgegen zu führen, und die Kunſt verſtehen, nicht nur ein Pferd, oder einen Elephanten zu reuten, ſondern auch dieſe Thiere zu lenken.

Aaſanam, das Anſetzen. Der König muſs es verſtehen, ſich an einem ſchicklichen Orte feſtzuſetzen, und ſich, wie ſein Heer zu ſichern.

Dvaidham. Er muſs die Truppen gehörig vertheilen, und die Verheerung des Reichs zu hindern wiſſen.

Ashrajam. Er ſoll dem Heere, wie dem Volke Hülfe zu leiſten ſtreben, und bey wankendem Kriegsglück, ſich kunſtmäſsig in die Verſchanzungen zurückzuziehen verſtehen.

Dies nun ſind die Amtspflichten der Könige, deren Ausübung ihnen obliegt, und zu der ſie alſo Vorkenntniſſe und Geſchicklichkeit beſitzen müſſen. Folgendes aber ſind die Mittel, deren ſie ſich zu einer guten Regierung bedienen ſollen.

Sámam. Sie müſſen ſich bey dem Heere und dem Volke beliebt zu machen wiſſen.

*) Man ſchreibt fälſchlich Rágiaput, oder Rágiapouts.

Dánam. Sie müſſen freygebig ſeyn.

Bhédam. Sie müſſen auf eine rechtmäſsige Art beſſern, züchtigen und ſtrafen.

Dandam. Durch Arbeitſamkeit und Thätigkeit ſollen ſie ihrem Staate vorſtehen und nützlich werden.

Rhasjam. Sie müſſen Verſchwiegenheit beſitzen, und keine Geheimniſſe verlautbaren.

Mandram. Bevor ſie ein wichtiges Werk unternehmen, ſind ſie verbunden zu berathſchlagen, und Vorſichtsmaſsregeln zu nehmen.

Parikshanam Ehe ſie das Reich in einen Krieg verwickeln, muſs reifliche Erwägung ſeiner Folgen vorhergehen.

Njájam. Die Könige müſſen Gerechtigkeit üben.

Kalpana. Rechtmäſſige und vortheilhafte Geſetze müſſen ſie beſtätigen.

Nilá. Sie ſelbſt endlich müſſen rechtlich verfahren.

Als Stützen und Sicherungsmittel des Reichs, führen die Indier ſchlüſslich folgende auf. Zuerſt den Regenten. Alsdenn.

Rágiam. Dieſer Regent nähmlich muſs ſein Reich würklich beſitzen.

Amádja. Er muſs einen geſchickten Miniſter haben.

Suharda. Ein treuer Diener muſs ihm zur Seite ſtehen.

Cosham. Es muſs ein Schatz geſammelt und beygelegt werden.

Durggam. Der König muſs mit hinreichenden Hülfsmitteln verſehen ſeyn.

Belam. Er muſs kriegeriſche Macht und ein Heer haben.

Dies ſind die Erforderniſſe der Könige und Reiche, von denen aber die des Kriegswefens verſchieden ſind. Waren nähmlich die Soldaten verſammelt, die Kriegsgeräthe herbeygeſchaft, das Heer gemuſtert, und der Proviant vertheilt, ſo wurden die indiſchen Truppen vormahls nicht nach Legionen, Cohorten, Fahnen oder Rotten, ſondern in folgende Ordnungen oder Glieder getheilt.

Das erſte Glied hieſs Patti, und in demſelben befanden ſich ein Elephant, ein Wagen, drey Reuter, und fünf Infanteriſten.

Das zweyte Glied, Sénamugham, beſtand aus drey Elephanten, eben ſo vielen Wagen, neun Reutern, und funfzehen Infanteriſten.

Das dritte Glied, Gutmam, enthielt neun Elephanten, neun Wagen, ſieben und zwanzig Reuter, und fünf und vierzig Infanteriſten.

Das vierte Glied, Ganam, faſste in ſich ſieben und zwanzig Elephanten, eben ſo viele Wagen, ſieben und achtzig Reuter, und hundert und fünf und dreiſſig Infanteriſten.

Das fünfte Glied, Vahini, beſtand aus ein und achtzig Elephanten, eben ſo vielen Wagen, zweyhundert und drey und vierzig Reutern, und vierhundert und fünf Infanteriſten.

Das ſechſte Glied, Vrdana, ſchloſs in ſich zweyhundert und drey und vierzig Elephanten, eben ſo viele Wagen, ſiebenhundert und neun und zwanzig Reuter, und eintauſend zweyhundert und funfzehen Infanteriſten.

Das ſiebente Glied, Ciamú, enthielt ſiebenhundert und neun und zwanzig Elephanten, gerade ſo viele Wa-

gen, zweytausend einhundert und sieben und achtzig Reuter, und dreytausend sechshundert und vier und vierzig Infanteristen.

Das achte Glied, Aniguini, bestand aus zweytausend ein hundert und sieben und achtzig Elephanten, einer gleichen Anzahl von Wagen, sechstausend fünfhundert und ein und sechzig Reutern, und zehentausend neun hundert und fünf und dreissig Infanteristen.

Das neunte Glied endlich, oder Akshohini, zählte ein und zwanzigtausend achthundert und siebenzig Elephanten, eben so viele Wagen, fünf und sechzigtausend, sechshundert und zehen Reuter, und einhundert und neuntausend dreyhundert und funfzig Infanteristen. Dieses Glied beschlofs zugleich das ganze Heer, wenn je eine solche Armee in Indien würklich vorhanden war *).

In dieser Stellung also lieferten die Indier zu alten Zeiten ihre Treffen, und wahrscheinlich wurde sie auch von dem Heere beobachtet, welches unter dem Könige Porus gegen Alexandern kämpfte **). Hieraus läfst es sich denn auch erklären, wie das indische Heer bey dieser Gelegenheit, ohngeachtet seiner Uebermacht, dennoch dem macedonischen unterlag. Späterhin befolgten die Indier zuerst die persische, dann die tatarische, und itzt die europäische Schlachtordnung. Tipo Saib hat die französische, der König von Travancor aber die englische Kriegszucht angenommen.

Wie leicht es übrigens sey, ein Heer in Indien aufzubringen, ergiebt sich deutlich aus folgenden Gründen.

*) Ein solches Heer würde demnach aus 25150 Elephanten, eben so vielen Wagen, 75456 Reutern, und 125749 Infanteristen bestehen, jedes nachfolgende Glied aber ohngefähr drey Mahl gröfser seyn, als das nächstvorhergehende. Anm. d. Bearb.

**) S. Curtius *Lib.* 8. *cap.* 23.

Für das erste, so ist die zweyte königliche Caste in Indien, zugleich auch die militärische Caste, und da sie zum Unterhalte ihre angewiesenen Gärten und Aecker hat, so ist sie beständig zum Kriege vorbereitet und versehen, und es bedarf nur eines Umschreibens oder Zeichens, um sie augenblicklich zu versammeln. Zweytens bedarf es keiner langen Zurüstungen, denn die Indier streiten mehrentheils nackend, mit Bogen und Pfeilen, Lanzen, Schildern, Schwerdern, Spiessen von verschiedner Länge, Kolben, Wurfspiessen und Hellebarden. Flinten sind nicht überall gebräuchlich, auch nicht einmal in einem und demselben Reiche allgemein eingeführt. Der indische Soldat ist drittens sehr leicht zu unterhalten, denn Reis, Früchte, Kräuter und Reiswasser, waren von jeher, und sind noch itzt seine ausschliessende Nahrung. Eben so enthaltsam war er auch in ältern Zeiten in Rücksicht auf den Gebrauch des Opiums, und der Kanciáva - oder Banga - Blätter, deren Genuss berauschend ist; späterhin aber führten die Araber dies in Indien ein. Der europäische Soldat, welcher der Unmässigkeit nachhängt, und dem Aràka, oder Arak sehr ergeben ist, wird durch seine Ausschweifungen, durch die Hitze, die Armseligkeit, die Märsche, und die Krankheiten, welche daraus folgen, sehr leicht mitgenommen, und ist nach dem ersten Kriegszuge untauglich, daher die Engländer und Holländer lieber indische Truppen in Sold nehmen, und ihnen den Vorzug vor den europäischen geben. Viertens endlich, so kehrt der indische Soldat, nach beendigtem Kriege, zu seinem Eigenthum zurück, und bauet die Aecker an, welche dieser Caste vor Alters her angewiesen sind. Dies mindert natürlich den Druck des Volkes, macht den Ackerbau blühender, und das Land befindet sich glüklich dabey. Nachdem aber die Tataren und Europäer ihre Art Krieg zu führen, und ihre Unmenschlichkeiten nach Indien verpflanzt haben, sind Mieths - oder Soldsoldaten auch hier üblich geworden.

Die Kshetrier kleideten sich vor Alters blofs in feine Leinwand, trugen Fufssohlen, und umwanden sich

wie noch itzt, das Haupt mit leinenen Tüchern. Sie dürfen den Schultergürtel in eben der Art tragen, wie die Brahmanen, nur erhalten ſie dadurch nicht die Erlaubniſs, wie dieſe, das Geſetz zu erklären, ſondern bloſs, die Erläuterungen deſſelben anzuhören. Die Könige erhielten ihren Unterricht von den Philoſophen, und zwar in Häuſern, die nahe an den Tempeln liegen: und dieſe Sitte findet noch in Tibet und auf der malabariſchen Küſte Statt. Dort nähmlich wird der junge Ticho Lama im Kloſter der Lahen, hier aber die Coccinenſiſchen und Travancoriſchen Könige, in nahe an Tempeln gelegenen Gebäuden, unterrichtet.

Dieſe königliche Caſte iſt in mehreren Gegenden Indiens verloſchen, und an ihre Stelle iſt die dritte Caſte, nähmlich die der Shudra und Najren getreten, welche itzt den Kriegsdienſt verſehen. Weder die eine, noch die andre dieſer Caſten, iſt zu einer würklichen und geſetzmäſſigen Ehe verbunden, ſondern alles hängt bey ihnen vom Gutdünken, und von der Neigung ab: daher der Mann ſeine einmal angenommene Frau wieder wegſchicken, ja das Frauenzimmer ſogar, den bey ſich zugelaſſenen Liebhaber, nach Willkühr verabſchieden kann. Dies iſt der Grund, woher das Frauenzimmer zwar in ihrem Hauſe Beſuche von Männern dieſer Caſte annimmt, aber nur ſelten in das Haus des Mannes geführt wird. Das Recht, ſie zu beſuchen, hängt bloſs von ihrer Erlaubniſs ab, und von den Bedingungen, die ſie dabey ihrem Liebhaber macht. Indeſſen erhält ein Frauenzimmer, einer alten Sitte gemäſs, bey dem erſten Beſuche, ein Gewand von feiner Leinwand. Nimmt ſie es an, ſo gilt dies als ein Beweiſs, daſs ſie in die Wünſche des Mannes ſtimmt, und ihm den Umgang mit ſich, ja gleichſam ein Recht auf ſich zugeſteht, und dieſer Umgang hat denn in gewiſſer Art ein geſetzliches Anſehn.

Dieſe unbeſtimmte Liebeley, dieſe Freyheit, ſich mit einem Frauenzimmer zu verbinden, und bald wieder

zu trennen, diese durch Ort und Umstände bestimmte, der beyderseitigen Willkühr überlassene Wahl, und die daraus herfliessende Sorglosigkeit des Vaters im Bezug auf seine Kinder, die er zuweilen nicht einmal dem Ansehen nach kennt, dies alles, sage ich, könnte beynahe mit Gewissheit vermuthen lassen, dass diese Caste endlich ganz aussterben und verlöschen müsse: aber die Unveränderlichkeit, das hohe Alter und die lange Dauer dieser Sitte, beweisen das Gegentheil. Denn diese Caste besteht noch, und wird wahrscheinlich auch so lange Bestand haben, als die indische Religion, und die ursprünglichen Einrichtungen dieses Volkes, im Ansehen sind *).

Die aus einer solchen Verbindung erzeugten Söhne, treten ganz in die Lage ihrer Mutter. Sie bleiben, wie

*) Der Verfasser scheint sich hier einigermassen zu widersprechen, indem er vorhin gestand, diese Caste sey wirklich schon in mehreren Gegenden Indiens verloschen. Indessen glaube ich, dass seine letztere Behauptung gegründet ist. Wären die Frauenzimmer aus einer andern Caste, als der königlichen, dann würden freylich auch ihre Söhne nicht zu dieser gehören, und es wäre ein Wunder, wie sie noch bis izt habe bestehen können. Da aber die Frauenzimmer auch aus keiner andern, als aus der königlichen Caste seyn dürfen, wie der Verf. gleich nachher erkläret, so bleiben ihre Söhne gleichfalls in derselben, und der ganze Unterschied besteht darin: dass sie nicht in die Erbschaft ihrer Väter, sondern ihrer Oheime treten, und unter diesen Umständen, könnte nur eine wunderbare Unfruchtbarkeit diese Caste besonders ausrotten. Ich kann mich irren, aber ich halte die Einrichtung dieser Caste für ausgezeichnet staatsklug. Der Soldat nähmlich hat hier seinen Grund und Boden, für den er aus Interesse fechtet, aber keine eigentliche Familie, so dass er in Gefahr geriethe, bey dieser lieber in Unthätigkeit zu schwelgen, als dem Feinde entgegen zu gehen. Wenn die würklichen Folgen dieser sichern Voraussetzung in neuere Zeiten nicht entsprechen, so liegt die Ursache davon offenbar in andern Umständen.

Anm. des Bearb.

hergebrachte Sitte und Recht es verlangen, bey dem Frauenzimmer, werden in dem Hause ihrer Mutter erzogen, und erben das Vermögen ihres Oheims, ohne dass dabey eine Rücksicht auf den Vater eintrete; vielmehr muss dessen Schwester gleichfalls, wenn er eine solche hat, die von sich gebohrne Söhne ernähren, und erziehen, worauf sie denn eben sowohl ihren Oheim beerben.

Es wird den Frauenzimmern als ein Verbrechen angerechnet, wenn sie sich mit einem Manne aus einer andern Caste etwas zu thun machen; und ist dieser aus einer geringern Caste, so werden sie, wenn sie ihres Vergehens überführt sind, gewöhnlich auswärts hin als Sclavinnen verkauft. Die Söhne der Könige treten also nicht als Erben in die Verlassenschaft ihres Vaters, sondern bloss der erstgebohrne Sohn der Schwester des Königes, beerbet seinen Oheim, und pflegt den Nahmen des zweyten Königes zu führen, so wie seine Mutter, oder die Schwester dieses seines Oheims, den Titel Königin führt. Dass hierbey gar nicht auf die eignen Söhne des Königes und deren Mutter Rücksicht genommen werde, ist schon gesagt. Diese haben zwar rechtliche Ansprüche auf einen besondern Unterhalt, aber nicht auf besondere Würden. So verhält es sich denn auch gegenwärtig mit den Söhnen der Könige Perumpadapil und Rama Varmer.

Als Ursache dieses Gesetzes und dieser Sitte, führen die Indier an, dass dadurch das königliche und kriegerische Blut unvermischt erhalten werde, dass die Besitztlichkeiten auf diese Art, nicht durch die Frauen von einer Familie auf die andere übertragen würden, dass die Männer, entledigt von der Sorge für Söhne und Gattinnen, rüstiger zum Kriege wären, dass endlich die Frauen dadurch gegen die Gefahr in Sicherheit gestellt würden, bey einer längern Abwesenheit ihrer Gatten, in eine gewisse Unenthaltsamkeit zu verfallen, und die Männer eben so wenig zu befürchten hätten, ihnen untergeschobene Söhne zu ernähren.

V A J S H J E R.

Die dritte edle Volkscaste in Indien führet den Nahmen Vajshagiádi. Als ihre Beschäftigungen werden folgende angesehen:

Krshi, der Ackerbau.

Pashupáljam, die Hütung des Viehes.

Vánigiam, der Handel, oder der Verkauf ländlicher Dinge.

Zuerst soll Shriráma, oder der jugendliche Bacchus, die Indier mit dem Ackerbaue bekannt gemacht haben, und daher heisst er auch Sirávánni, d. i. der Pflüger. Auch wird ihm die Vereinigung der bis dahin zerstreutlebenden Indier, und ihre Zusammenführung vom Hirten-zum bürgerlichen Leben beygemessen. Diese Meynung erscheint aber bald in ihrem Ungrunde, wenn man erwäget, dass der Ackerbau und das Hirtenleben einer einzigen Caste bestimmt ist, also von dem indischen gesetzlichen und bürgerlichen Systeme abhängt. Demzufolge kann also die Einrichtung jener beyden Handthierungen auf keinen

andern, als auf den König Manu zurückgeführt werden, dem man die Eintheilung des indischen Volkes in Casten zuschreibt *). Da Shriráma aber die Tagessonne darstellet, und die ganze Grundlage der indischen Religion sowohl, als vieler in diesem Lande im Schwange gehender Sitten und Gewohnheiten, zwar nicht aus der künstlichen und gelehrten Beobachtung der Gestirne, aber wohl aus dem blofs natürlichen und einfachen Anblick des Himmels herzuleiten ist: läfst sich da nun wohl mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen, dafs so frühe und nothwendige Kenntnifse, als diejenigen sind, welche das Hirtenleben und der Ackerbau verlangt, von der Sternkunde getrennt gewesen seyn sollten? dafs sie einen andern Erfinder sollten gehabt haben, als die Nothwendigkeit? und dafs endlich eine dieser Kenntnisse älter sey, als die andere? Demnach aber erforderte es denn auch schon die natürliche, einfache und richtige Anordnung der Gesetzgebung, selbst zur Zeit der ersten bürgerlichen Einrichtung unter den Menschen, dafs da, wo Priester zur Bewerkstelligung der Verehrung der Götter, und Könige als Vorsteher des Volkes, angestellt waren, auch Ackerleute, Hirten, und solche Leute vorhanden wären, welche die erzeugten Produkte in Umtrieb brächten. Diese bewunderns würdige, der menschlichen Natur angebohrne, Anordnung, thut auf das deutlichste die ursprüngliche Einfalt dieses Volkes, und das hohe Alter dieser Gesetzgebung dar. Ackerleute müssen denen, welche sich nicht mit der Bereitung von Nahrungsmitteln beschäftigen, Getraide, Reifs, Milch, und Butter überlassen, und indefs die Priester den Gottesdienst versehen, und

*) So leicht dies freylich aus den indischen Angaben herfliefst, so wenig läfst sich hierauf doch eine historische Behauptung gründen, nicht mehr und nicht weniger, als etwa auf den babylonischen Thurmbau. Denn jene historisch eingekleidete Angaben sind nichts als Vermuthungen alter Völker über das noch höhere unbekannte Alterthum.

Anm. d. Bearb.

und die Könige für den Frieden ſorgen, oder Kriege führen, muſs eine dritte Caſte die Aecker bearbeiten, und jenen die benöthigte Speiſe herbeyſchaffen.

So angeſehen und geachtet die erſte und zweyte Caſte in Indien iſt, eben ſo ſehr iſt es auch dieſe dritte, da ſie mit jenen in der engſten Verbindung ſteht, höchſt unentbehrlich iſt, kein unanſtändiges Geſchäfte treibt, und die Grundlage des ganzen Staates ausmacht. Hier tritt gar kein Gedanke ein, an jenen den Luxus befördernden, und die Kräfte des Reichs ſchwächenden *) Handel, ſondern die Geſetzgebung zeichnet ſich auch hier durch ihre Simplicität aus, indem ſie die Lebensart, Arbeit und Beſchäftigung dieſer dritten edlen Caſte, auf den Ackerbau, die Viehzucht und den Handel mit den hieraus gewonnenen Produkten einſchränket. So beſteht dieſe Geſetzgebung ſchon ſeit mehr als dreitauſend Jahren **), und ſollte daher wohl nicht ſo oft in Europa getadelt werden.

Die indiſchen Tempel ſowohl, als die chriſtlichen Kirchen, und die ihnen verliehenen Grundbeſitzungen, ſind von aller Schatzung oder Steuer befreyt ***), und die

*) Thut dies der Luxus geradehin und ausſchlieſsend immer?

Anm. d. Bearb.

**) Auch hiſtoriſch erwieſen und gewiſs?

Anm. d. Bearb.

***) Der heidniſche König von Coccina verlieh den katholiſchen Prieſtern das Dattelnwäldchen und die Kirche von Verapolis. Hier iſt der auf einer Kupferplatte in gemeiner malabariſcher Sprache abgefaſste Schenkungsbrief in einer Ueberſetzung.

„Wörtlicher Gruſs des Königes an die Prieſter zu Verapolis! Wir befreyen hiermit, den von uns bisher beſeſſenen, im Diſtrikte von Verapolis belegenen Dattelnwald Táttáracéri, uud die itzt in ihm befindliche chriſtliche Kirche, von jeglicher Abgabe, Taxe, Schatzung oder ſonſtigen Laſt,

Kirchen der Nafráni genannten St. Thomas Chriften in Malabarien, genieffen diefes Vorrechtes fchon feit der Zeit des Königes Ceramperumal, das heifst, faft feit dem fechften Jahrhundert. Es ift ein uralter, allgemeiner und unwandelbarer Grundfatz der Indier, dafs nichts müffe an-

die fowohl wir, als unfre Erben, Nachkommen oder Minifter, aufgelegt haben, oder in Zukunft auflegen dürften, und fchenken euch jenen Grund von der Oberfläche der Erde, bis herab in die Tiefe des Waffers, und verleihen ihn euch, daher wir denn auch diefes Schenkungs- Befreyungs- und Zuficherungs- Inftrument oder Schreiben haben ausfertigen laffen. Die Grenze jenes Dattelnwaldes macht gegen Morgen der dort vorüberftrömende Flufs, gegen Mittag der Dattelnwald Mundencéri, deffen nördliches Ende er berühret; gegen Abend der Dattelnwald Márába, an deffen öftliche Seite er ftöfst, und gegen Mitternacht der Dattelnwald Manijandra, mit feiner füdlichen Seite. Was nun von diefen vier Grenzen eingefchloffen ift, das alles, bis zu der Tiefe des Waffers herab, verleihen, fchenken und ertheilen wir euch, zu eurem Eigenthume und Befitze, und damit aus diefem, oder wegen diefes Grundes keiner von unfern Erben, oder fonft irgend jemand, Anfprüche mache, Abgaben, Taxe oder Schatzung fordere, oder einhebe, fo befreyen wir diefes euer Eigenthum von jeder folchen Laft, fo dafs ihr ungehindert eure Religionsübungen verrichten, und jenes Dattelnwäldchens, fo wie alles deffen, was er enthält, euch nach Willkühr bedienen möget, denn es ift eure Befitzung, die wir euch verleihen, als verliehen beftätigen, und zu euerm Eigenthume abtreten. Diefen Befehl und Befchlufs nun, habe ich Rámen, mit eigner Hand, und in allem übereinftimmend mit den Worten des Königes im Palafte Cerekel, abgefafst, im Jahre 860 der Stadt Collam, im Monate der Jungfrau".

Das Jahr 860 der Stadt Collam ift unfer 1673tes Jahr, und der Monat der Jungfrau ift unfer September. Die bürgerliche Zeitrechnung der Malabaren beginnet alfo, wie wir fehen, mit der Erbauung der Stadt Coullon oder Collam. S. *Alph. Malabar. p. 21.*

getaſtet werden, was Ishvar'an oder dem höchſten Gotte gehört, und ihm geheiligt iſt *).

Die Schulen, oder Akademien, in welchen die jungen Brahmanen erzogen werden, und den Unterricht im Samſcrid, in der Liturgie und den Religionsritus, in der Sternkunde und andern Wiſſenſchaften, welche alle unter dem gemeinſchaftlichen Nahmen Shástram begriffen werden, erhalten, haben auch ihre eigenthümlichen Grundbeſitzungen und Revenüen, die ebenfalls von jeder Staatsabgabe befreyet ſind. Die Einſammlung jener Revenüen iſt einem Brahmanen übertragen, der von dieſem ſeinem Amte den Titel Snádaga führt, und den Lehrern ſo wie dem ganzen Inſtitute, das Jògam heiſst, die Zahlung der Bedürfniſſe leiſtet. Dieſe Einrichtung findet noch gegenwärtig Statt auf der Akademie zu Triciuri in Malabarien, wo die Geſtalt der altindiſchen Religion, unter ihr ergebenen Königen, noch immer unverändert erhalten iſt, dahingegen im mitternächtlichen Striche von Indien, die urſprüngliche Verfaſſung und Religion, ſo wie die alten Sitten und Rechte, durch die Tataren, Araber und Engländer, mit andern untermiſcht und in ihrer Form umgewandelt worden ſind. Da Indien nun ſo mancherley Beherrſchern unterworfen iſt, deren erſte Sorge es war, die alten Geſetze abzuſchaffen, und neue an ihre Stelle zu ſetzen: ſo

*) Der Verf. ruft hier aus: „Wer wollte nicht lieber unter dieſen Heiden leben, als ſich nach den Thorheiten, Geſetzen und Einrichtungen einiger europäiſcher Neuerer ummodeln laſſen!" Als Prieſter hat er Recht, auf das Patrimonium Petri zu halten; als Gelehrter kann er Anſprüche auf das Zugutehalten dieſes Ausrufes machen, denn ein gelehrter Mann iſt nicht immer ein geſcheuter Mann; aber will er dies leztere ſeyn, ſo hätte er bedenken ſollen, daſs der Gottheit alles gehört, es mag Prieſter oder Laye beſitzen, und daſs es ſich gemeinehin in den Händen der Leztern beſſer, als in den Händen der Erſtern befindet.

Anm. d. Bearb.

würde es überhaupt schwer werden, das Feudalsystem, die Gewohnheiten und alten Einrichtungen dieses Landes, in einem gewissen Zusammenhange darzustellen. Eben daher rühret auch die Verwüstung Indiens, und die schreckliche Verheerung dieses herrlichen Landes durch Angarien *), Schatzungen, Steuern, u. s. w. Wie oft hat man in Indien die Gelegenheit, den Golddurst der Europäer anzustaunen, dessen Befriedigung ihnen auch die gewaltsamsten Mittel annehmlich macht! und wie schicklich war die Antwort des Königes von Travancor, welche dieser einem Europäer gab, da derselbe ihm die Strenge der Eintreibung einer Abgabe vorwarf, er sagte: Ihr selbst habet mir Strenge und Gewaltthat in der Regierung gelehret.

Auf der malabarischen Küste müssen von zehn Maassen Saat, welche im Ertrage hundert Maasse Reiss abwerfen, drey Maasse von jenem, also eben soviel als dreyssig Maasse von diesem, an den König erlegt werden. Dieser Zehente heisst Muppara, und er ist durch ein altes Gesetz verordnet, dem die Vajshjer, Shudrer, Najren, die St. Thomas Christen, die eingebohrnen Araber, welche den Nahmen Mápule erhalten, und endlich alle diejenige unterworfen sind, welche von dem Könige Aecker erhalten haben und sie anbauen. Niemand, ausser den Tempeln, Kirchen, Akademien, und Klöstern der Jamánen, erhält ein Eigenthum auf Aecker oder Dattelwälder, ja, nach einer alten hergebrachten Sitte, können die niedrigen Ca-

*) die Angarien sind eine uralte Einrichtung des orientalischen Despotismus, und bestehen eigentlich in gewissen Poststationen mit unterlegten Pferden für die Couriere, denen es zugleich freysteht, wenn es an Pferden mangelt, sich solche, wo sie zu finden seyn mögen, zu nehmen, ja sogar von dem Reisenden, der ihnen etwa begegnet. Da muss denn der Eigenthümer bis zu der nächsten Station mitlaufen, um dort sein Pferd wieder zu erhalten, oder wohl gar um den Weg zu zeigen. S. *Chardin Voyage en Perse. T. II. p.* 242.

Anm. d. Bearb.

ſten des Volkes, gar kein Grundeigenthum beſitzen, weil ſonſt zu fürchten ſtünde, daſs ſie nicht nur ihren bisherigen Zuſtand, und ihre Gewerbe verlaſſen, ſondern daſs ſie auch durch Würde, Beſitz, Ehrgeitz, Geſchlechtsreinigkeit und Adel, mit den übrigen Caſten möchten verwechſelt, und auf dieſe Art dem geſetzlichen Syſteme, Indiens könnte Eintrag gethan werden.

Der Acker wird mit einem hölzernem Pfluge, nicht aber mit einer eiſernen Pflugſchaar aufgewühlt, indem das Erdreich in den mehreſten Gegenden dieſes Landes leicht iſt. Die Egge iſt gar nicht gebräuchlich, und eben ſo wenig bedient man ſich eines Jätheinſtruments, denn der Reiſs wächſet in niedrigen und feuchten Aeckern, und das Unkraut wird mit den Händen ausgeraufet. In vielen Gegenden Indiens wird der Acker jährlich zwey Mahl beſäet, und eben ſo oft geerndtet. Wenn die Ländereyen unfruchtbarer ſind, ſo gräbt man mitten in denſelben, und in beſtimmten Entfernungen Gruben, die mit abgeſchnittenen Zweigen und Blättern angefüllt, und dann, wenn ſie verfault ſind, als trefflicher Dünger gebraucht werden, der die Aecker auf eine Art befruchtet, daſs es nicht nöthig iſt, ſie brach liegen zu laſſen. Wenn es am Regen mangelt, ſo ſchöpfen ſie mit einem Eimer oder Gefäſſe, das an einer Stange befeſtiget iſt, Waſſer aus den Seeen, Flüſſen und Teichen, und leiten es vermittelſt Canale und Rinnen auf ihre Aecker, wie Sonnerat dies weitläuftiger beſchrieben hat *). Man würde ſich ſehr irren, wenn man die Art und Weiſe des indiſchen Ackerbaues im Allgemeinen nach dem Verfahren der Leute auf der Coromandelküſte beurtheilen und daher tadeln wollte. Aus Bengalen und von der malabariſchen Küſte her wird ja eine Menge Reis zum Unterhalte für die Indier auf der Coromandelküſte abgeführt, dort alſo muſs man ſich die Kenntniſs des indiſchen Ackerbaues holen, nicht aber hier, wo der Boden dürre und undankbar iſt,

*) S. Sonnerat a. a. O. Th. I. S. 189. der Oktav-Ausgabe.

und die Leute ſich mehr mit dem Handel, oder dem Weben und Färben feiner Leinewand, als mit dem Landbaue abgeben.

Einigen Angaben zufolge, die ſich bey dem Arrian, Strabo und Curtius befinden, ſollte man faſt glauben, daſs die Brahmanen ſchon in den älteſten Zeiten des Ackerbaues wegen, Tagebücher oder Calender angefertigt hätten. Nun ſchien es ihnen aber der Natur und Sternkunde gemäſs, nach der Bewegung der Sonne, — denn ſie halten immer noch dafür, daſs die Sonne ſich um die Erde bewege *) — zufolge der zwölf Himmelszeichen, durch welche die Sonne gleichſam geht, das Jahr in eben ſo viele Monate zu theilen **), und dieſe Eintheilung findet in Indien noch gegenwärtig Statt.

Nicht minder erforderte es die Sternkunde, den Lauf und Einfluſs, die Verbindung und Einwürkung der Sonne, des Mondes und der übrigen Planeten zu beobachten, zu bemerken, welcher Zuſammenhang zwiſchen dieſem allen und der Erde, vorzüglich aber dem Ackerbaue, ſtatt habe, und demnach nun die Saat- und Erntezeit zu beſtimmen, die glücklichen und unglücklichen Tage zu bezeichnen, oder ſie mit einem eiſernen Griffel auf Palmblätter einzutragen, aus der Bewegung der Luft und der Geſtirne Regen oder heiteres Wetter vorher zu ſagen, ja endlich den Geſtirnen,

*) Es ſcheint nicht als gewiſs angenommen werden zu können, daſs die alten Brahmanen die Erde in den Mittelpunkt der Welt geſetzt hätten, ja einige meynen, der indiſche Philoſoph Javan Ashvárja habe die Attraction gelehrt, und die Sonne in den Mittelpunkt des Weltſyſtems geſtellt. S. die *Aſiatick Reſearches. p.* 430.

**) S. Waltheri *doctrina indica de tempore*, *p.* 153. als Anhang zu Bayeri *hiſtoria regni Bactriani*, und dieſes Letztern *Chronologia Scytica vetus*, in den *Commentariis academ. Petropolit.* T. 3. *p.* 302.

welche ſie für Intelligenzen halten, und wie Gottheiten verehren, eine beſondre Kraft zuzuſchreiben.

Daſs die Brahmanen im Alterthum, ſich ſchon mit der Sternkunde beſchäftigten, und den Planeten mancherley Kräfte, ja ſelbſt einen gewiſſen Einfluſs auf die Erde zuſchrieben, erhellet aus den alten Nahmen derſelben nur zu deutlich. Ciani oder Shani iſt der Nahme des Saturn, und ſeine Bedeutung iſt, feucht, kalt. Er heiſst auch Shanejshvara, oder der Herr der Feuchtigkeit; Gauri, der am, oder aus dem Ganges gebohren; Mandà, der Langſame, wegen des gröſsern Kreiſes, den er um die Sonne zu machen hat, und den er alſo auch nur in längerer Zeit zurücklegt; Pangu, der Hinkende; ja endlich heiſst er auch ſchlechtweg die Zeit, oder der Planet, welcher zu ſeinem Umlaufe einer gar langen Zeit bedarf. Saturn heiſst alſo allegoriſch Chronos, oder Zeit, wird als Greis abgebildet, und hält zuweilen eine Sichel in der Hand, weil er ein Symbol der Zeit iſt, indem die Umſchreibung ſeines Kreislaufes nur in längerer Dauer möglich iſt. Er trägt auch wohl eine Schlange, als Symbol des Lebens, weil er wie die übrigen Planeten, gleichfalls die Eigenſchaft der Belebung beſitzt, und auf des Irdiſche Einfluſs hat. Die Malabaren und Tamuler halten ihn für einen Tabaſſa, d. h. für ein beſchauendes Weſen, weil er nähmlich, wie Budha oder Merkur, die Gottheit der Sonne beſchaut, und ſich um ſie wälzet. Budha oder Dherma iſt der Rathgeber Saturns, weil er ſich der Sonne, als der oberſten indiſchen Gotheit am nächſten befindet, daher er auch der Allwiſſende, der Verſtand, die Einſicht heiſst. Er zeiget dem weiter von ſich entferneten Saturn den Weg für die Vollendung ſeines Kreislaufes um die Sonne, und aus dieſer Urſache hält man ihn auch für den Bothen der Götter, den Führer der Wanderer, und den Schreiber des Saturn.

Der Mond ferner führet die Beynahmen: der Kühle, Feuchte, Braune, Rückwärtsgebogene, der Herr; Jupiter

heiſset der Planet von groſsem Körper, der Beſchauende und Lehrer, und die Venus endlich Vshaena, der immer erzeugende Stern, oder der Frühſtern. Dies ſcheinet zu beweiſen, daſs die alten Brahmanen in der Sternkunde ſehr bewandert waren, und daſs dieſe Wiſſenſchaft, zugleich mit ihren aſtronomiſchen Fabeln und morgenländiſchen Allegorien, von da aus nach Griechenland und Latium übergetragen wurde.

Das Alter dieſer Genien oder Planeten, iſt ſehr von dem Alter der Menſchen verſchieden, und die himmliſche Zeitrechnung übertrifft die des Menſchengeſchlechts ungemein. Nach jenem Alter berechnen die Indier das Alter ihres Volkes, und daſs es demzufolge hoch heraufgeht, verſteht ſich nun von ſelbſt. Ein Tag der himmliſchen Genien und Götter, beträgt eins unſrer Jahre; ein Jahr von jenen durchlebt, hat die Länge von dreyhundert und fünfundſechzig unſrer Jahre, und vier himmliſche Zeitalter ſchlieſſen zwölftauſend Jahre der himmliſchen Genien in ſich. Nach dieſem Calcul richten nun die Indier ihre Zeitrechnung ein, und beſtimmen ihr fabelhaftes Alter.

Von

Von dem Gebrauche des GEMÜNZTEN GELDES *bey* DEN INDIERN.

Strabo *) ſagt, die Indier hätten zwar einen Ueberfluſs an Metall, bedienten ſich aber weder des Goldes noch des Silbers. Und an einer andern Stelle **) erzählet er aus dem Berichte des Nearch, welcher Alexanders des Groſsen Schiffe nach Indien geführt, und dieſes Land durchreiſet hatte, daſs die Bewohner deſſelben zwar gegoſſenes, aber nicht geprägtes Erzt brauchten. Eben ſo berichtet Pauſanias ***) aus dem Munde der Reiſenden, daſs die Indier einen Tauſchhandel gegen griechiſche Waaren trieben, aber bey ihrem

*) *Lib.* 15.

**) *L. c.*

***) *Lib.* 3. *p.* 117. *ed. Florent.* 1551.

Ueberflusse an Gold und Erzt, keine ausgeprägte Münze hätten. Arrian hingegen erzählt †), daſs ſich in Barygaze (Baroche) alte Drachmen fänden, mit griechiſchen Inſchriften und den Bildniſſen Apollodor's und Menander's, die dort nach Alexanders Tode die Oberherrſchaft an ſich brachten. Plinius endlich ſchreibt **), daſs unter der Regierung des Kaiſer Claudius, ein Freygelaſſener des Annius Plocamus, der den Zoll vom rothen Meere gepachtet hatte, nebſt ſeinem Schiffe vom Nordwinde ergriffen und nach Indien, oder wie es nach genauer Unterſuchung der vom Plinius angegebenen Oerter und ihrer Lage ſcheint, an die Inſel Ceylan oder Taprobanes, verſchlagen wurde. Hier nahm ihn, fährt Plinius fort, der Rachia, d. i. der heutige Rágia oder König gütig auf, und wunderte ſich nicht wenig, als der Freygelaſſene ihm Münzen zeigte, die, obwohl ſie mancherley Gepräge führten, dennoch alle im Bezuge auf die Regierung des Kaiſer Claudius ſtanden. Ja noch mehr, der König ſchickte hierauf Geſandten nach Rom, welche ein Bündniſs zwiſchen ihm und den Römern bewürken ſollten. Dieſe Verwunderung des indiſchen Königes, zuſammengenommen mit den vorher beygebrachten Zeugniſſen jener griechiſchen Schriftſteller und Reiſenden, thun nun ziemlich deutlich dar, daſs zwar griechiſche und andre Münzen vor Alters nach Indien gebracht ſind, daſs aber der Handel dieſes Landes vorzüglich durch Umtauſche getrieben ward, indem man ägyptiſche, griechiſche und arabiſche Waaren, gegen indiſche umſetzte. Eben daher aber konnte der Gebrauch des gemünzten Geldes denn auch nicht ſtark ſeyn, vorzüglich in den vom Meere entfernter gelegenen Gegenden, wo es, wie unter den Bewohnern des Gebürges Gates, noch itzt faſt gänzlich unbekannt iſt, ſo daſs hier immer der Tauſchhandel beynahe ausſchlieſsend üblich iſt. Dem-

†) *Peripl. maris Erythraei.*

**) *Hiſt. natural. Lib. 6. cap. 22.*

ohngeachtet kann es doch schwerlich auch an assyrischen und persischen Münzen in diesem Lande gefehlt haben, da, wie die Geschichte ausweiset, Darius, Semiranis und Cyrus, sich der mitternächtlichen Gegenden Indiens bemächtigt hatten. Besassen nun diese Nationen geprägtes Geld, so führten sie es auch wahrscheinlich hier ein, wie denn noch gegenwärtig in diesem Lande persische, ja sogar venetianische Münzen im Umlaufe sind, welche von den Arabern aus Cahira und Mocha, und von den Persern aus den Gegenden am persischen Meerbusen, nach der malabarischen Küste gebracht werden *).

Doch dies bey Seite, so hat Indien einst auch seine eigenthümlichen Münzen gehabt, die sich so besonders vor den übrigen auszeichnen, dass es leicht ist, sie zu erkennen. Es ist vorhin dargethan, dass die Indier und Tibetaner schon seit den ältesten Zeiten das Dreyeck, den Lingam oder Kegel, die Bärmutter der Göttin Bhaváni, und den im Joni befindlichen Lingam verehren: wenn sich also diese Symbole oder Kennzeichen auf gewissen Münzen finden, so darf man sie für ächt indisch halten **), und von der Art ist die im Borgianschen Museum zu Velitri befindliche Silbermünze, die das Joni der Bhavani darstellt. Dass schon vor Alters und auch noch gegenwärtig die Indianer die Sonne, den Mond, die Planeten und Gestirne anbeten, ist gleichfalls schon ausführlich dargethan; dasselbe aber wird auch durch viele indische Münzen bestätigt, welche auf der einen Seite den zwiefach gehörnten Mond, auf der andern aber das Bildniss des Shiva, mit dem Dreyzack in der Hand, und das seiner Gemahlin Párvadi darstellen, wie z. B. die Münze Viráguen, welche gewöhnlich Pagode de Mangalor, d. h. die Münze der Stadt Mangalaburam, genannt wird. Sonnerat

*) S. Adleri *Museum Cuficum Borgianum Velitris* T. I. p. 37 *seq.*

**) Versteht sich, wenn der Betrug sie nicht nach indischen Originalen geprägt hat. Anm. d. Bearb.

ſpricht von dieſem Geldſtücke *), und führet ein anderes auf, welches den Lingam darſtellet; ja, er erzählet auch, daſs ſich noch gegenwärtig im mitternächtlichen Theile Indiens, alte Münzen finden, auf welchen die zwölf Himmelszeichen abgebildet ſind, wodurch das oben geſagte eine wichtige Beſtätigung erhält.

Die urſprünglichen und eigenthümlichen Münzen dieſes Landes ſind, wie geſagt, leicht von andern, die auch in Indien üblich waren oder ſind, zu unterſcheiden, denn auſſer den vorher angegebenen Kennzeichen, enthalten ſie auch auf der einen Seite das Bildniſs, entweder der Göttin Laekshmi, als der Beſchützerin der Reichthümer, oder der Göttin Bhavani, die auch Bhágavadi, und unrichtig Pagode heiſst, als des ſymboliſchen Mondes, oder allein das Bildniſs des Shiva, oder endlich Sterne ohne irgend eine anderweitige Inſchrift. Dieſe ächten indiſchen Münzen ſind ſehr alt, indem ſie in die Zeiten der Entſtehung der indiſchen Religion und bürgerlichen Verfaſſung hinaufgehen, und nicht von auswärts her eingeführt ſind. Da ſie aber keine Inſchrift, und keine Bildniſſe der Könige enthalten, ſo läſst ſich weder die Reihe indiſcher Herrſcher, noch irgend ein beſtimmtes, ſicheres und hiſtoriſches Zeitalter, oder eine ſolche Epoche aus ihnen hernehmen. Bis ſich daher einmal aus andern indiſchen Denkmählern etwas gewiſſeres ergiebt, müſſen ſich die Forſcher der Geſchichte dieſes Landes an der Epoche des Königes Sálivagana halten, der im Jahre 78 unſrer Zeitrechnung ſtarb, und mit deſſen Tode die Indier ſelbſt allenthalben übereinſtimmig, ihre hiſtoriſche und aſtronomiſche Epoche feſtſetzen, welche den Nahmen Sàlivagana Sagàptam führet. **)

*) A. a. O. Th. I. S. 258. der Oktav-Ausgabe.

**) Dieſer Nahme iſt zuſammengeſetzt, aus dem Nahmen des Königes, aus dem ſeines Reiches Sagam, und aus aptam, einem Worte, das im Grandoniſchen ein Jahr bezeichnet, ſo daſs

Die griechische, parthische, bactrianische, persische, arabische, und neuere indische Münzen, welche sich von jenen durch Bildnisse der Könige und Inschriften unterscheiden, können vieles zur Aufhellung der indischen Geschichte beytragen. Dergleichen Münzen aber muss man itzt vorzüglich im nördlichen Indien suchen, indem die eingebohrnen Kaufleute und Grossen sehr das gepräte Geld lieben, und die wichtigsten Kriege zwischen den Parthern, Griechen, Persern und Indianern, am Indus und Ganges, oder in der Gegend der Städte Barygaza, Agra und Dely geführet sind. Da die Engländer eben da sehr ansehnliche Besitzungen haben, so muss man von ihnen insbesondre solche Aufklärungen erwarten, zu deren Erwerbung und Mittheilung gerade diese ihre Lage möglich zu machen scheint, wenn sie sich eine genauere Kenntniss des Samscrid erwerben.

Von den neuern Münzen der europäischen Niederlassungen in Indien, vorzüglich von den portugiesischen, die

der ganze Ausdruck so viel sagt, als: das Jahr in welchem Sálivaganen regierte. Wilford in seinen Bemerkungen über die Stadt Tagara, in den *Asiatick researches p.* 373. nennt diesen König nach Anleitung der nördlichen Indier, Salbaham, und sucht darzuthun, dass er um die Mitte des ersten Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung, zu Patan seinen Wohnsitz gehabt habe. Auch Niebuhr a. a. O. Th. 2. S. 26. Sonnerat a. a. O. Th. 2. p. 193. 192. und andre thun dieses Königes und dieser Aera Erwähnung, so dass sich, zusammengenommen mit dem vorhergesagten, an der Sache selbst, nicht leicht zweifeln läfst. Aus dem Strabo, Plinius, Arrian und andern griechischen sowohl, als indischen Schriftstellern aber, liesse sich darthun, dass schon vor Alexandern dem Grossen und nochmehr im spätern Zeitalter, eine gewisse Reihe indischer Könige vorhanden gewesen sey, daher auch Bayer in seiner Geschichte des Bactrianischen Reiches, einen König Meander von Indien und Bactrien, einhundert und fünf und neunzig Jahre vor unsrer Zeitrechnung aufführet, und den Beginn der scythischen Könige auf das Jahr 644 vor Christi Geburt setzt. S. seine *Chronologia scythica. p.* 302.

zu Goa gleich den einländischen im Umlaufe sind, haben schon andre Schriftsteller gehandelt *). Eben so hat auch Balby **) die Zeichnung eines Ringes des Königes von Ceylan gegeben, auf welchem sich das Bildniss des Gottes Ganésha befindet, und der sehr mit demjenigen Ringe übereinkommt, dessen sich gegenwärtig der König von Travancor, zur Versiegelung seiner Briefe bedient. In der Mitte desselben nähmlich erblicket man eine Lotusblume, mit der dem Vishnu geheiligten Inschrift, Shripatmanábhen. Dies beweiset zur Gnüge, dass die indischen Könige nicht einmal auf ihren Siegelringen, ihre Bildnisse, ihre Aera, oder die Epoche ihrer Thronbesteigung, sondern Gemählde und Symbole der Götter, einzeichnen lassen, und das demnach hieraus zwar die Religion des Landes, aber nicht die Reihe der Regenten, einige Aufklärung erhalten hönne.

*) S. Caspar Balbys Seereisen Th. 7. Cap. 24. S. 82. und Sonnerat a. a. O. T. I. p. 256. u. f.

**) A. a. O. Th. 7. Taf. 2.

Bemerkungen

über einige

INDISCHE MÜNZEN.

Diejenigen zwölf Münzen, über welche ich hier meine Bemerkungen mittheilen will, sind ächt indisch, und befinden sich im Museum des Cardinals **B o r g i a** zu **V e l e t r i**.

Die erste dieser Münzen *) ist ein seltenes und vorzügliches Silberstück, das aus dem Königreiche Nepal in das genannte Museum gekommen ist. Es ist rund, geht aber doch an der einen Seite ein wenig in eine ovale Gestalt über. Innerhalb ist es ausgehölet (concav), erhaben (convex) aber von aussen, fast einen Finger dick, und gewähret

*) Auf der Kupfertafel Fig 1. No. 1.

von einer Seite den Anblick einer länglichten Halbkugel. Durch ihre Peripherie, wie durch die zirkelförmigen Linien und die Bildung ihres Mittelpunktes an der holen Seite, wird es deutlich, daſs dieſe Münze zu Ehren der Göttin Bhaváni geprägt iſt, indem ſie das Joni derſelben darſtellet.

Die zweyte Münze *) iſt von Gold, und heiſst ein Golmor. In Bengalen iſt ſie noch itzt im Umlaufe. Ihre Form iſt rund, und ſtellt dem ganzen Anſehen nach, eine Lotusblume oder Nymphäa mit ausgebreiteten Blättern vor. In dem Mittelpunkte oder dem Becher dieſer Blume befindet ſich das Dreyeck, als Prinzip jeglicher Erzeugung, und Emblem der dreyfachen Kraft der Sonne. Mitten aus dem Dreyeck raget ein Punkt hervor, als der Mittelpunkt aller Kraft, aus welchem Brahma, Vishnu und Shiva hervorgegangen ſind. Das Dreyeck ſelbſt kann auch, wie ſchon vorhin erinnert iſt, die weiblichen Theile der Göttin Bhaváni, d. i. des Mondes oder der Natur, und der erzeugenden Kraft, welche ſie in die eben genannten Göttin, auch unter dem Nahmen Shakti ſymboliſiren, darſtellen. Daher wird dieſes Dreyeck gleichfalls in die Lotusblume geſetzt, indem dieſelbe auch ein Symbol der durch Wärme und Feuchtigkeit hervorbringenden Natur iſt.

Daſs dieſe Münze keine ſcythiſche, tibetaniſche, oder ſonſtige, ſondern eine ächte und original indiſche ſey, beweiſen nicht nur dieſe einländiſchen Symbole, ſondern vorzüglich auch die Inſchrift, welche ſich in ihrem Mittelpunkte, am Umkreiſe des Dreyeckes befindet. Dieſe Inſchrift lautet Sri, und zwey andre auſſerhalb dem Mittelpunkte, auf den Blättern der Lotusblume, ſind durch Sa und Ka zu erklären, Es ſind nagariſche oder vanarenſiſche Schriftzüge, und laſſen, als einſam ſtehende, oder An-

*) A. a. O. Fig. 2.

Anfangsbuchstaben, welche nicht ganze Wörter ausdrücken, zwar Vermuthungen, aber keine Gewifsheit zu. Jenes erstere Sri, welches im Mittelpunkte drey Mahle vorkommt, scheinet demnach der Göttin Laekshmi, der Beschirmerin des Reichthums und des Geldes, geweihet zu seyn. Im Samscrid lautet dieser Buchstabe unverderbt Shri, und wird mit einem Zuge geschrieben, macht aber dennoch ein würkliches Wort, und einen Beynahmen der Göttin Laekshmi aus, wie wir eben bey dem diese Gottheit betreffenden Artikel gesehen haben. Nur setzt die nagarische, oder vanarensische Volkssprache ein Sr statt des Shr, schreibt also auch Sri statt Shri, und auf diese Art ist denn jene Inschrift der Münze ausgedrückt.

Doch ist hier ein Unterschied zu bemerken. Shri nähmlich schlechtweg, ist ein Nahme des Bacchus, und bezeichnet einen glücklichen, begüterten, berühmten; wird hingegen das I am Ende jenes Wortes in der Aussprache gezogen, so ist Shrí der Beynahme der Göttin Laekshmi, der Gemahlin des jugendlichen Bacchus, und zeigt in ihr gleichfalls eine glückliche, begüterte, und berühmte Göttin. Aus dieser Inschrift also folget, dafs die bisher beschriebne Münze dem Bacchus und seiner Gemahlin zu Ehren gepräget sey. Doch, da sie auch mit der Lotusblume und dem Dreyeck bezeichnet ist, so sollte man fast glauben, dafs sie gleichfalls ein Emblem des ältlichen Bacchus, das heifst der nächtlichen Sonne, als des Erzeugers und Fortpflanzers, enhalte, und dafs sie demzufolge der Sonne am Tage, wie zur Nacht der Erde und dem Monde, oder der Göttin Laekshmi und Bhavani, als den beyden Gemahlinnen des Bacchus, geweihet sey Diese Münze, als ein halber Golmor *), wiegt vier rö-

*) Der Verf. nannte diese Münze vorhin schlechtweg einen Golmor, ich weifs dies also nicht damit zu vereinigen.

Anm. des Bearb.

mische Scudi auf, und ist, da sie aus feinem Golde besteht, von sehr grossem Werthe.

Die dritte Münze *), welche hier in Betracht gezogen zu werden verdienet, ist von Gold, und beträgt den vierten Theil eines Golmor, oder zwey römische Scudi. Sie ist itzt in Bengalen, Vanáres, dem Königreiche Nepal, und vorzüglich in der Stadt Pattan im Umlaufe. Pattan ist ein verderbter Nahme, aus Patna oder Pattana, welches eine königliche Stadt, oder die Residenz eines Königes bedeutet. Vor Alters hiess diese Stadt auch Shrinagari, oder die Stadt des Bacchus, auch die reiche und berühmte Stadt. Diese ihre Beynahmen zeigen deutlich an, dass Pattan im Alterthume eine Residenz und Hauptstadt war, wie Wilford dies sehr gut darthut **), indem er zu beweisen sucht, dass der König Salbahan oder Sàlivagana, um die Mitte des ersten Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung, von der Stadt Tagara aus nach Pattana seinen Sitz verlegt habe. Dieser Umstand lässt schon an und für sich vermuthen, dass in dieser Stadt, wo die Kaufleute zusammen flossen, um die indischen Waaren nach Barygaza oder Baroche zu verführen, wo sie denn auf die Schiffe geladen wurden, die ersten indischen Goldmünzen sind geschlagen worden. Die hier besonders berührte Münze, stellt von beyden Seiten eine Lotusblume mit ausgefalteten Blättern vor. In dem Mittelpunkte dieser Blume auf der einen Seite befindet sich der heilige Conus von Pünktchen umgeben, welche die Stelle der Strahlen vertreten. Auf der andern Seite bemerkt man im Kelche jener Blume einen dreyzackigen Blitzstrahl, oder einen Dreyzack, denn dieses wie das erstere ist ein Attribut des Shiva oder Mahadéva, d. h. des nächtlichen und ältern Bacchus, und zwar der Conus in soferne

*) A. a. O. Fig. 3.

**) In den *Asiatick Researches*, p. 373.

er den Lingam oder Phallus darstellet, der Dreyzack aber und der Blitz, als Werkzeuge des vernichtenden Shiva, welche er in der Hand trägt, und an denen er die Nahmen, Shùli, d. h. der Dreyzackführer, oder der Schreckliche, Vrshadvagia, der Regen-Blitz- und Donnererzeuger, und Bhava, der Daseyngeber, erhält; alles, wie jeder sieht, Epithete: die allein Bezug auf die Sonne haben. Schlüsslich bemerke ich, dass die Inschrift dieser Münze, mit der auf der zweyten angegebenen, gleichbedeutend, und so wie sie, in nagarisch-indischer Schrift abgefasst ist.

Die beyden folgende Münzen *) von Gold, und von ähnlichem Gepräge, heissen Viráguen, werden aber gewöhnlich Pagode genannt. Sie enthalten wahrscheinlich die ungestalteten Bildnisse des Vishnu und der Laekshmi, und haben keine Inschrift. Uebrigens sind sie sphärisch gerundet und dick, und heutiges Tages in Indien sehr gebräuchlich **).

Eine andre goldne Münze ***), gleichfalls ein Viráguen, und wie die eben genannten gerundet und dick, stellt auf der einen Seite den Shiva, die Kali, und das ungeschlachte Bildniss der Párvadi dar. Auf der andern Seite befindet sich ein zwiefach gehörnter Mond, als Symbol der letztere jener Gottheiten. Man eignet diese Münze der Stadt Mangalor zu.

Die folgende, auch eine Goldmünze †) und Viráguen, stellet von der einen Seite die Göttin Bhagavadi

*) A. a. O. Fig. 4. und 5.

**) Von ihnen handelt weitläuftiger Spielberg a. a. O. Th. 7. und Sonnerat a. a. O. Th. 1. S. 256.

***) A. a. O. Fig. 6.

†) A. a. O. Fig. 7.

oder **Parvadi** dar, und von der andern, welche convex ist, einen Stern, beydes Embleme der Sonne und Symbole des Mondes. Man schreibt diese Münze ursprünglich der Stadt Madrast auf der Coromandelküste, oder vielmehr dem Fürsten von Arcate, zu, aber weder sie, noch die vorherbeschriebne Münze haben eine Inschrift.

Noch eine andre Geldmünze *) stellt auf einer Seite deutlich das Bild der Göttin Laekshmi, auf der entgegengesetzten aber einen Elephanten in sehr artigem Gepräge dar. Nach dem alten indischen Rechte dürfen allein Fürsten, und Tempel für die einländische Götterverehrung, Elephanten in ihrem Besitze haben, und da zu dergleichen Tempeln, nach der Landeseinrichtung, oft sehr grosse Grundstücke gehören, so konnten einige von ihnen, vermöge des Herren- und Eigenthumsrechtes, goldne Münzen ausprägen. Demnach scheint diese Münze, als eine Tempelsmünze, unterschieden werden zu können. Doch ist dies blosse Vermuthung, freylich nicht ganz ohne Grund, aber doch ohne Bestätigung, indem es an einer Inschrift gänzlich mangelt.

Die folgende, aus nepalensischem Silber geprägte Münze **), ist, wie einige andre, sphärisch gerundet, und wie es mir scheinet, mit gewöhnlichen nagarischen Charackteren bezeichnet. Diese Schriftzüge sind in den Reichen und Provinzen der Könige von Catmandu Pattan und Badagao üblich. Die genannte Münze macht den vierten Theil einer nepalensischen Rupie, oder eines Guldens aus. Rupja ist ein Wort im Samscrid, bedeutet eigentlich das Silber. Dieser generische Nahme ist also sehr uneigentlich auf die Silbermünzen übergetragen; doch dürfte dies nur von Ausländern gethan seyn, wie wenigstens die Reinheit des indischen Sprachgebrauchs, und die

*) A. a. O. Fig. 8.
**) A. a. O. Fig. 9.

Herleitung dieses Wortes, es vermuthen lassen. Hieraus kann man nun auch auf die Wahrheit dessen folgern, was oben gesagt wurde, daſs nähmlich der Gebrauch der Silbermünzen oder Rupien in Indien später, und etwa zur Zeit der Tataren aufgekommen sey, denn auf den mehresten dieser Münzen befinden sich persische Inschriften, aber ganz und gar keine indische Symbole.

Auf der einen Seite einer Silbermünze von der Coromandelküste *), die gewöhnlich Panam, oder unrichtig Fanon genannt wird, befindet sich die Göttin Laekshmi, welche in beyden Händen eine Lotusblume hält. Auf der entgegengekehrten Seite siehet man einen doppelten zwiefach gehörnten Mond.

Eine goldne Münze **), die Kalien genannt wird, ist heut zu Tage im Königreiche Travancor im Umlaufe. Nachdem aber die dasigen Könige zur gröſsern Bequemlichkeit des Volkes, wie des Handels, kleine Silbermünzen, unter dem Nahmen Ciacram, haben ausprägen lassen, sind jene Kalien auſser Gebrauch gekommen, Da fünf und zwanzig Ciacram eine Rupie ausmachen, und fünf Kalien den nähmlichen Werth haben, so werden die Rechnungen im Reiche Travancor zwar der Form nach auf Kalien gesetzt, würcklich aber fünf Ciacrum statt jedes Kalien gezahlt. Diese Geldmünze ist im Gepräge mit vielen Punkten angefüllet, und stellet, wenn ich nicht irre auf der einen Seite, eine Ratte, als das eigenthümliche Thier des Gottes Ganésha dar.

Die zwölfte, oder letzte hierzu bemerkende Münze ***), ist von Zinn, sphärisch gerundet, und mit einem fliegenden Hirschen, oder sonstigem eingebildeten Thiere

*) A. a. O. Fig. 10.
**) A. a. O. Fig. 11.
***) A. a. O. Fig. 12.

bezeichnet. Von dieſer allein in der Stadt Tavai im Königreiche Ava gültigen Münze, ſagt der Miſſionär, welcher ſie nach Rom überſchickte, daſs ſie daſelbſt nach einem alten Gebrauch, zu kleinen Handelsausgaben diene, und im Barmaniſchen Danga heiſse. Auf der einen Seite, fährt er fort, befinde ſich eine ſchimäriſche Figur, welche Tó genannt werde, und einen fliegenden Hirſch darſtelle. Die andre Seite enthalte als Inſchrift, drey Wörter im Páli-Charakter, aber umgekehrt, indem ſie ſich in dem Stempel in gerader Ordnung befunden hätten. Dieſe drey erwähnten Wörter, ſetzt endlich der Miſſionär dazu, lauten Nagará mahá ſakha, d. i. ein groſses Hülfsmittel für den Handel, obwohl ich weder meine Leſung der Wörter, noch ihre Ueberſetzung für völlig richtig auszugeben wage. So weit der Ueberſender dieſer Münze!

Was die von dem Miſſionär angegebene Inſchrift anlanget, ſo glaube ich, werden folgende Bemerkungen zu ihrer Aufhellung und ihrem richtigen Verſtändniſſe, nicht undienlich ſeyn.

Nagara und Nagari bezeichnet im Samſcrid oder der heiligen Sprache, eine Stadt, Nagarivaſi einen Bürger oder Stadtbewohner.

Mahá bedeutet in eben dieſer heiligen Sprache das, was groſs iſt. Daher Mahatvam die Gröſse; Mahatmjam, die Seelengröſse; Mahòdaram, einen groſsen, waſſerſüchtigen Leib.

Sahájam endlich bedeutet im Samſcrid die Hülfe, das Beförderungsmittel. Daher denn Sahája oder Saháji der Helfer; Sahájikunu Hülfe leiſten; Shakti die Kraft, Macht; Shaktiman ein ſtarker, kraftvoller, mächtiger Mann.

Sind demnach die Charaktere dieſer Inſchrift richtig geleſen, ſo iſt der wahre Sinn derſelben dieſer: Ein groſses

Hülfsmittel für die Stadt, oder, eine grofse Kraft der Stadt.

Wenn der Miſſionär vorhin ſagte, dieſe Münze werde Danga genannt, ſo iſt zu merken, daſs dieſes Wort einen Hammer, oder ein Inſtrument bedeutet, mit welchem man ein Bildniſs, eine Figur, oder ein Zeichen, auf Metall, oder auf ein Maaſs und Gewicht präget. Daher Dangakásha, eine geprägte, mit einem Zeichen oder Bildniſſe verſehene Münze.

Jene Münze alſo aus dem Reiche Ava, erhält den allgemeinen oder Gattungsnahmen Donga, eine geprägte, oder mit einem Bildniſſe bezeichnete Münze. Zugleich erhält ſie eine Inſchrift, die ſie zu einem groſsen Hülfsmittel, oder zu einem nicht unbedeutenden Mittel der Kraft des Staates macht. Auch gilt dieſe Münze zu einem augenſcheinlichen und ſichern Beweiſe, daſs der Samſcrid im Reiche Ava noch gegenwärtig üblich, und die Sprache Pàli oder Bàli nichts anders ſey, als ein Dialekt, oder eine verdorbene Mundart jener heiligen Sprache.

SHUDRA.

Die vierte edle Caſte in Indien, iſt die der Künſtler und Handwerker, welche nicht weniger als die übrigen drey zur Aufrechterhaltung des Reiches beyträgt, und daher zur Zeit dieſer Staatseinrichtung, mit dem Adel beehrt wurde. Zu dieſer Kaſte gehören die Goldarbeiter, Metallgieſser, Schmiede, Zimmerleute, Kränzewinder, Mahler, Aerzte, Schneider, Wahrſager, Zauberer, Leineweber, und viele andre Arbeiter.

Unedel aber, und mit einer gewiſſen Infamie belegt, ſind die beyden Caſten Pareja und Beleja. Die erſtere dieſer Caſten hat es mit den Cadavern der in das Waſſer gefallenen, oder auch natürlich geſtorbenen Thiere zu thun. Die Leute aus dieſer Caſte enthäuten die Kühe, ziehen die Felle der übrigen Thiere ab, und eſſen Fleiſch. Von dieſer ihrer Handthierung erhalten ſie die Nahmen Ciandála und Nisha, welche niedrige und verabſcheuungswürdige Menſchen bezeichnen.

Die andre unedle Caſte der Pelejas beſteht aus Sklaven, und iſt zu alten Zeiten durch Geſetz und Gewohnheit aus ſolchen Leuten gebildet, welche wegen eines Vergehens gegen

gegen die Verordnungen und ihre Caſte, aus derſelben getrieben wurden, ihren Adel einbüſsten, und zu Sclaven gemacht wurden. Da dieſe Menſchen nun mit Frauenzimmern, welche eines ähnlichen Verbrechens wegen ein gleiches Geſchick hatten, ihre Gattung fortpflanzten, ſo entſtand daraus dieſe Caſte, welche bis auf den heutigen Tag Beſtand hat, und wahrſcheinlich ſo lange fortwähren wird, als die gegenwärtige geſetzliche Einrichtung Indiens beſteht. Aus der Urſache zur Bildung dieſer Caſte iſt das itzt übliche Verbum pelejádunu entſtanden, welches ſoviel ſagt, als aus ſeiner Caſte vertrieben werden, verunreinigt werden, oder Infamie auf ſich laden, ſey es nun, daſs dieſes durch Vermiſchung mit einem Frauenzimmer aus einer andern Caſte, oder ſonſt durch eine andre unanſtändige und ſchändliche Handlung geſchehe. Doch ich kehre wieder zu der Caſte Shudra zurück!

Alle Handwerker haben ihre Zunftvorſteher, welche Kulashréshda heiſsen. Die freyen, wie die mechaniſchen Künſte, führen den gemeinſchaftlichen Nahmen Shilpisháſtram. Die, welche ſich mit ihnen beſchäftigen, ſind zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe, und Ordnung, in verſchiedne Gewerke getheilt, und alle ſtehen unter den Zunftmeiſtern, welche die gewöhnlichen Richter ihrer Gilde ſind. Alle Proceſſe, die die Zunft betreffen, ſie mögen Nahmen haben wie ſie wollen, werden vor ſie gebracht, in einer Verſammlung der Aelteſten unterſucht, nach der alten Sitte, und dem Herkommen gemäſs entſchieden, und das Urtheil, wenn der Fall ſchwierig iſt, nach der Mehrheit der Stimmen abgefaſst. Das Amt und die Verpflichtung dieſer Zunftvorſteher verbindet ſie alſo, die Zwietracht und den Haſs in den Familien ſchon im keimen zu unterdrücken, entſtehenden Unruhen vorzubeugen, die Rechte ihrer Zunft aufrecht zu erhalten, über ſtreitige Güter abzuurtheilen, arme Mädchen aus der Gildenkaſſe auszuſtatten, die Nachricht wegen einer Heurath anzunehmen, Eheſcheidungen zu verfügen, wenn die Gatten nicht bey einander leben können, oder wegen des Verge-

hens des einen von ihnen, getrennt zu werden verlangen, die Verbrecher zu ermahnen, und wenn ſie ſich nicht beſſern wollen, an den König zu gehen, und ihn zu bitten, ſie vermöge ſeiner Macht, aus der Caſte zu vertreiben, und im Vaterlande, oder ins Ausland gegen eine Zahlung, die in die königliche Kaſſe flieſst, als Sklaven zu verkaufen. Dieſe Rechte der Zunftmeiſter ſind noch gegenwärtig auf der malabariſchen Küſte gültig, obſie wohl ſeit der Zeit ſehr geſchmälert ſind, als man anfieng Miethsſoldaten an die Stelle der alten patriziſchen Krieger zu ſetzen, und Ausländer anzuwerben. Dieſe nähmlich erweiterten mehr als billig die Gewalt der Könige, und die Miniſter hörten auf, das Urtheil des Zunftmeiſters abzuwarten, ſondern verhiengen eigenmächtig Belohnungen oder Strafen über Privatperſonen.

Das Bildſchnitzen, die Bildhauerey und die Erztgieſserey, waren in Indien ſeit undenklichen Zeiten bekannt, wie dies insbeſondre die älteſten Tempel beweiſen *). Was die Zeichnung menſchlicher Geſtalten, und vorzüglich die Bildung gröſserer Staüen betrift, ſo fehlt es den Indiern zwar ganz an dem Leben und correkten Style, den wir in ähnlichen Kunſtwerken der Griechen und Römer bewundern, aber in der Abbildung kleiner Figuren, in der Darſtellung von Kriegen, Triumphwägen, und in der Verzierung der Tempelfronten, zeigt ſich eine Geſchicklichkeit, eine ſchöne und gefällige Simplicität, und endlich eine ſo elegante Mannigfaltigkeit, wie wir ſie in den altägyptiſchen Denkmählern nicht gewahr werden. Daſs es den gröſsern Statüen an Kunſt und Correctheit fehlt,

*) Ich beziehe mich hier auf die Tempel zu Illoura, Salcette, Rámishvaram und den auf der Elephanteninſel. Daſs Alexander dieſe ſollte erbaut haben, läſst ſich gar nicht beweiſen, vielmehr ſpricht ihre ganze Anlage und Verzierung, ſo wie die ſichere Folgerung aus hiſtoriſchen Angaben, für einländiſche Erbauer.

liegt nicht in der Unbehülflichkeit des indischen Genies und einer Schwäche der Beurtheilungskraft dieses Volkes, sondern in den Anforderungen der Priester und Sekten, die sich auf Meynungen und Mysterien stützen, und denen es gnüget, den Begriff von der Gottheit, nach den Geheimnissen der religiösen Vorstellug von derselben, in eine eben daher unproportionirte, und uncorrecte Abbildung gebracht zu sehen. So giebt es z. B. nichts ungestalteters, als die Statüe und das Bildnifs der Göttin Laekshmi, die gemeinhin sitzend, und zwar mit krummen, eingebognen und abscheulichen Füfsen dargestellet wird. Das geschieht aber nicht ohne einen mysteriösen Grund, denn Laekshmi ist die Erde, welche gebähret, durch das Gebähren ernähret und belebet, und daher als die grofse Mutter gleichsam in gebährender Stellung abgebildet wird. Aus dieser Ursache erwiederte ein indischer Künstler, der gewisse Bildnisse der Götter in Erzt giefsen sollte, und dem das ungestaltete Ansehn derselben zur Last gelegt ward: er könne nicht von der vorgeschriebenen Form abweichen, damit er nicht für einen leichtsinnigen Verächter des Gesetzes und der Gewohnheit angesehen, von den Priestern des Irrthums bezüchtigt, und bey dem Vorsteher seiner Zunft in ein böses Licht gesetzt werden möge. Dies ist auch der Grund, woher es allen Mahlern, Bildhauern und Giefsern untersagt ist, ein Gemählde oder eine Statue zu verkaufen, bevor dieselben nicht von Priestern in Augenschein genommen, gut befunden, mit Weihwasser eingeweihet, und in die Zahl der Götzenbilder aufgenommen sind *).

*) Der Verfasser geht hier wohl zu weit, wenn er den Mangel alles dessen, was wir Kunst nennen, in Indien, fast ausschliessend auf die Rechnung religiöser und mysteriöser Glaubensvorstellungen setzt. Wenn es dem indischen Genie nicht am ächten Gefühle des Schönen fehlete, woher entspannen sich denn in ihm jene bizarren Glaubensvorstellungen von dem Ansehen der Götter, die sich doch die Imagination jedes Volkes

Was die Arzneykunde betrift, so wird sie auch, wie Strabo schon vor Alters bemerkte *), von den Indiern in Anwendung gebracht, da sie aber die Seelenwanderung als einen Glaubenssatz betrachten, so kann es freylich nicht fehlen, dass sie sich jeder Heilart enthalten, welche einen Blutausfluss nöthig macht. So falsch indessen immerhin auch jener Lehrsatz ist, so trägt er doch, da er dem milden Clima und dem Charakter des Volkes angemessen ist, nicht wenig zur Moralität der Indier bey. Daher nähmlich rühret ihre Sanftmuth, ihre freundliche Behandlung der Menschen sowohl als der Thiere, ja, ich möchte sagen, ihre Liebe für dieselben, die sie bis in das Abergläubische treiben; daher die seltenen Mordthaten, unter den heydnischen Eingebohrnen dieses Landes, ihr Mitleiden mit Elenden, und ihr Wohlwollen selbst in der Bestrafung von Verbrechen. Aber eben aus jener Ursache schliessen sie auch die Aderöffnung von ihren Heilmitteln aus, oder bedienen sich ihrer nur im höchsten Nothfalle. Eben so

mit den schönsten, ihm denkbaren Formen und Umrissen zu bilden pflegt? Gestehen wir es also nur aufrichtig, die Indier kannten, und kennen grösstentheils noch itzt keine schönen Formen, oder haben kein Gefühl für das ächte Schöne. Sie bildeten einst ihre Götter so gut als sie sich dieselben dachten, und sie sie darzustellen im Stande waren; ihre Priester aber finden es, wie die Priester überall, treflich, sie bey dem Alten zu lassen. Niemand wird deshalb indessen über die Indier lachen, sondern sich an Abdera und Democrit's schwarze Venus erinnern. (S. Wielands Geschichte der Abderiten B. I. Cap. 4. 5. 6.) Wenn Griechenland die grössesten Meisterstücke der Schönheit lieferte, so ist das sehr begreiflich, indem der Himmelsstrich, die Anlagen, die Erziehung, die Gesetze, die Staatseinrichtung, die Bildung, und so viele andre Umstände sich vereinigten, hier an belebten und unbelebten Wesen, die schönsten Formen zu erschöpfen; weil aber alle diese Ursachen gar nicht die nähmlichen in Indien sind, so wird sich auch keiner darüber wundern, wenn die Kunstwerke dieses Landes ganz anders ausfallen, als die griechische.

*) *Lib.* 15.

wenig kennen, oder wenden ſie den Kayſerſchnitt und die Lavements an, und Krankheiten, die ſie ohne dieſe Mittel, nicht durch den einfachen oder zuſammengeſetzten Gebrauch der Kräuter heilen können, geben ſie entweder ganz auf, oder ſuchen ihnen durch abgeſchmakte oder abergläubiſche Mittel Einhalt zu thun. Dies kann nicht auffallend ſeyn, denn ſo wie die Indier keine ſtarken Gemüthsbewegungen empfinden, ſo hängt ihnen auch der Fehler einer gewiſſen körperlichen Trägheit und Schwächlichkeit an. Sie ſind höchſt abergläubiſch, duldſam bey Uebeln, hängen über die Maaſse an ihren Gottheiten, ſuchen Orakelſprüche *) von ihnen zu erhalten, ſind nachläſſig im Gebrauche von Heilmitteln, dulden voll Ergebung ihre Leiden, wenn ſie zu bemerken glauben, daſs die Arzney nichts beſſert, und die Götter ihnen nicht hold ſind, und übergeben ſich ohne Bangigkeit dem I s h v a r a, oder dem rächenden Gotte. Man ſieht ſehr viele von ihnen mit einer Ergebenheit auf dem Krankenlager liegen, die auf einen gänzlichen Mangel des Geiſtes und der Sinne könnte ſchlieſsen laſſen, und viele ſterben, ſo ſehr ihre körperlichen Kräfte auch von den Leiden ſchon hingeraffet ſeyn mögen, ohne daſs ihr Geſicht ein Zeichen des Todes verräth, ruhig hin.

So gering nun die Kenntniſs iſt, welche die Indier von der Arzneykunſt und Chirurgie haben, ſo giebt es doch kaum einige Krankheiten, jene allgemeine Nationalſchwäche etwa ausgenommen, welche die Brahmanen nicht zu heilen verſtehen. Auch giebt es in dieſem Lande eine gar groſse Menge mediciniſcher Schriften, und die Knaben lernen von der zarteſten Kindheit an die Kräuter und ihre Eigenſchaften kennen, ſo daſs man zehenjährige Kinder ihres Geſchlechts ſieht, die man als erfahrne Kräuterkundige zu bewundern genöthigt iſt. Die Analyſe der

*) Die, wie hier, oft auch in bloſsen Anzeigen und Vorbedeutungen beſtehen.

Anm. d. Bearb.

Pflanzen und die Beschreibung ihrer Kräfte, ist, nach Maaſsgabe der alten und neuen Versuche und des langen Gebrauchs, in jenen Schriften so vollständig und genau als möglich *).

Daſs die Indier schon in sehr alten Zeiten die Schreibekunst in Ausübung gebracht haben, bestätigt Strabo**), und die Materialien, auf welche sie schreiben, mögen wohl nach und nach in der nähmlichen Ordnung gefolgt seyn, welche Plinius angiebt***). Zuerst dürften die Indier sich wohl durch die trockenen und häufig vorhandenen Palmblätter zum schreiben aufgefordert gesehen haben, und daher die Menge aus solchen beschriebenen Blättern bestehender Bücher, welche, wenn sie mit einem durch zwey Oefnungen an beyden Fugen der Blätter durchgezogenen Faden, und zwey, gleichfalls Palmblätter enthaltenden Tafeln, zusammengeschnüret werden, Grantham heiſsen. Von diesen Büchern also hat der Samscrid uneigentlich denseben Nahmen Grantham erhalten, indem die Sprache und die Schrift, in welcher dergleichen alte Bücher abgefasset sind, keine andere als die samscridische ist.

Später als die Bücher aus Palmblättern, kamen wohl die papiernen in Gebrauch, vorzüglich im nördlichen Indien, wo die Palmen seltener sind. Wie alt die Weberey

*) Wer sich Kenntnisse der Sprache erworben hat, kann in den zahlreichen Handschriften der itzigen Nationalbibliothek zu Paris, auch über diesen Gegenstand, reichliche Auskunft finden, vorzüglich in dem daselbst gleichfalls vorhandenen Buche Adaravavedam, welches von dem vierten Gesetze der Indier, oder den Funktionen der vierten Caste handelt. S. auch Sonnerat a. a. O. *T. I. chap.* 5. *p.* 74. auch *chap.* 9 *p.* 174. *Asiat. Researches. T. I. p.* 408. und 428. und Niebuhr a. a. O. Th. 2. p. 17.

**) A. a. O.

***) *Hist. nat. Lib.* 13. *cap.* 11.

der feinen Leinewand unter dieſem Volke ſey, erhellet aus dem Arrian *). Aus der Baumwolle nun, welche zur Verfertigung jener Leinewand diente, bereiteten ſie denn auch gleichfalls eine Art noch ziemlich roher Papierplätter, welche hernach, wenn ihre Oberfläche abgerieben und geglättet war, auf mannigfache Art in Bücher zuſammengeheftet wurden **). Wenn der König von Travancor an angeſehene, nicht unter ſeiner Herrſchaft ſtehende Männer ſchreibt, ſo bedient er ſich nach europäiſcher Art des Papiers, faltet den Brief zuſammen, und verſchlieſst denſelben mit ſeinem Siegel; ſchreibt er hingegen an ſeine Unterthanen, ſo geſchieht dies auf Palmblättern. Als eine Probe der Art, wie dergleichen Briefe abgefaſst ſind, mag hier die Ueberſetzung eines, von dem genannten Könige im Jahr 1787, an den Biſchoff und die Miſſionsprieſter zu Verapolis erlaſſenen Schreibens folgen.

Schreiben

zur Einſicht für den Biſchoff und die Väter zu Verapolis.

Ich habe Euer an mich abgeſchicktes Schreiben geleſen, es mir vorleſen laſſen, und den ganzen Vorgang daraus erſehen. Zu gleicher Zeit habt Ihr mir nun den Ausgang des Verfolgs überſchrieben. Ich hoffe nicht, daſs dem Herkommen eures (chriſtlichen) Geſetzes, ohne Veranlaſſung ein Hinderniſs werde in den Weg geſtellet werden. Wenn aber etwas dem ähnliches geſchehen ſollte, ſo will ich Euch

(* In ſeinem *Periplus*.

**) Als Proben dieſer Art von Büchern, ſind die tibetaniſchen, peguaniſchen, indiſchen, und chineſiſchen Papierhandſchriften, und das auf Seidenzeug geſchriebene Diplom des groſsen tibetaniſchen Lhama, auf der Bibliothek der *Congregatio de propaganda fide*, zu betrachten.

über alles anhören, und den Handel schlichten. So habe ich, der Grosssecretär, Pira Ciùdum Perumál Mádéven, dieses Schreiben, gemäss dem Befehle Sr. Majestät abgefasst.

Shripatmanábhen

(des Königes eigenhändige Unterschrift.)

Ausserhalb lautet die Aufschrift:

Antwortschreiben des Königes an den Bischoff und die Väter zu Verapolis.

Gleichzeitig mit dem Gebrauche der papiernen Bücher, scheint die Benutzung der Kupferplatten, indem die Gesetze, Privilegien und andre wichtige Denkmähler, Palmenblättern und Baumwollenpapier nicht mit Sicherheit konnten anvertraut werden. Mehrere solcher Kupferplatten haben die Engländer zu Calcutta bekannt gemacht*), deren erstere eine Grundverleihung enthält, und, man mag die indische Aera wie man nur will berechnen, in die Zeit vor dem ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung zu setzen ist. Hierbey aber ist zu bemerken**), dass die nördlichen Indier nicht bloss nach der Aera des Sálivagana, von welcher vorhin die Rede war, sondern auch, und zwar gewöhnlich, nach der Aera des Königes Vikramàditja, die Jahre zählen. Das Jahr 1848 dieser Aera

*) In den *Asiatick Researches.* p. 123. 131. 279. 357.

**) Was auch schon Niebuhr a. a. O. Th. 2. S. 27. bemerkt hat.

Aera iſt unſer 1791ſtes Jahr; wenn es daher wahrſcheinlich iſt, daſs es in jener Kupferplatte heiſst: der König Dévapála oder Gopala *) habe jenen Grundbeſitz im drey und dreyſsigſten Jahre der Aera des Königes Vikramáditia ertheilt, ſo kann man die Ausfertigung dieſes Inſtrumentes ſchwerlich anders, als in das drey und zwanzigſte Jahr vor Chriſto ſetzen **). In eben dieſem Denkmahle wird des Sugueda, d. h. des Budha, gedacht; ferner der Göttin Laekshmi, des Ràma, des Rávana, ja auch der bisher erwähnten Sekten und Caſten. Es fehlt demnach auch den Indiern nicht an einländiſchen Denkmählern, und dieſen, ſo wie ihren Büchern, zufolge, läſst ſich mit vieler Ueberzeugung behaupten, daſs der Gebrauch des Samſcrid in der Schrift ſehr alt ſey, und daſs alles, was bisher von mir, vorzüglich aus den Angaben des Buches Amaraſinha vorgetragen iſt, noch itzt unwandelbar beſtehe.

Die Indier ſchreiben vermittelſt eines eiſernen Griffels, mit bewundernswürdiger Fertigkeit auf die Palmblätter,

*) Dieſe Nahmen werden in den *Aſiatik Reſearches* ſehr unrichtig *deb paal* und *Gopaal* geſchrieben.

**) Einige halten den Vikramaaditja, nach der Tradition der Indier, für einen Vater des Königes Sàlivagana oder Salbahan, wie Niebuhr a. a. O. wo er nur, wie Wilford und Wilkins in den *Aſiat. Reſearches*, beyde Nahmen falſch ſchreibet. Einige ſchreiben auch Vicramáditja, und das kommt ſehr mit dem reinen und originellen Samſcrid überein. Vikram oder Vicram zeigt das Auſſerordentliche an, Aditja aber heiſst die Sonne, daher jener ganze Nahme ſo viel ſagt, als die auſſerordentliche, die gröſseſte Sonne. Doch wer auch dieſer König immer geweſen ſeyn mag, genug daſs von ſeinem Tode an eine beſondre hiſtoriſche Aera beginnet, an der ſich nicht zweifeln läſst, da ſie in den indiſchen Denkmählern benannt wird. Vorzüglich findet ſie ſich auf allen bisher bekannt gewordenen Kupferplatten jener Art in Indien. Daher hat man ſich denn auch dieſe Aera, neben der des Königes Salivagana, zu merken. Es iſt wohl falſch, wenn einige behaupten, jene erſtere Zeitrechnung beginne mit dem Jahre 250 nach Chriſti Geb.

und das, indem ſie ſtehen, ſitzen, umhergehen, oder liegen, oft ſogar, ohne etwas zu haben, worauf ſie ſich ſtützen könnten. Die Anzahl der Abſchreiber iſt groſs, und eben ſo groſs die Menge der Handſchriften, die man doch nur erſt nach groſser Mühe leſen lernet.

Ich ſchlieſse hier dieſe Unterſuchungen mit einem indiſchen Denkſpruche oder Slogam *).

„Liebe den Umgang mit ehrbaren und würdigen Leu-„ten; wünſche, daſs es dem Andern wohl ergehe, und „du ſelbſt thue wohl; ehre deinen Lehrer und Meiſter, „befleiſsige dich der Wiſſenſchaften, halte dich bloſs „an deine Gattin; fliehe und verabſcheue die Sünden der „Welt; ſey ergeben gegen deinen Schöpfer, zügele die „Leidenſchaften, meide den Umgang mit Böſen. Dem „Manne, der ſo handelt, werde Lob und Verehrung zu „Theil!"

*) Schon DIOGENES LAERT. *de vitis philoſophor. in prooem. p. 2 ed. Rom.* ſagt: man erzähle, die Gymnoſophiſten philoſophirten in Räthſeln und kurzen Denkſprüchen, die hauptſächlich darauf hinausgiengen, daſs man die Götter verehren, nichts Böſes thun, und rechtſchaffen ſeyn ſolle. Eben dieſe Art zu philoſophiren findet noch itzt in Indien ſtatt. und ſolche kurze Denkſprüche heiſsen Slogam. Ihre Menge in Indien iſt groſs, und die Knaben lernen ſie von der früheſten Kindheit an auswendig. Auch fehlt es nicht an Apophthegmen, durch welche die Indier die Sitten ihrer Jugend zu bilden ſuchen.

Anhang

einiger

Zuſätze und Berichtigungen.

Es war vorhin die Rede von **Vishnu's** irdischen Erscheinungen, doch nur in solcher Kürze, als es das Verhältniss zu der Behandlung der andern Gegenstände gestattete. Da die Sache indessen eine ausführlichere Darstellung wohl verdient, so mag sie hier insbesondre nachfolgen.

Zuvörderst also kommt hier ein ächt indisches Gemählde in Betrachtung, das sich in dem Museum des Cardinal **Borgia** befindet, in einem Nachstiche nebst andern Copien indischer Originale, diesem Werke beygelegt werden soll, und die irdische Erscheinung **Vishnu's** in Gestalt eines Fisches, vor Augen stellt.

Auf diesem Gemählde nun erscheint ein ruhiges Meer, aus welchem eine Menge weisser und röthlicher Wasserblumen emporraget, die gleichsam den Beginn der Erzeugung aus dem Wasser ankündiget. Auf dem Meere schwimmt die goldfarbige, glänzende Scheibe der Sonne, die auf eine Vereinigung der Wärme mit dem Wasser als das eigentliche Prinzip der Hervorbringung, hindeutet. Aus einer Trommetenmuschel, dem andern symbolischen Prinzipe jeder möglichen guten und bösen Erzeugung, geht ein schrecklicher, flammender Riese, mit einem entblösten Schwerdte bewafnet hervor. Ihm gegenüber aber erhebt sich ein grosser Fisch über die Fluth, mit weit geöfnetem Rachen, aus welchem **Vishnu** hervortritt. Vier Hände werden an diesem Gotte bemerkbar; in der ersten hält er

einen Pfeil, in der zweyten eine Trommetenmuschel, in der dritten eine Wasserblume, und in der vierten endlich das Ciacram oder Rädchen. Seitwärts stehen auf dem Meere vier weibliche Gestalten, die in ihren erhobenen und verschlängten Händen eine Lotusblume tragen, und Vishnu'n anbeten. Vishnu selbst strafet mit dem Pfeile und Ciacram den Giganten, oder Dämonenfürsten Irannja, den grausamen Tyrannen der Welt *). Am Ufer liegen die vier Bücher des indischen Gesetzes, welche unter dem Nahmen Vedam bekannt sind. Diese hatte Irannja dem schlummernden Brahma entwandt und in das Meer geworfen, Vishnu aber als Fisch, sammelte sie dort wieder zusammen, und legte sie unbeschädigt an das Ufer.

Auf dem obern Raume des Gemähldes, wird man zwey weisse Stiere, Embleme der Erzeugung, gewahr, welche mit Decken versehen sind. Sie ersteigen mit gleichmässigem Schritte einen Felsen, auf welchem sich der berühmte indische Baum Kalpaorksham befindet, der ein Emblem der Unsterblichkeit, Gerechtigkeit und Festigkeit ist. Kalpam nähmlich bezeichnet diese Eigenschaften, Vrksham aber einen Baum, und so dient die Vereinigung dieser beyden Wörter zu der Bildung jenes Nahmens.

Dies nun ist die erste irdische Erscheinung Vishnu's in der Gestalt eines Fisches, und die Indier bezeichnen sie mit dem Nahmen Malsjávadáram; übrigens leuchtet es ein, dass sie auf die sogenannte Sündfluth Beziehung habe. Brahma, der Fürst und Genius der Erde, uneingedenk des höchsten und eigentlichen Gottes Parabrah-

*) Einige schreiben den Nahmen dieses Riesen Irenniaczen, welches soviel sagt, als: der Herrscher Irannja, d. h. der zürnende, wüthende Herrscher, der mächtige Genius. Sonnerat nennt ihn Canagacchen, Calakégen und Ajcriben. Der zweyte dieser Nahmen bezeichnet einen Herrn der Sünde, denn Kalagam, oder Calakam. mit welchem k bedeutet Sünde, Isha aber, oder das adjectivische Egen oder Eshen, zeigt den Herrn oder Urheber der Sünde an. Es ist unrichtig, wenn dieser Riese in den *Asiat. Researches* Hereni heisst.

ma, ſchlummerte, noch im erſten Zeitalter der Welt, ruhig ein. Irannja, ein geſchworner Feind der Götter und guten Genien, und das immer wachſame Oberhaupt der Dämonen, ſtahl ihm mittlerweile die Bücher des Vedam *) und warf ſie in das Meer. Das Menſchengeſchlecht, dadurch aller Geſetze und Vorſchriften entbunden, begann Parabrama'n zu verachten, ſich allen möglichen Laſtern zu ergeben, und veranlaſste dadurch die Sündfluth, als Strafe für ſeine Vergehungen. Mitten unter dieſer Vertilgung der übrigen Menſchen, lief auch Manu oder Satjavrta, der Gerechte und Redliche, gleiche Gefahr. Schon ſchwamm er auf der Fluth, in welcher Lage ihn das erwähnte Gemählde darſtellt, als Vishnu ſein Gebet erhörte, es ſich dieſes Mannes ſowohl. als der untergehenden Welt jammern lieſs, den Rieſen bekämpfte, Manu'n errettete, und die Bücher des Geſetzes aus dem Meere hervorbrachte. Hierauf begann eine neue Geburt der Dinge aus dem Lotus und der Trommetenſchnecke, der paradieſiſche Baum Kalpavrksham, der den Trank und die

*) Der Nahme Védam oder Bed, wie ihn die Indoſtaner und Nepalenſer ausſprechen. bezeichnat eigenthümlich die heilige Lehre von der Verehrung der Sonne, des Mondes, der Planeten und Elemente. Das Buch Védam aber iſt allegoriſch zu nehmen, und beſteht eigentlich in dem Buche der Natur, d. h. in der Ordnung, Uebereinſtimmung und Harmonie zwiſchen Himmel, Erde, Elementen und irdiſchen Dingen, die bey der Sündfluth in das Meer herabſank, und welche Vishnu, jene perſonificirte erhaltende Kraft der Erde, wieder herſtellete. Demzufolge bekennen die Brahmanen, daſs ein würkliches hiſtoriſches Buch Védam gar nicht vorhanden ſey, und ſo iſt es lächerlich, wenn in unſern Tagen einige behauptet haben, dieſes Buch ſey von ihnen aufgefunden worden. Védam iſt itzt bey den Brahmanen ein Nahme, mit dem ſie im Allgemeinen das Geſetz, die Lehre und die Anordnung der Götterverehrung, welche in mehr als einem Buche enthalten ſind, andeuten, und ſo heiſst denn bey ihnen ein Geſetzlehrer Védi, die Erklärung des Geſetzes Védàrtbam, das Geſetz oder die Verordnungen der St. Thomas-Chriſten in Malabarien Nasràni védam u. ſ. w.

Speise der Unsterblichkeit, welche den Göttern oder guten Genien versprochen waren, enthält. Die Stiere, als Embleme der neuen Erzeugung, giengen hervor, und die Sonne endlich schwamm über dem Meere, als Symbol des Vishnu, des Erhalters der Welt, der einer gleichen Verehrung würdig ist, mit dem einzigen und wahren Gotte, dessen leibhaftes Abbild er ist. Erst damals begannen die Indier den Vishnu zu verehren, als er in menschlicher Gestalt, unter dem Nahmen Krshna, auf der Erde erschien, und jene Gestalt soll er von seinen Voreltern ererbt haben, die sich gleichsam auf wogenden Bretern, aus dem Verderben der Fluth erretteten. Krshna selbst sagte davon im Buche Bhágavadam: „Vermittelst des Schwimmens ward dieser schwimmfähige Körper erhalten, er, der Grund- und Urstoff der Pandavafamilie, und so nach auch dieses meines Körpers, der, als er sich des Bogens und Pfeiles des Gottes Brahma bediente, den Schuz des Gottes Vishnu erlangte, drey Ciacram *) erhielt, und mit denselben den Leib meiner Mutter erfüllte".

Die zweyte irdische Erscheinung Vishnu's, welche die Indier Kùrmavadaram nennen, gieng vor sich in Gestalt einer Schildkröte, und ist gleichfalls in einem andern Gemählde dargestellt. Hier erblicket man den Berg Meru, den Wohnsitz Sonne, mitten im Meere, wohin ihn die guten und bösen Geinen, während des heftigen Kampfes, der zwischen ihnen eintrat, gestossen hatten. Die Veranlassung zu diesen Kampfe gab das Amrdam, oder der Trank und die Speise des Himmels, welche Vishnu auf jenem Berge, oder in seinem Paradiese, das Vaicunda heisset, austheilet. Die guten sowohl, als die bösen Genien sehnten sich ungemein nach diesem Tranke

*) Diese Ciacram sind, wie schon sonst bemerkt ist, Rädchen, und Symbole der Herrschaft über Himmel, Erde und Unterwelt.

Tranke *), und wollten ihn von dem Berge Meru entwenden. Bey dem Kampfe beyder Partheyen, den diese Begierde entzündete, sank der genannte Berg, auf dem die Erde ruhet, tief in das Meer herab. In dieser Gefahr eilten die guten Genien zu Vishnu, dem Erhalter der Welt, und baten ihn, den Berg zu retten. Er that es. In der Gestalt einer Schildkröte liefs er sich in das Meer herab, stemmte von unten her seinen Rücken gegen den Fufs des Berges, uud hob ihn nicht nur aus den Fluthen empor, sondern unterstützte ihn auch, damit die Gewalt der Wogen ihn nicht wieder in die Tiefe herabwälzen möchte. Als die guten und bösen Genien den paradisischen Berg wieder hergestellt sahen, fafseten sie ihn mit der grossen Schlange Váfughi, welche die Welt in zirkelförmiger Schliengung umschliesset, ein, indem die bösen Genien den Kopf, die Götter aber den Schwanz dieser Schlange ergriffen, und ihn um den Berg herumzogen, von welchem sie denn wieder die göttliche Speise zu erlangen strebten. Auf dem Gemählde ist unter den Göttern, welche am Schlangenschwanze ziehen, Brahma der erste. Man erkennet ihn an seinen vier Gesichtern, und an dem Buche, welches er in der Hand hält. Ihm zunächst erscheinet Vishnu, mit seiner Kette oder seinem Blumenkranze am Halse. Der dritte dieser Götter ist Shiva. Er hat ein Tiegerfell um die Schultern, eine Haubenschlange auf dem Kopfe, in der Hand aber einen Dreyzack, an dem eine Glocke befestiget ist. Indem nun die genannten Götter auf das thätigste in ihrer Arbeit beschäftiget waren, gefiel es der Schlange nicht länger sich zerren und ziehen zu laf-

*) Bey der grofsen Verschiedenheit der Meynungen aller Völker, die einen ähnlichen Glauben haben, über das, worin ihre himmlische Speise, oder ihr himmlischer Ttank bestehe, wird man es den Indiern wohl zu gute halten, wenn sie ihn nach unterschiedenen Gegenden, bald aus Milch, bald aus Honig, bald wieder aus Kräutern anfertigen lassen, und ihm die Ertheilung der Unsterblichkeit zuschreiben.

sen, sie entledigte sich ihres Giftes, und inficirte das ganze Meer mit demselben. Sogleich aber ströhmte der Berg Meru sein Ambrosia aus, welches indessen der himmlische Arzt Danuvandra von der Meeresfläche wieder aufsammelte, und wohlbewahret in einem Gefäſse dem Vishnu auslieferte, der sich auf dem Gipfel des genannten Berges befand. Hier theilte es dieser Gott nun an die guten Genien aus, nachdem vorher noch die Dämonen waren vertrieben worden, welche seit der Zeit einen unauslöschlichen Groll, Miſsgunst und Haſs gegen die Götter in ihrem Busen nähren.

Demzufolge erscheint Vishnu, dreymal auf diesem Gemählde. In der Gestalt einer Schildkröte nähmlich hält er den Berg in die Höhe, in Menschen - oder Göttergestalt ziehet er mit am Schwanze der Schlange, und mit dem Ansehn eines Gottes oder Königes endlich sitzt er auf dem Gipfel des Berges Meru, mit untergeschlagenen Füſsen in einer Lotusblume. Sein Gesicht ist schwarz von Farbe, sein Haupt mit einem Kranze umwunden, und auch hier, wie öfter, erscheint er mit vier Händen, in denen er wieder eine Lotusblume, einen Pfeil, die Trommetenschnecke und das eiserne Rädchen, oder Ciacram hält. Sobald er das vom Meere zusammengelesene Ambrosia an die übrigen Götter vertheilet hat, steiget neugebohren, aus den Fluthen die Göttin Laekshmi *), die Gemahlin Vishnu's hervor, welche mit einer Wasserblume in den Händen, sich ihm zur Rechten niederläſst. In demselben Augenblicke wurde auch aus dem Meere, Sarasvadi, die Göttin der Harmonie und Eintracht, und Brahma's Gemahlin erzeugt, die auf der linken Seite Vishnu's ihren Platz nahm. Ja noch mehr, auch die Göttin Múdevi, oder die Göttin der Schamlosigkeit und Zwietracht, welche sich indessen nicht auf diesem Gemählde befindet, entschlüpfte

*) Sie ist gleichsam die *Magna mater*, *Ops*, oder *Venus* der Indier, die Göttin der Erzeugung und Fruchtbarkeit.

damals zuerſt dem Meere. Nebſt dieſen Göttinnen gebahr zu derſelben Zeit das Meer noch eine Kuh, das Symbol der Fruchtbarkeit, ein Roſs mit ſieben Köpfen, den Baum Kalpavrksham, und einen weiſsen Elephanten, der ſich nicht nur an Stärke und Klugheit auszeichnete, ſondern auch von Vishnu zu einer Stütze der Welt oder Erde beſtimmt wurde. Dies iſt der fabelhafte Grund der indiſchen Behauptung, daſs die Erde auf einer Schildkröte und acht Elephanten ruhe, und daſs das Erdbeben durch die Bewegung dieſer Thiere von ihrem Standorte, bewürkt werde. Auf dem Meere und am Ufer erblickt man viele Waſſerblumen, und an dem obern Rande des Gemähldes die Sonnenſcheibe, und den zwiefach zugeſpitzten Mond.

So viel von dem Gemählde ſelbſt, und itzt noch etwas von dem myſteriöſen Sinne, der auf demſelben dargeſtellten Gegenſtände!

Die guten und böſen Genien, wünſchen die Unſterblichkeit zu erlangen. Zu dieſem Endzwecke ſuchen ſie den himmliſchen Trank, entweder von dem Berge Meru, als dem Wohnſitze der Sonne, der erſten Gottheit, und dem Symbole des wahren Gottes, oder dem Baume Kalpavrksham, gleichſam dem Baume des Lebens und Todes, oder endlich ſelbſt aus dem Paradieſe Vishnu's, zu entwenden. Doch, indem ſie am heftigſten darnach ſtreben, und gegenſeitig auf das leidenſchaftlichſte kämpfen, ſinket urplötzlich der Berg, der Baum, ja das Paradies ſelbſt in das Meer herab. Um ſie von dem gänzlichen Verſinken zu retten, nimmt Vishnu, die perſonificirte erhaltende Kraft der Welt, die Geſtalt einer Schildkröte an, läſst ſich in die Fluthen herab, und erhebt unverſehrt, ſammt dem Berge die Welt aus dem Waſſer. Nimmt man dies alles zuſammen, ſo ſcheint dieſe irdiſche Erſcheinung Vishnu's, die Idee der Schöpfung, eines Kampfes zwiſchen Genien und Engeln, eines wohlthätigen und ſchädlichen Baumes, eines Hinabſinkens der Erde in das Meer, d. h. einer Sündfluth, und endlich eines Erhalters und Wie-

derherstellers des Menschengeschlechtes, in sich zu schliessen. Die Schlange, ein Symbol des Lebens und Todes, welche die ganze Erde in ihrem Kreise umfaſst, vergiftet das Wasser, welches wir als Prinzip der Entstehung kennen gelernet haben, und daher rührt die zwiefache, gute und böse Generation der Menschen. Aber der himmlische Art sammelt die ins Meer verstreute Götterspeise (die Unsterblichkeit) wieder anf, und Vishnu theilt sie hierauf bloſs an die Rechtschaffenen aus. Die Frevler hingegen werden vom Geschenke und Genuſse der Unsterblichkeit und Glückseligkeit ausgeschlossen.

Es ist nicht unbekannt, daſs diese irdische Erscheinung Vishnu's, von Andern noch auf eine etwas verschiedne Art erzählt werde: aber die besondere Tradition einer einzelnen Provinz, kann der allgemeinen Lehre der Indier keinen Eintrag thun, und diese stimmt mit ihren handschriftlichen Werken und Gemählden, ganz unsrer aufgestellten Nachricht bey.

Ein groſser Theil der asiatischen Völker, hat ähnliche, ja übereinstimmende Mythen, mit der eben vorgetragenen. Einige von ihnen halten das Auffinden ihres Göttertranks für möglich, verschwenden zu dem Ende, gleich guten Goldmachern, Zeit und Geld bey ihren Experimenten, und erkaufen sich endlich mit dem Genuſs ihrer Extracte, ein früheres Lebensende. Ein ähnlicher Wahn hat sich auch der Indier und Tibetaner bemeistert, doch hegen die erstern, wie es scheint, eine edlere Idee von ihrem Amrdam, und halten es nicht für ein Kraut. Schwerlich kann diese Götterspeise etwas anders seyn, oder bezeichnen sollen, als die Unsterblichkeit selbst.

Der Berg Meru heiſst bey den Indiern auch Sumeru, der schöne Berg; Raetnásena, der köstliche, goldene Wohnsitz; und Suráleja, das Haus, oder die Wohnung der Sonne. Dieser Berg ist also nach der Lehre der Indier, eine Art von Paradies, in welchem Gott die Unsterblich-

keit verleihet. In demselben befindet sich auch der Baum Kalpavrksham, d. i. der Baum der Unsterblichkeit, Festigkeit und Gerechtigkeit. Die nördlichen sowohl, als die südlichen Indier verehren gleichmäfsig diesen Berg, und nennen ihn Someru. Die Tibetaner, welche mystische Stufen auf diesem Berge annehmen, glauben, dafs sich auf ihm die Sonne, der Mond, und ihre Lahas oder Planeten befinden und dort im Beschauen vertieft sind. Den Nahmen des Berges schreiben sie Rirou oder Righiellunbò, welches, wenn man es auf den Samscrid zurückführt, Irushi, oder unrichtig Rigi und Rushi lunbo lautet. Dies aber sagt so viel als, der Berg der beschaulichen, oder der glückseligen Planeten-Gottheiten, welche auf ihm die Sonne und den Mond anschauen und ihnen Verehrung erweisen.

Auf der südlichen Seite dieses Berges, soll sich, nach der Meynung der Indier nnd Tibetaner, der Baum Ciamba befinden, welchen die Indostaner Giamum, die Tibetaner aber Zampu nennen; offenbar Verfälschungen jenes erstern Nahmens. Dieser Baum findet sich häufig in Indien, und die im Lande zerstreutlebenden Portugiesen nennen ihn nach einer Verstümmelung in ihrer Sprache Iamboeira. Seine Frucht, die in einem grünen, innerhalb mit einem milchartigen Kerne versehenen Apfel besteht, und ihrer Natur nach viele Hitze hat, heifst bey ihnen Jámba, oder der Adamsapfel. Als die Portugiesen zuerst nach Indien kamen, erzählten ihnen die heidnischen Einwohner, dafs der Ciamba-Banm in ihrem Paradiese, das heifst, auf dem Berge Meru gepflanzt sey, und dafs demselben die zwiefache gute und böse Generation der Menschen, ihre Entstehung verdanke; dies gab die Veranlassung zu jener Benennung der Frucht dieses Baumes. Auch glauben die Indier, dafs aus dem Safte dieser Aepfel sich ein Höllenflufs bilde, indem sie den Ciamba-Baum zwar für den ersten und frühesten im Paradiese, aber auch für den Urheber alles Uebels halten. Weil doch aber die alten Indier dafür hielten, dafs nicht ein und der-

ſelbe Baum zu gleicher Zeit eine gute und böſe Frucht tragen könne, ſo dichteten ſie noch einen zweyten Baum auf dem Berge Meru, und nannten ihn Paramagiádika, oder den Muſcatennuſsbaum. Eigentlich bezeichnet Parama im Samſcrid eine herrliche, ausgezeichnete, treffliche Sache *), Giádika aber die Muſcatennuſs. Auf dieſe Art alſo bildeten ſich mit Verlaufe der Zeit durch Grübeleyen, zwey Bäume des Paradieſes in der Meynung der Indier. Die älteſten brahmaniſchen Schriften hingegen thun nur eines einzigen, nähmlich des öfter gedachten Baumes der Gerechtigkeit und Unſterblichkeit Erwähnung. Die Wahl jener zwiefachen Bäume in ſpätern Zeiten iſt indeſſen für die allegoriſche Dichtung der Entſtehung des Guten und Böſen nicht übel ausgefallen. Die Muſcatennuſs nähmlich gewähret, wie man bemerkt haben will, durch ihren Genuſs eine gewiſſe Heiterkeit dem Geiſte, Kräfte dem Körper, Stärke dem Magen, und den Sinnen eine merkliche Lebhaftigkeit. Aus dieſer Urſache iſt ſie auch eines der indiſchen Leckerbiſſen, und eine vorzügliche Zuthat beym Reis und andern Speiſen. Der milchigte Ciába-Apfel hingegen, ſoll eine gewiſſe Hitze, und eine ſolche narcotiſche verderbliche Kraft bey ſich führen, die auch den ſtärkſten Magen angreift, und den rüſtigſten Mann zu Boden wirft. Gegenwärtig bedient man ſich in Indien, wie es heiſst, ſchändlicher Weiſe dieſes Apfels zum Abtreiben der Geburt, und durch die Einmiſchung ſeines Saftes in Kuhmilch bereitet man ſeinem Feinde den Tod **).

Schlüſslich wird es hier nicht überflüſſig ſeyn, anzumerken, daſs nach der Meynung der Indier und Tibetaner,

*) Z. B. Paramen, das herrlichſte, höchſte Weſen, die Gottheit.

**) Abbildungen oder Beſchreibungen des Ciamba-Baums befinden ſich im *Alphab. Tibet, p.* 472. Taf. 1. Bey Pivati a. ö. a. O. *T.* 8. *Tab.* 20. *Fig.* 2. und im *Horto Malabarico. Amſtelod.* 1689. *T.* 1. *Fig.* 8.

am Fuſse des Berges Meru, aus vier, neben der Wurzel des Baumes Kalpavrksham befindlichen Steinen, eben ſo viele Flüſſe entſpringen, nähmlich der Indus, Ganges, Pahkiu und Sita *), welche die Kraft haben ſollen zu reinigen und zu entſündigen. Wenigſtens wird hierdurch die Aehnlichkeit dieſer geſammten Fiction mit den Moſaiſchen Nachrichten, welche ſich ſchon im vorhergeſagten zeigte, verſtärkt.

Die dritte Erſcheinung Vishnu's, welche mit dem Nahmen Varáhavadáram bezeichnet wird, gieng in der Geſtalt eines Ebers vor ſich. Auf einem originel indiſchen Gemählde wird ſie folgendermaſsen dargeſtellt.

Man erblickt ein mit Waſſerblumen überdecktes Meer, auf dem der flammende ſchreckliche Rieſe Irannja ſchwimmet, und neben ihm ſein Schwerd, das ihm aus den Händen entfallen zu ſeyn ſcheint. An der Seite deſſelben, gleichfalls auf dem Meere, ſteht der Sieger Vishnu, braun von Farbe, und ganz in menſchlicher Geſtalt, nur mit dem Kopfe eines Ebers, aus deſſen Mund ein Zahn deſſelben Thieres hervorraget. Auf dieſem Zahne ruhet in einer Lotusblume, die Erde mit Wälen und Thürmen überdeckt. Irannja nähmlich verſenkte die Erde in den Abgrund des Meeres, aber Vishnu beſiegte ihn, und führte ſie in der erwähnten Geſtalt, wieder unbeſchädigt aus dem Meere herauf. Dieſe Erſcheinung Vishnu's ſcheint mit den beyden frühern zuſammen zu hängen **). Ein gewiſſer Schriftſteller ***) ſagt, daſs nach

*) Pahkiu und Sita ſind die tibetaniſchen Nahmen dieſer Flüſſe.

**) Abbildungen dieſer dritten irdiſchen Erſcheinung Vishnu's kann mann ſehen beym Pivati, a. a. O. T. 8. Tab. 21. Fig. 1. und bey Sonnerat a. a. O. T. I. p. 286

***) Der Pater *Marcus a Tumba* in einen handſchriftlichen Werke auf dem Muſeum des Card. Borgia.

der Meinung der nepalensischen Indier, der Dämon Iranja, im ersten Zeitalter der Welt, die Ursache des menschlichen Verderbnisses gewesen, dass er hierauf die Erde im Meere zu versenken begonnen habe, und dass demzufolge diese drey ersten irdischen Erscheinungen Vishnu's im Bezuge auf die grosse Fluth stehen. Macrobius *) hält den Eber für ein Symbol der regnigten Jahreszeit. Nimmt man dies an, so läst sich's leicht erklären, warum Vishnu bey der allgemein verheerenden Fluth, die Gestalt jenes Thieres annahm. Indessen da die Indier diesen Eber auch Varaha, Kidi und Sugara, d. i. einen wilden Bergeber nennen, so kann er auch ein Symbol der Stärke, Wildheit und der Rache seyn. Er hält nähmlich die Erde auf seinem Zahne, welches Stärke andeutet; er ist wild, denn mit eben diesem Zahne streckte er den Riesen Iranja zu Boden, und zur gerechten Strafe, sog er das Blut aus seinem zerfleischten Körper. Diese dritte irdische Erscheinung Vishnu's zeigt abermals deutlich, dass die Chronologie und Geschichte der Indier nicht über die Zeit der allgemeinen Ueberschwemmung hinausgehe **), und demnach fällt denn Holwels System der indischen Zeitrechnung über den Haufen.

Die

*) *Saturnalia. Lib. I. cap.* 20.

**) Aber vorhin deutete doch der Verf. ziemlich merklich die zweyte Erscheinung Vishnu's auf die Schöpfungsepoche, sogar nach Mosaischen Nachrichten, oder um richtiger zu sagen, auf den Mythus vom paradisischen Leben und Sündenfalle. In allen solchen Deutungen werden ihm wahrscheinlich Wenige beytreten, obwohl, was ich nicht leugnen will, eine gewisse Uebereinstimmung, und ein Zusammenfliessen vieler ähnlicher morgenländischer Traditionen in eine Urquelle, bey weitem mehr Wahrsceinlichkeit hat, als die Künstliche von Jones und unserm Verf. getroffene Herleitung der Götter Griechenlands und Roms aus indischen Mythen. Noch will ich bemerken, dass ich die sogenaunte Sündfluth, immer nur im Charakter des Verf. dieses Werkes, eine allgemeine Fluth nenne; es

Die vierte irdische Erscheinung Vishnu's, Narasinhayadáram genannt, gieng, wie dieser indische Nahme schon andeutet, in der Gestalt eines Geschöpfes vor sich, dessen Bildung zum Theil mit einem Löwen, andern Theils mit einem Menschen Aehnlichkeit hatte. Die Veranlassung zu dieser Erscheinung gab gleichfalls der Dämon Irannja, welcher, obwohl schon zu verschiednen Mahlen getödtet, dennoch immer wieder auf die Erde zurückkehrte, und unter den Menschen seine Verehrung begründen wollte. In diesem Geschäfte aber widersezte sich ihm Paragaladen, ein Mann von alter Rechtschaffenheit und altem Glauben, der dagegen sehr viel Böses von dem Dämon erlitt. Hierauf erschien Vishnu in der angegebenen Gestalt, besiegte den Irannja, befreyte den Paragaladen von den bisher erlittenen Verfolgungen, und führte die Verehrung seiner selbst auf der Erde ein *). Wahrscheinlich ist diese, und vielleicht manche andre der Erscheinungen Vishnu's, blofs in der Absicht von den Brahmanen

es sey denn, dafs man die überall zusammenstimmende Sage der alten Welt, in Gemeinschaft mit vielen physischen Bemerkungen, auf eine Revolution der Erde, vermittelst einer allgemeinen Fluth deuten wollte; dann würde die sogenannte antediluvische Geschichte, nicht mehr als die Geschichte der Bewohner einer ganz eben so wie izt gestalteten Erde anzusehen seyn, wir würden uns noch weniger über ihre Dunkelheit wundern, ihre geringe Zuverläfsigkeit deutlicher einsehen, und könnten dann unsre Chronologie gleichfalls richtiger von der Sündfluth, als von der sogenannten Schöpfung an datiren: denn jene würde uns für diese gelten, gerade wie etwa den vornoachischen Menschen eine frühere, vielleicht ähnliche, oder auch unähnliche Revolution, für die Epoche ihrer Weltschöpfung galt.

*) Eine Abbildung dieser irdischen Erscheinung Vishnu's giebt Pivati a. a. O. Th. 8. Taf. 21. Fig. 2.

erdichtet, um den urſprünglichen Dienſt des Vishnu zu befeſtigen, und das Volk, ſowohl durch die der Tugend verheiſsenen Belohnungen, als die dem Verbrechen gedroheten Strafen, in ſeiner Pflicht zu erhalten. Nachdem die Fluth auf der Erde eingetreten war, kam die Verſündigung in gröſsere Betrachtung, und daher erſchien Vishnu, als welterhaltende Kraft, nun öfter, bald um die Gottloſen zu ſtrafen, bald um den Frommen Beyſtand zu leiſten.

Zum fünften Mahl trat Vishnu in der Geſtalt eines Pygmäen auf, und dieſe ſeine Erſcheinung führet den Nahmen Vámana. Bali nähmlich, ein König, ſoll der Sage nach, ſich gegen Götter und Menſchen aufgelehnt haben. Man glaubt gewöhnlich, dieſer König habe würklich auf der Erde regiert, aber das Buch Amaraſinha macht den Bali zum Herrſcher der Unterwelt, und dieſes Buch verdient in Rückſicht der alten Mythen unleugbar gröſsern Glauben, als die Fabeln des groſsen Haufens. Bali iſt alſo ein Dämon, den Vishnu gleichfalls beſiegte, obwohl er es nicht hindern konnte, daſs er nicht noch immer alljährig, von ſeinem unterirdiſchen Sitze her, die Oberwelt beſuchen ſollte. Doch vertreibt ihn Vishnu jedes Mahl wieder, und weiſet ihn in die Unterwelt zurück. Dies hat Veranlaſſung gegeben zu dem Feſte Onam, welches in Malabarien im Auguſt, an andern Oertern aber im November feyerlich begangen wird. Die Indier kleiden ſich neu zu dieſem Feſte, kämpfen mit einander *), ſtreuen Blumen

*) Wer in dieſen Kämpfen bleibt, wird nach der Meynung der Indier, in den Himmel erhoben, denn er hat gleichſam dem Dämon Widerſtand geleiſtet, und ſich für die Sache ſeines Gottes Viſhnu dem Tode unterzogen. Da es nun aber nicht wahrſcheinlich iſt, daſs die Indier ſich freywillig, zum Andenken an eine durch den Belus oder ſonſt einen König ihnen zugefügte Niederlage, ſollten tödten laſſen: ſo hat man in dieſer Sitte, wohl mehr eine zum Grunde liegende religiöſe My-

in den Strafsen hin, und freuen ſich des gegenwärtigen Reichthums an Früchten.

Gewöhnlich heiſst zwar die Unterwelt bey den Indiern Pádálam, das Buch Amaraſinha aber nennt ſie Baliſatma, oder den Wohnſitz des Königes Bali, und dies beweiſet deutlich, wie irrig diejenigen handeln, welche dieſe Erſcheinung Vishnu's auf den aſſyriſchen König Belus, oder einen indiſchen Beherrſcher anwenden. Bali bezeichnet im Samſcrid auch ein Opfer, da nähmlich den Dämonen, oder vielmehr Geſpenſtern, welche in der Unterwelt umherwanken, und Bhùder heiſsen, zur Nachtzeit Reis als Speiſe hingeſtellt wird. Auch dies beweiſet wieder, daſs Bali nicht ein wirklicher, ſondern ein erdichteter Herrſcher iſt.

Auf einem Gemählde, das dieſe Erſcheinung darſtellt, befindet ſich Vishnu in Geſtalt eines Zwerges, mit einem Schirme verſehen, und faſſet mit den Händen das Waſſer auf, welches ihm Bali aus einer Flaſche, oder einem Gefäſse, zum Waſchen in dieſelben gieſset. Das Gieſsen des Waſſers in die Hände der Brahmanen, iſt eine Art von heiligem Eide, durch den ſich die Könige und andre Leute, gegen die Götter und Brahmanen, zur Haltung ihres Verſprechens, verbinden.

Der ſechsten irdiſchen Erſcheinung Vishnu's iſt ſchon oben ausführlicher Erwähnung gethan, ich will aber, zur gröſsern Aufhellung dieſes Gegenſtandes, noch eines hierhergehörigen Gemähldes denken, welches den Krieg des Shrirama mit dem Rávana, oder den Kampf zwiſchen dem jugendlichen Bacchus und dem Pluto darſtellt. Auf dem obern Theile dieſes Gemähldes wird man

the, als wahre Geſchichte zu ſuchen. Von dem hier erwähnten Feſte S. Sonnerat a. a. O. Th. 2. B. 3. Cap. 5.

die berühmte Stadt gewahr, welche Rávana auf der Insel Ceylan besafs. Affen und Bären, die Begleiter des Shrirá ma, und rüstige Kämpfer, belagerten die Stadt, eroberten sie und lockten ihren Besitzer, sammt seiner ganzen Giganten - und Menschenschaar, auf das offene Feld hinaus. Zur linken Seite auf diesem Felde, fährt oberhalb auf einem mit vier weissen Rossen bespannten Wagen, Laekshen einher, ein Bruder des Gottes Shrirá ma, und schnellet auf den Riesen Indracittern, der ihm entgegen eilet, einen Pfeil ab. Der Riese stürzet vom Wagen herab, aber ein anderer seines Geschlechtes mit einem Eselskopfe, hält die Pferde an, die sich vom Wagen losgerissen haben. Unterhalb wird man den Kampf zwischen dem Shrirá ma und Rávana - selbst gewahr. Jener steht da, braun von Farbe am ganzen Körper, und drückt einen Pfeil ab gegen den Rávana: hierauf haut er die Hände ihm ab, und den Esels, kopf, der über seine andere zehen Köpfe hervorragt, und stürzt endlich dieses mit zwanzig Armen, Pfeilen, Aexten-Schwerdtern und Schilden bewaffnete, vielköpfige und rie, senartige Ungeheuer zu Boden. Nun fallen die Affen auf sein Heer, greifen die Giganten, Menschen, Pferde und Elephanten an, die ihn begleiteten, zerstreuen, tödtensteinigen sie, und füllen das Schlachtfeld mit Leichnamen an. Shrirá ma hatte seinen Affen befohlen, sogleich, wenn sie ihn den Bogen anlegen sehen würden, Rávana's Armee mit Steinen anzugreiffen, damit, wenn sein Pfeil das Ziel verfehlen sollte, die Wuth des Angriffes dadurch nicht unterbrochen würde, und er nicht das Ansehn bekäme, wie wenn ihn Furcht, oder das Gefühl einer Gefahr anwandele. Daher erblicket man denn auch auf diesem Gemählde fast alle Affen mit rothen Steinen bewafnet, und indische Palmzweige in ihren Händen, mit denen sie das Heer Rávana's, oder des Gottes der Nacht, von welchem es heifst, dafs er den Tod in Ketten mit sich führe, angreiffen. Diese Art des Streites nähmlich ist, wie jeder weifs, den Affen sehr gewöhnlich, Rávana oder Pluto, König der reichen Insel Laenga, oder Ceylan, gieng, als Gott der Schätze und Reichthümer, dem Shrirá ma wohl

gerüſtet entgegen. Unter Shrirama aber kämpfte der Silen Hanuman, der Heerführer und Vater der Affen. Er betet mit gefaltenen und erhobenen Händen den Sieger an, und erſcheint hier braun von Farbe, und mit Hörnern verſehen.

Die ſiebente irdiſche Erſcheinung Vishnu's, gieng in Geſtalt eines ſtarken und tapfern Helden vor ſich, und ſo heiſst er Belabhadraráma *). Man behauptet, dieſe ſeine Erſcheinung habe zur Abſicht gehabt, die Rieſen und hochmüthigen Menſchen zu zähmen, die Götterverehrung zu begründen, die Opfer wieder einzuführen, und die entſchwundene Gerechtigkeit wieder in die Welt zurück-zu rufen.

Bey der achten dieſer Erſcheinungen, trat Vishnu als Held oder König, unter dem Nahmen Paraſuráma auf. Para bezeichnet im Samſcrid eine herrliche, vor andern ſehr vorzügliche Sache, Su aber iſt eine Präpoſition des Lobes und der Ehre, welche dem Nahmen vorgeſetzt zu werden pflegt, um die Güte und Trefflichkeit der durch ſie bezeichneten Dinge, anzudeuten. Der Nahme Paraſuráma alſo ſtellt Rama'n, als den höchſten, beſten und vorzüglichſten unter allen Göttern dar; ja, die nördlichen ſowohl als die ſüdlichen Indier erheben dieſe Erſcheinung Vishnu's, oder vielmehr dieſen Gott ſelbſt in dieſer ſeiner Erſcheinung, mit dem glänzendſten Lobe, obwohl ſie in den Umſtänden, welche nicht allein hier, ſondern auch bey den übrigen irdiſchen Auftritten der Art eintraten, ſehr von einander abweichen. Selbſt über die Ordnung und Reihe dieſer Erſcheinungen ſind ſie verſchiedner Mey-

*) Dieſes Wort nähmlich bezeichnet einen ſolchen Helden.

nung, und die z. B. welche wir hier nach der Angabe der mittäglichen Indier, als die achte aufzählen, gilt bey den nördlichen Bewohnern des Landes für die fechfte.

Vishnu, bey feiner Erfcheinung unter dem Nahmen Parufaráma, betrat in eben der Art, wie Shriráma, mit dem er überhaupt hier ein und daffelbe Wefen zu feyn fcheint, zuerft den irdifchen Schauplaz, im Königreiche, oder vielmehr in der Stadt Ajodja. Sachkundige Männer fetzen diefe Stadt nicht ferne von Patnà, an den Flufs Devà, welcher nahe bey Ciaprà in den Ganges fliefst. Demzufolge ergiebt fich's aus dem Vaterlande und den Thaten Parafuráma's, wie auch aus der Etymologie diefes Nahmens, dafs ein und derfelbe Gott, nähmlich Vishnu, unter der veränderten Hülle des Nahmens Ráma, häufig von den Brahmanen, als auf der Welt erfcheinend, dargeftellt, und als Veranlaffung dazu die Abficht angegeben werde, bald diefen oder jenen Tyrannen und Dämon zu vertreiben, zu befiegen, oder zu tödten.

Zum erften Mahle foll Parafuráma auf der Erde erfchienen, und in ganz Indien fichtbar geworden feyn, um den Cartaviraguen, oder einen Herrfcher und mächtigen Giganten, — denn dies ift die Bedeutung jenes Nahmens — zu tödten. Schon hieraus erhellet, dafs der Erfinder diefer Göttererfcheinungen, ihre Nahmen aus der Natur der Sache, die er behandeln wollte, entlehnet, und fie demnächft in Perfonen umgewandelt habe. Ja es leuchtet auch ein, dafs diefe Riefen nichts anders find, als Wefen, die aus den Nahmen, Tapferkeit, Macht, Graufamkeit, Güte, Vortrefflichkeit u. f. w. erdichtet wurden, und finnbildliche Kämpfe geführt, oder Niederlagen erlitten haben follen, um dadurch fymbolifch den Kampf der Sünde und Strafe, der Tugend und des Lafters, der Frömmigkeit und Gottlofigkeit u. f. w. anzu-

deuten, das Volk durch diese Fabeln zu unterrichten, und es zur Beobachtung seiner Pflichten anzuhalten.

Zum zweyten Mal erschien Parasuráma, um einige indische Könige, die Kshetrier zu unterdrücken und zu strafen. Sie hatten sich nähmlich durch Ehrgeiz, Reichthum und Wollust von den eigentlichen Vorschriften der kriegerischen und königlichen Caste entfernt, behandelten das Volk mit grausamer Tyranney und setzten die Opfer und die Verehrung der Götter hintan. Um diese Tyrannen also zu ihrer Pflicht zurück zu führen, sie zu strafen, oder auch zu tödten, erschien demnach Vishnu, oder die personifizirte Welterhaltende Kraft, unter dem Nahmen Parasuráma. Dem allen zufolge sollte man fast glauben, dass diese irdische Göttererscheinungen erst zu der Zeit von den Brahmanen erdichtet worden seyen, als schon die Eintheilung des Volks in Casten, und seine bürgerliche Verfassung begründet waren. Wie hätte nähmlich Vishnu oder Parasuráma in der Absicht auf der Erde erscheinen können, die Könige oder Kshetrier zu strafen, wenn diese damals noch gar nicht vorhanden waren, und also auch nicht von der Norm ihrer Caste abweichen konnten?

Aus dieser und andern Göttererscheinungen, vorzüglich aus derjenigen, in welcher Shriráma auftritt, ließe sich vielleicht mit einigem Grunde folgern, dass die Indier schon etwa um das Jahr 250 nach Abraham, ihre Könige, und eine bürgerliche Verfassung hatten, denn auf dieses Jahr verlegen mehrere christliche Kirchenschriftsteller die Erbauung der Stadt Nysa in Indien, die Thaten des Bacchus, und den Beginn der Könige vom Geschlechte Pandava. Ich weiss sehr gut, dass viele Schriftsteller anderer Meynung sind, indem sie z. B. die Brahmanen von den Aegyptern oder Persern entspringen, dann um

das Jahr 540 vor Chr. von dem Cambyses vertreiben, sich nach Indien begeben, und da ihre Schriften, ihre Gesetze und ihre Gottesverehrung gründen lassen, u. s. w. Diese und ähnliche Meynungen aber haben gar vieles gegen sich.

Die neunte irdische Erscheinung des Vishnu, in der Person des Krshna, ist schon vorhin ausführlich erläutert worden, und das bisher gesagte mag genug seyn zur Aufhellung dieses Gegenstandes, oder der irdischen Erscheinungen Vishnu's.

Kürzere Zusätze, Kupfererklärungen und Berichtigungen.

In Bezug auf die fünfte Kupfertafel ist noch zu bemerken, daſs die Tularsipflanze, nach dem Berichte eines sachkundigen Mannes, eine Art von wildem malabarischen Ocymum ist.

Zu der siebenten Kupfertafel. Brahma wird mit vier Gesichtern abgebildet, und nicht eines derselben, sondern jedes hat ein bärtiges Kinn. Oben auf der Scheitel der vier Häupter dieses Gottes, raget die Trommetenmuschel hervor, als Symbol und Prinzip der Erzeugung durch Wärme und Feuchtigkeit.

Auf der neunten Kupfertafel befindet sich in jeder Figur, der Gott Vishnu, oder der indische Bacchus Shriráma, unter dessen Nahmen Vishnu auf der Erde erschien.

Auf der zehenten Kupfertafel ist Shiva mit fünf Köpfen abgebildet. Als Urheber der Erzeugung sitzt er in der Lotusblume, und unter ihm erblickt man einen Stier, das Symbol der erzeugenden Kraft. Aus jenen fünf Häuptern strömet der Ganges hervor, das Symbol des himmlischen Thaues und der Fruchtbarkeit, oder das Was-

ſer des Ganges, welches die Kraft der Entſündigung hat. Dieſes Gemählde beweiſet deutlich, daſs der irdiſche Ganges ein Symbol des himmliſchen Ganges ſey, oder des himmliſchen Thaues, vermittelſt deſſen die erzeugende Sonne, als Abbild des wahren Gottes, alles erfriſchet und hervorbringt, und daſs hieraus der ganze Aberglaube herzuleiten ſey, demzufolge die Indier es für ein Glück ſchäzzen, in den Fluthen des Ganges ihr Leben zu enden.

In eben der Waſſerblume, in welcher Shiva oder die Sonne ſitzend abgebildet iſt, ſitzt neben ihm die Göttin Bhaváni oder Párvadi, d. i. der hervorbringende Mond, welche ihrem Gemahl, der Sonne, mit einer Hand eine Lotusblume darreicht, wogegen ſie von ihm einen Hirſch erhält, um anzuzeigen, daſs ſie in einen Hirſch umgewandelt, mit ihm in den Wäldern, oder eigentlich zu reden, im weiten ätheriſchen Gefilde umhertändele, was, wie die Werke der Brahmanen verſichern, auch wirklich geſchehen ſeyn ſoll. Der ſchon vorhin einmal genannte Pater Markus a Tumba, hält dieſes Bildniſs zwar für das des Brahma, und es iſt nicht zu leugnen, daſs dieſe Gottheit überall im Lotus ſitzend abgebildet werde, aber er hat nie mehr als vier Geſichter, alſo nicht fünfe wie hier Shiva. Auch hält Brahma in der einen Hand ein Buch, Shiva einen Dreyzack; jener reutet auf einem Schwan, dieſer auf einem Stiere, oder er hat doch, wenn er im Lotus, als Erzeuger ſitzt, immer einen Stier, oder eine Haubenſchlange neben ſich, zum unterſcheidenden Kennzeichen ſeiner vom Gotte Brahma.

Die zweyte Figur auf eben dieſer Kupfertafel, ſtellt den ſchrecklichen, rührenden Vernichter Shiva dar, umgeben mit Menſchenſchädeln, und auf einen Rieſen, oder eine menſchliche Geſtalt tretend. Die Brahmanen erzählen, die Göttin Shakti, oder die Natur, ſterbe alljährlich einmahl ab, indem alle Stände, Kräuter, Früchte und die übrigen Vegetabilien, einmahl im Jahre hinwelken und gleichſam verderben. Daher zieht Shiva den Schedel

der sterbenden Göttin Shakti, in jedem Jahre auf einen Faden, und hängt ihn um seinen Hals. Weil dies nun fortwährend geschieht, so entsteht daraus der ganze Kranz von menschlichen Schädeln, den man am Halse des Shiva erblickt *).

Auf der sechszehenten Kupfertafel, unter der zweyten Figur, befindet sich der Berg Meru zwiefach, oder vielmehr, man wird dort zwey Berge gewahr, die doch nur einen und denselben Berg, nähmlich den Himala, Imau, oder Meru vorstellen. Auf einem dieser beyden Berge nun sitzet Shiva oder die Sonne, und hat ein Tigerfell unter sich ausgebreitet liegen. Aus seinem Wohnsitze, auf der Spitze des Berges, entspringt der Ganges, und ströhmet, wie die Sage der Indier erzählet, von da aus durch ihr ganzes Land hin. Die gaurischen oder bengalischen Jogi, ganz dieselben Leute, wie die alten Samanen, gehen noch heutiges Tages in eine Tiegerdecke gehüllet umher. Sie ahmen das unstäte, umherirrende Leben des Shiva, oder der Sonne nach, und verführen durch ganz Indien das heilige Wasser des Ganges, damit die Könige und deren Diener, welche nicht selbst an den Ganges gelangen können, dadurch mögen in den Stand gesetzt werden, sich mit diesem Wasser zu reinigen, und ihre Sünden darin abzuspülen.

*) Der Verf. behauptet, in einer Abbildung bey Thom. Hyde habe die Gottheit Mitra ebenfalls eine Schädelverzierung, und geht so zu dem sonst schon, aus andern Gründen dargelegten Sazze über, daſs die Sonne Erzeuger und Vernichter, und Herr über Leben und Tod zugleich sey. Ein solches Bildniſs kann sich nur allein in der *Historia religionis veterum Persar.* des groſsen Hyde allein finden, aber in der ersten und besten Ausgabe dieses Werkes, zu Oxford 1700. ist es gar nicht vorhanden, auch schwerlich in der zweyten, welche Sharpe besorgt hat.

Anmerk. d. Bearb.

Gegenüber auf dem Gipfel des andern Berges, ſitzt in einer Lotusblume die Göttin Párvadi oder der Mond, mit einem Schwerdte, wenn ich nicht irre, in der Hand, und unter ihr ſtrömt der Ganges aus dem Berge hervor, welcher, wie ihn einige nennen, Chandraſichara heiſst. Dieſer Nahme aber iſt verderbt, denn er iſt zuſammengeſetzt aus Ciandra (Tſchandra), welches im Samſcrid den Mond bezeichnet, und aus Shegara, das einen Tragenden andeutet. Hieraus alſo ſchon erhellet, daſs dieſer Berg gleichſam den Mond trägt, und daſs demnach die Göttin Párvadi, die auf ſeinem Gipfel ihren Wohnſitz hat, nichts anders iſt, als der Mond, oder die Gaengadévi, die dieſen Nahmen als Göttin des Ganges führt. Und hindurch wird nun alles dasjenige beſtätigt, was oben vom Shiva, von der Pàrvadi, u. ſ. w. geſagt iſt.

Auf der zwanzigſten Kupfertafel ſind drey Bildniſſe des Budha befindlich. Das eine ſtellt ihn mit untergeſchlagenen Beinen, in einer Lotusblume ſitzend dar. In dem andern erſcheint er in der Geſtalt, unter welcher er im Tempel zu Jagarnat verehrt wird, mit zwey Lotusblumen in den Händen. In dem dritten Bildniſſe endlich wird man ihn mit untergeſchlagenen Beinen, in nachdenkender Stellung gewahr, und dieſes Bildniſs iſt ein tibetaniſches. Bey dieſer Gelegenheit merke ich aus dem handſchriftlichen Werke des P. Marcus an, daſs der groſſe Lama, nichts weiter iſt, als der oberſte Lehrer der tibetaniſchen Religion, gleichwie alle Sekten in Indien einen ſolchen oberſten Lehrer haben. Selbſt der brahmaniſche König Rapolin auf der malabariſchen Küſte, verſieht alle Geſchäfte des tibetaniſchen Groſslama, und die Könige gehorſamen ihm nicht nur in Sachen der Religion, ſondern beweiſen ihm auch durch ihre Beſuche Verehrung. Ihnen allein ſteht ein näherer Zutritt zu ihm frey, den übrigen Brahmanen aber und heidniſchen Indiern zeigt er ſich bloſs im Fenſter, und ertheilt ihnen von da aus ſeinen Seegen. Erhält er ein Schreiben des holländiſchen Gouverneurs zu Cochin, oder des Biſchoffes zu Verapo-

lis, ſo wird die ihm anklebende europäiſche Unreinigkeit erſt mit Waſſer abgeſpült, und es alsdenn eröfnet.

Die zwey und zwanzigſte Kupfertafel giebt auſſer dem Bildniſſe des Ganesha, auch die Abbildung eines ehelichen Zeichens, das die Bräute und Frauen in Indien am Halſe tragen. Ein ſolches Zeichen iſt dem Gotte Ganeſha heilig, und das hier abgebildete, war aus Holz gearbeitet, und mit Goldblech überzogen. Es ſtellt nach indiſcher Art den Lingam nebſt dem Joni dar, um dadurch die Verbindung des Mannes mit ſeiner Gattin anzudeuten.

Auf der ſieben und zwanzigſten Kupfertafel iſt die Abbildung eines ehernen Denkmahls aus dem Muſeum des Cardinals Borgia beygefügt, das den Kopf des Gottes Apis darſtellt. Zugleich beſtätigt dieſes Denkmahl die Meynung, daſs der Apis ein Symbol der erzeugenden Kraft ſey, indem er deutlich einen Phallus oder Lingam im Munde hält, welcher in natürlicher Geſtalt ſenkrecht herabhängt. Apis iſt ein verderbter Nahme, aus dem indiſchen Apen, der Erzeuger, der Vater *).

Die acht und zwanzigſte Kupfertafel giebt die Abbildung eines brahmaniſchen Hauſes, und der Frau eines malabariſchen Brahmanen.

Auf der Kupfertafel, welche die indiſchen Münzen darſtellt, befinden ſich zwey unter der vierten und fünften Figur, von denen wir vorhin ſagten, daſs es goldene Viraguen ſeyen, und ſie keine Aufſchrift hätten. Dies iſt aber folgendermaſsen zu berichtigen. Die erſte dieſer bey-

*) Wir kennen den Verf. als einen leidenſchaftlichen Freund der Etymologie. Ob die hier beygebrachte wohl mehrere Freunde finden ſollte, als manche ſeiner andern Herleitungen und Erklärungen?

Anmerk. d. Bearb.

den Münzen *), ist eine goldene Pagode, oder ein Viraguen aus dem Reiche Carnate, bekannt unter dem Nahmen der Goldmünze des Nabob Hyder Ali Khan. Sie scheint den Gott Vishnu darzustellen, neben welchem die Göttin Laekshmi sitzet. Auf der andern Seite hat sie eine Inschrift, die wahrscheinlich in alten indischen Schriftzügen abgefaſst ist.

Die andere gleichfolgende Münze **) heiſst gewöhnlich ein goldener Panam oder Fanon. Auch hier erblickt man den Vishnu in sitzender Stellung, mit untergebogenen Füſsen, und auf der entgegenstehenden Seite wird gleichfalls eine Inschrift im alten indischen Charakter sichtbar.

*) Unter Figur 4.

**) Unter Figur 5.



von Erz

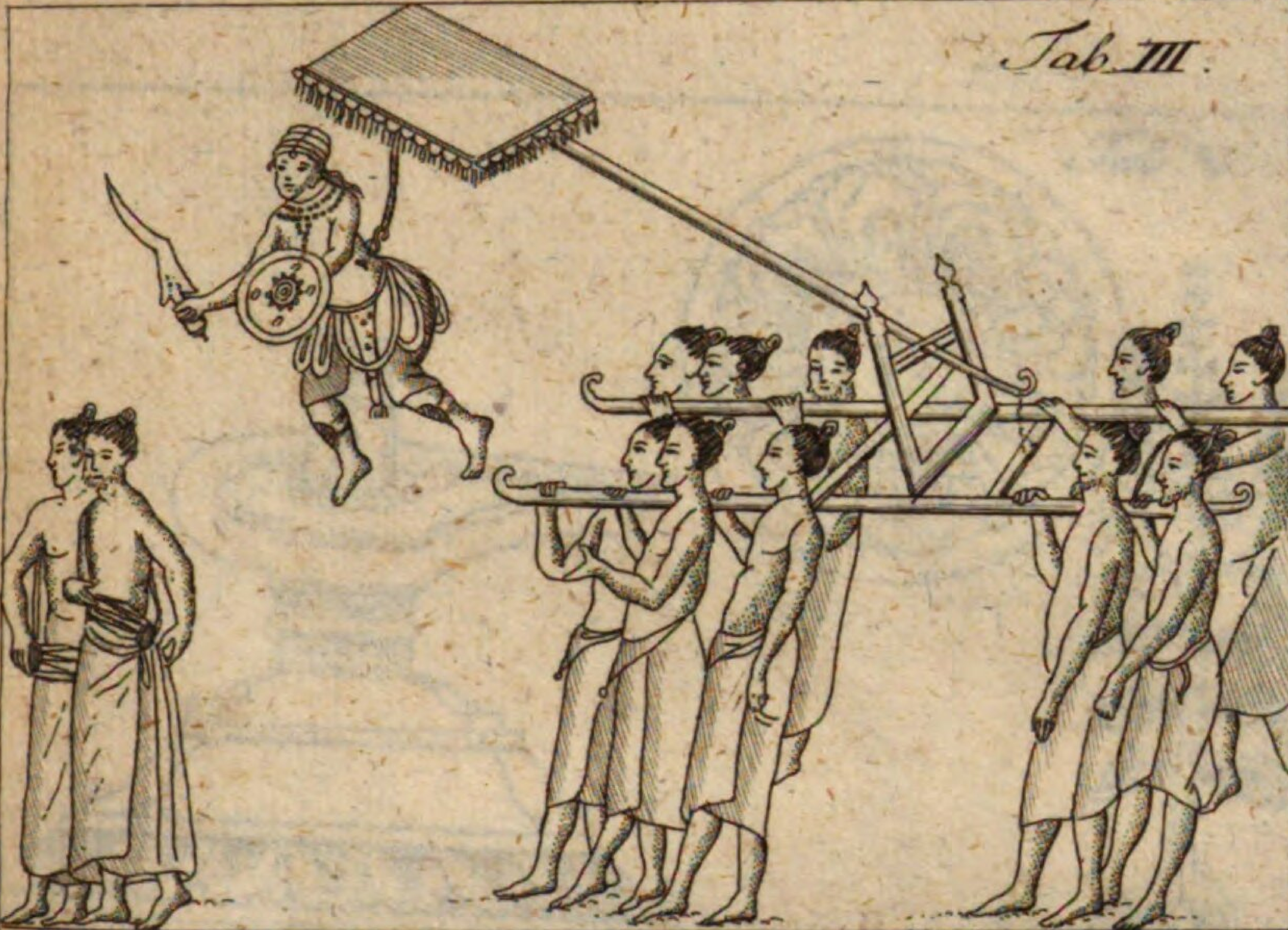


Yágam.
nach einem Gemählde im Museo Borgiano.



Hómam.
nach einem indischen Gemählde im Museo Borgiano.

Tab. III.

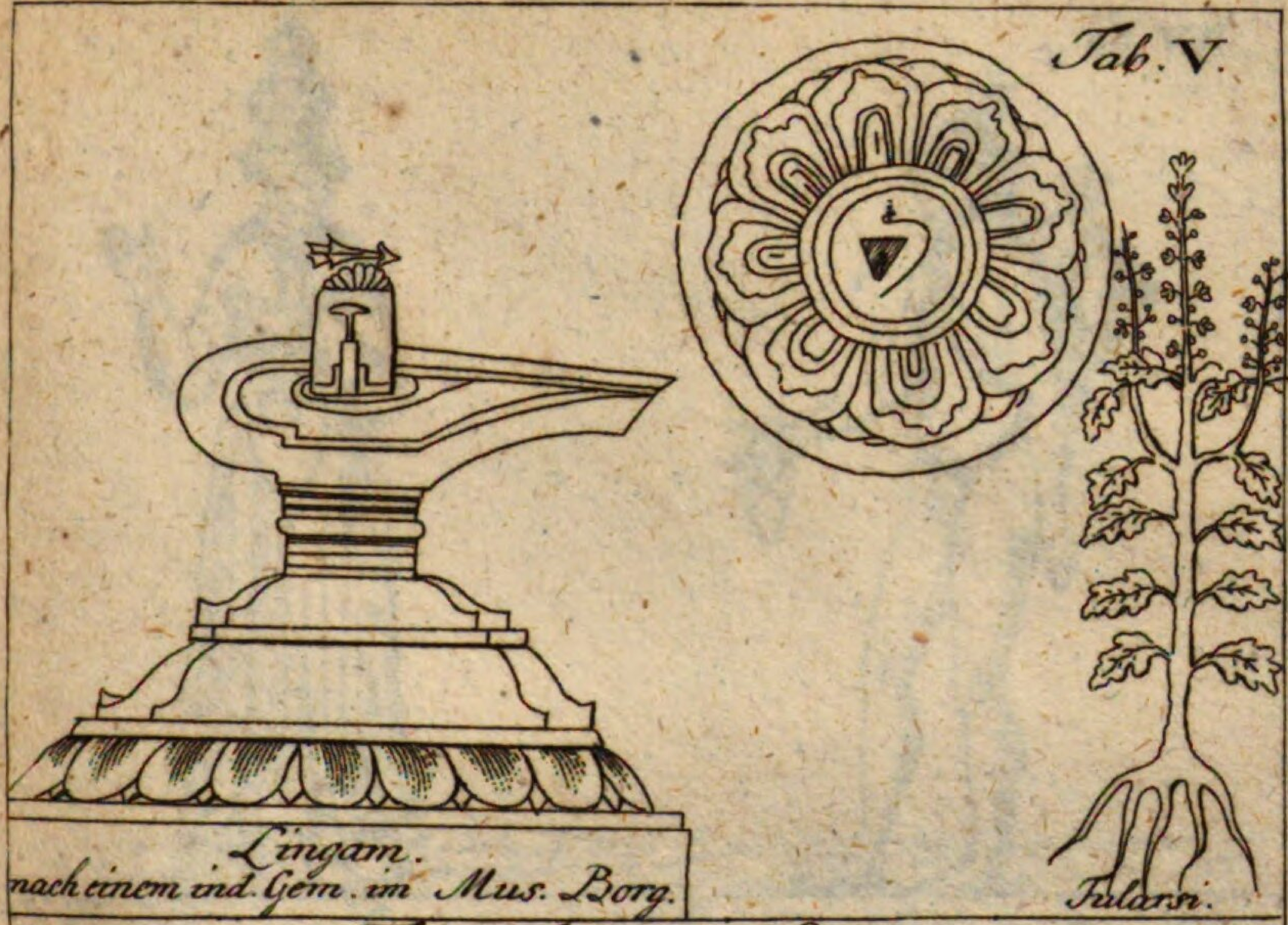


Tükam.
nach einem indischen Gemählde im Museo Borg.

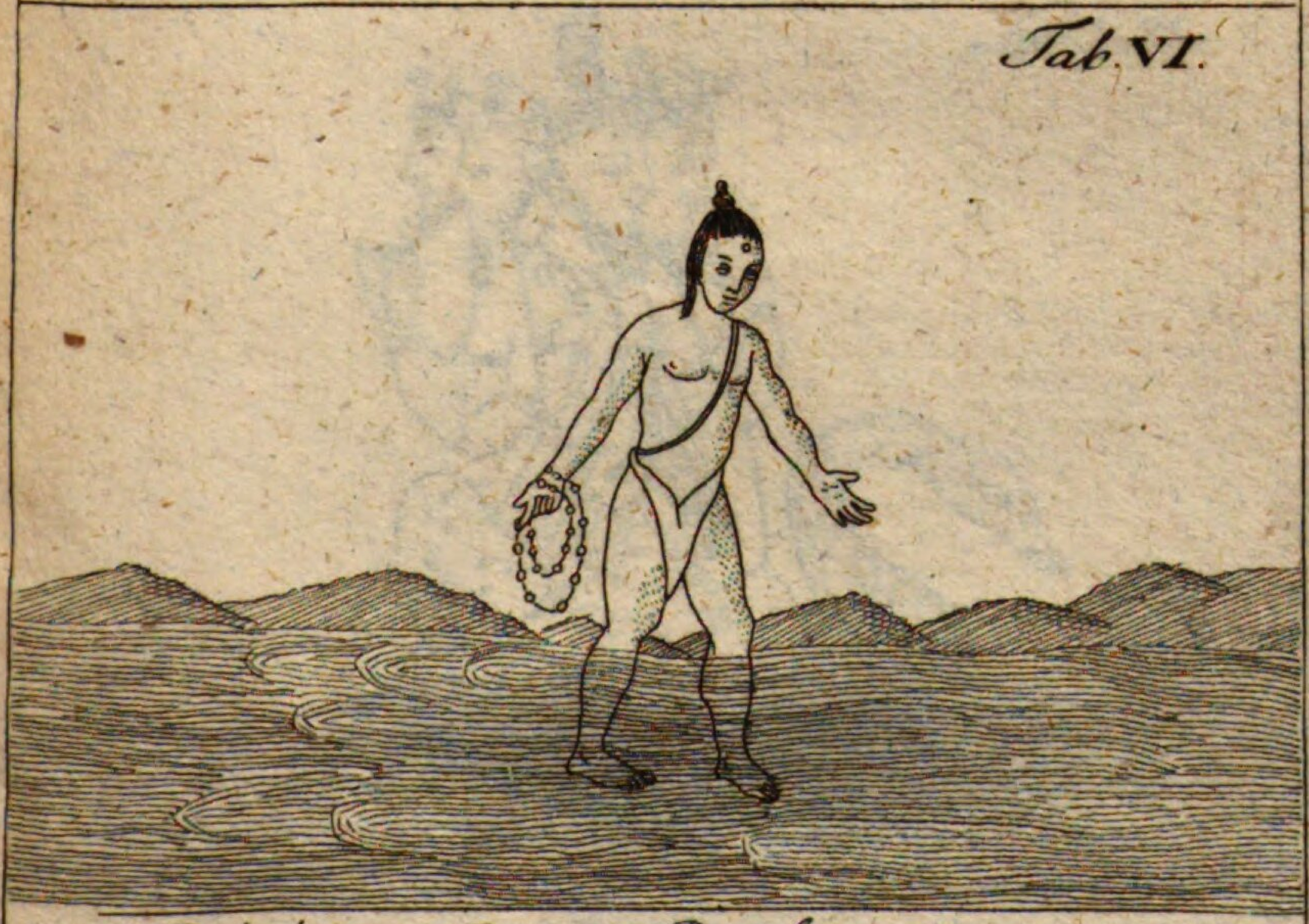
Tab. IV.



Ciardhava.
nach einem indischen Gemählde im Museo Borg.



Triangulum in Loto.
nach einem indischen Gemählde im Museo Borgiano.



Reinigung der Brahmanen.
nach einem Gemählde im Museo Borgiano.

Tab. VII.



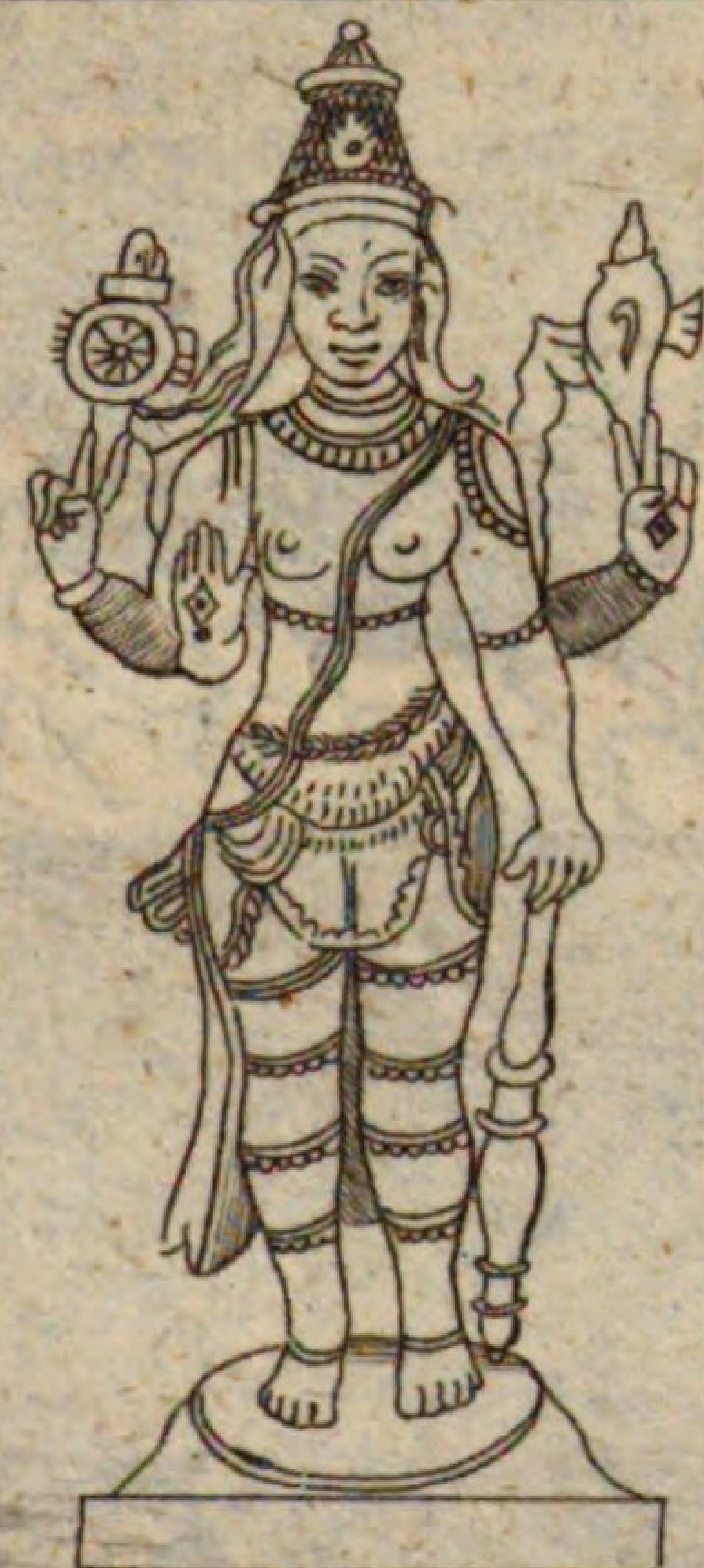
1. Sanyási. nach einem indischen Gemählde im Mus. Borg.
2. Yogia oder Gosvámi . ——————— . ———————

Tab. VIII.



Brahma.
nach einem indischen Gemählde im Museo Borgiano.

Tab. IX. a.



Dreÿ Bilder des Gottes Vishnu.
aus Erz.





im Museo Borgiano.



Erste Menschwerdung des Gott Vishnu.
nach einem ind: Gemählde im Mus. Borg.



Zweyte Menschwerdung des Gott Vishnu.
nach einem indischen Gemählde im Mus. Borg.

Tab. X.

Shiva und Bhavàni.

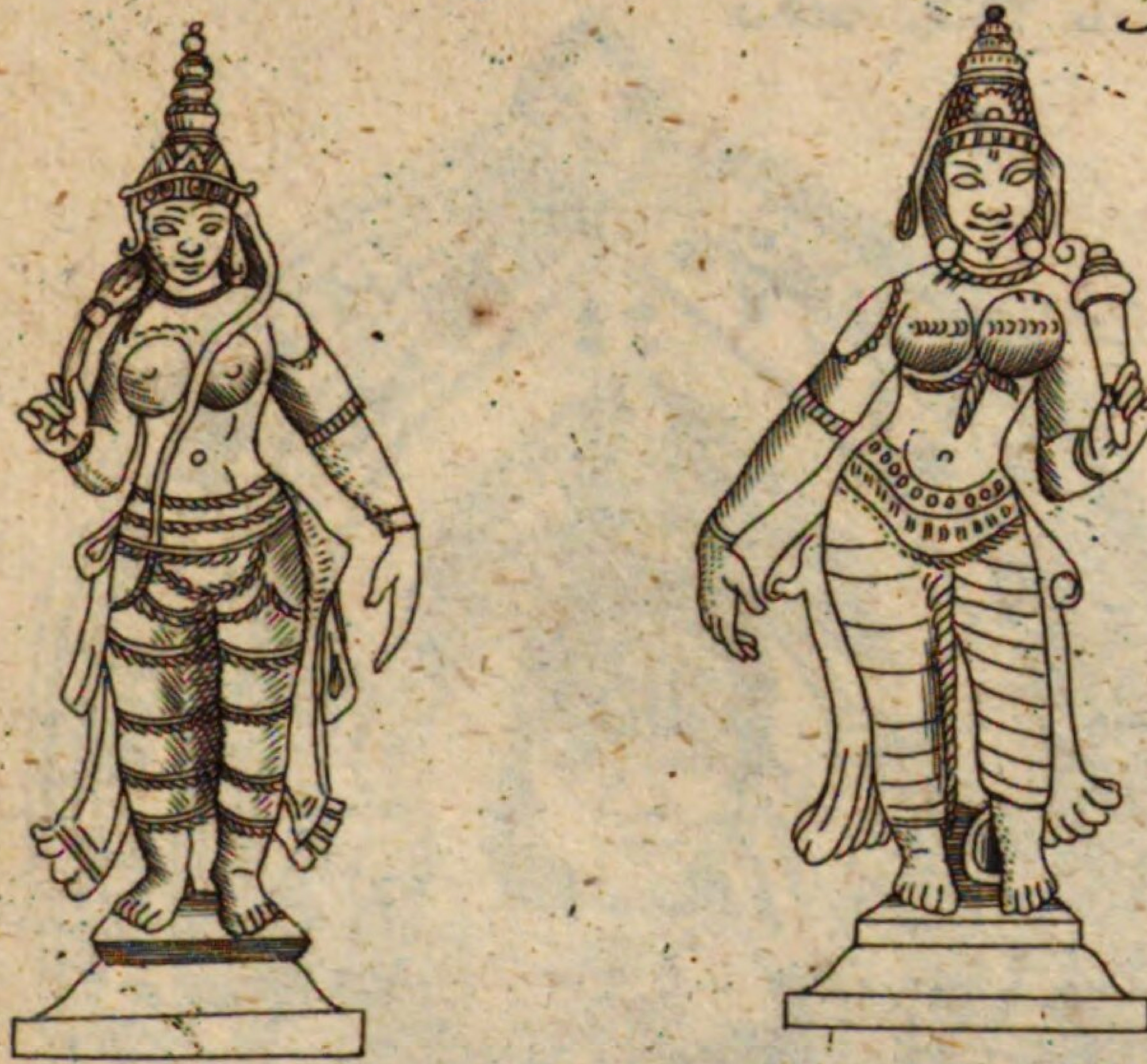


nach einem ind. Gem. im Museo Borg.



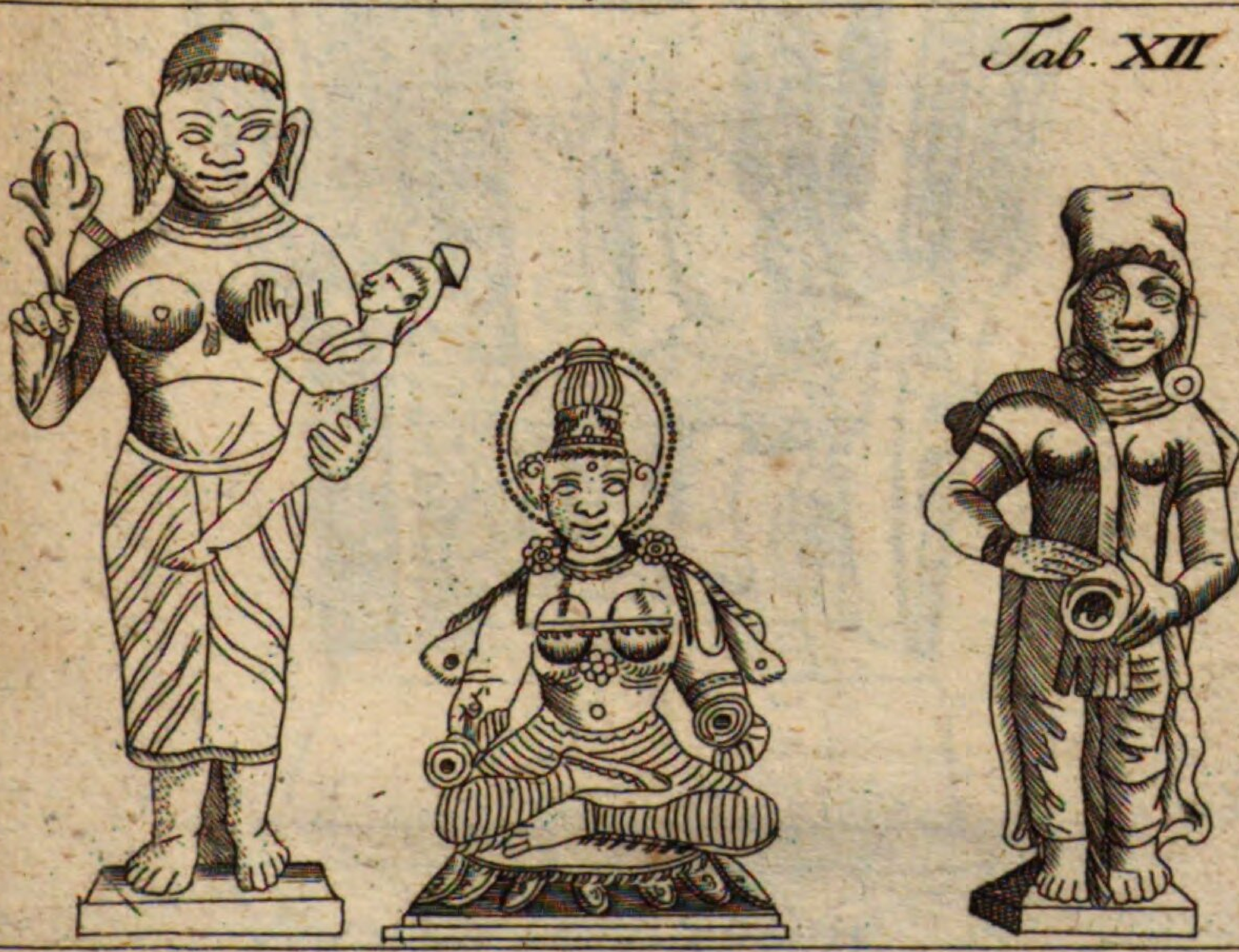
Shiva der Rächer.
nach einem indischen Gemählde im Museo Borg.

Tab. XI.



Zwey Bilder des Sarasvadi aus Erz im Museo Borgiano.

Tab. XII.



Drey Bilder des Laekshmi aus Erz im Museo Borgiano.

Tab. XIII. u: XIV. a.



Pairvadi oder Bhavàni.
aus Erz im Museo Borgiano.

Tab. XIII. u. XIV. b.

Párvadi oder Bhaváni nach einem ind. Gemählde im Mus. Borg.



Tab. XV. a.

Trimurti. nach einem Gemählde im Mus. Borg.



Tab. XV. b.



Gaudama.
aus vergoldetem Bleÿ im Museo Borg.

Tab XVI.



Lotusblume.
nach einem alten Marmor im Museo Borgiano.

Shiva u. Pàrvadi.
auf dem Berg Meru.

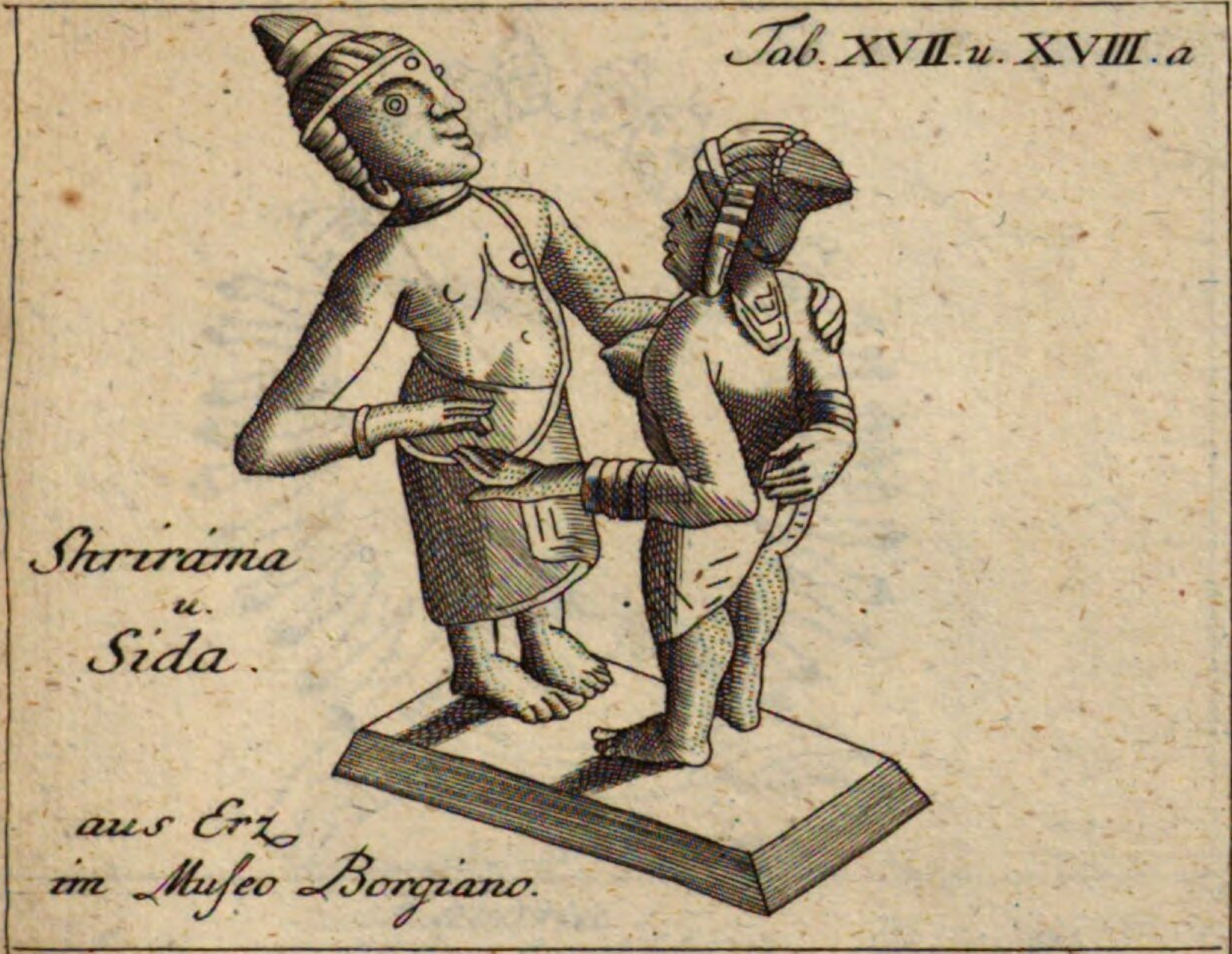


nach einem indischen Gemählde im Museo Borg.





Tab. XVII. u. XVIII. a



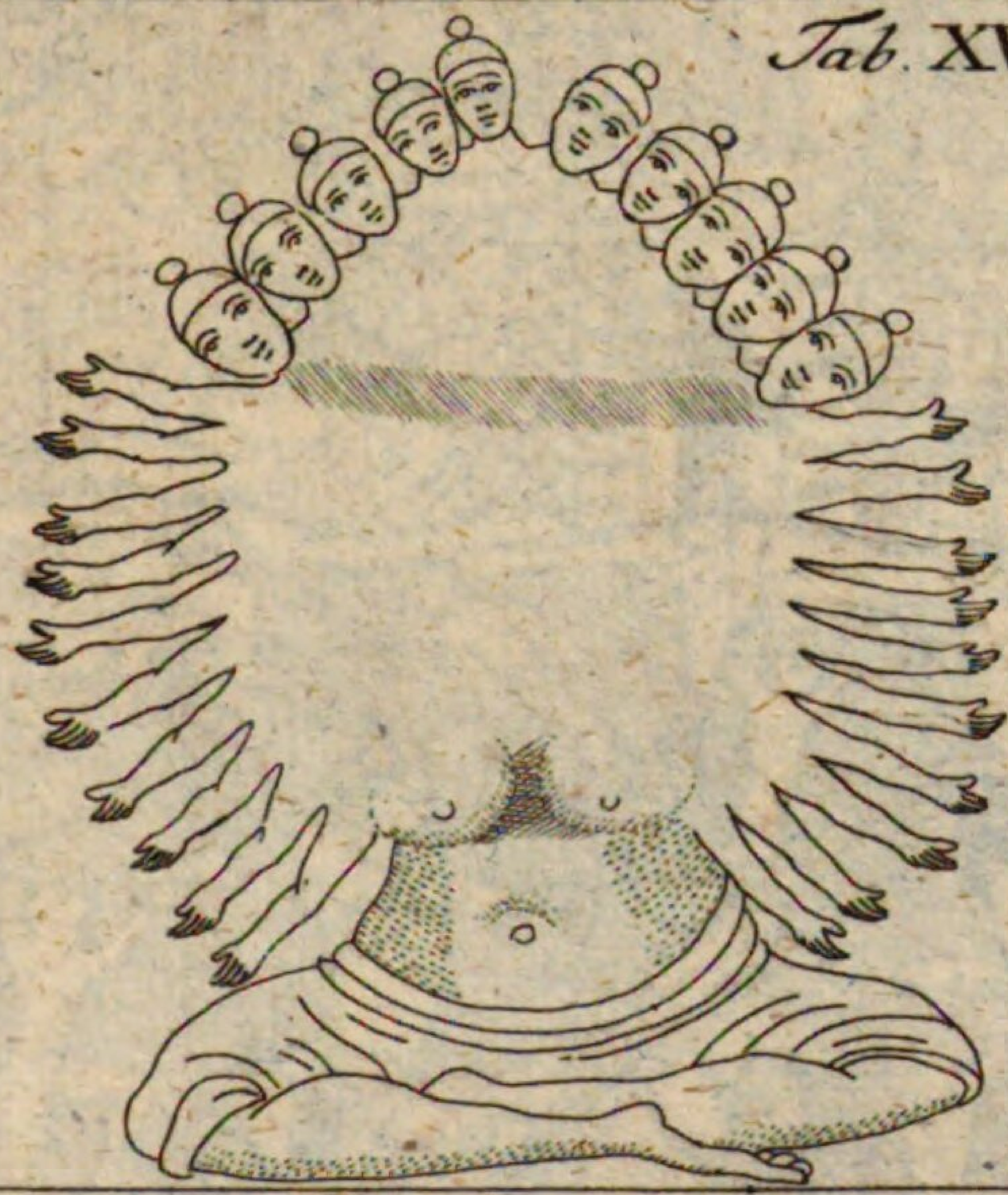
Shrirâma u. Sida.

aus Erz im Museo Borgiano.



Shrirâma u. Sida. nach einem ind. Gem. im Mus. Borg.

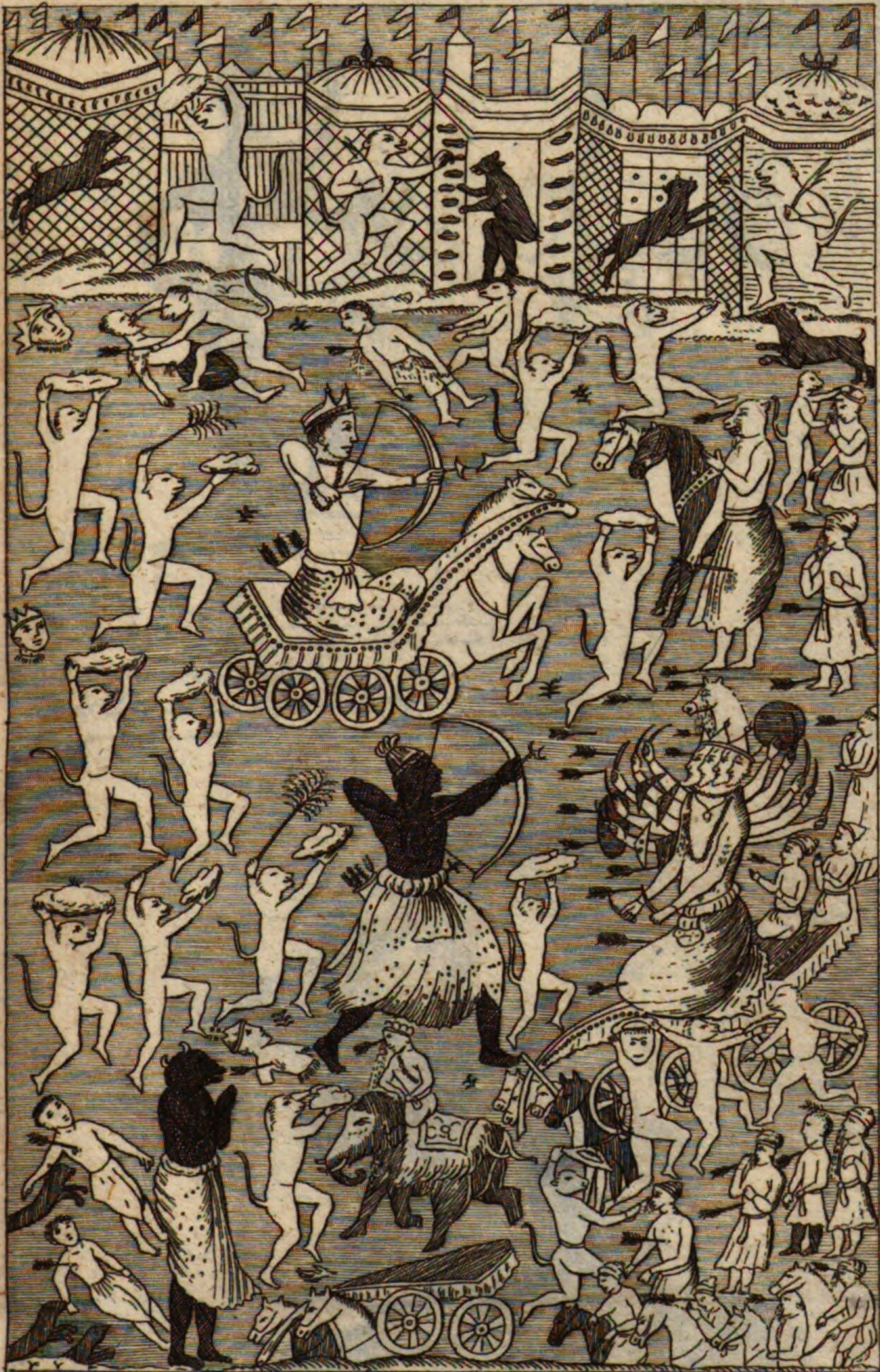
Tab. XVII. u: XVIII. b.



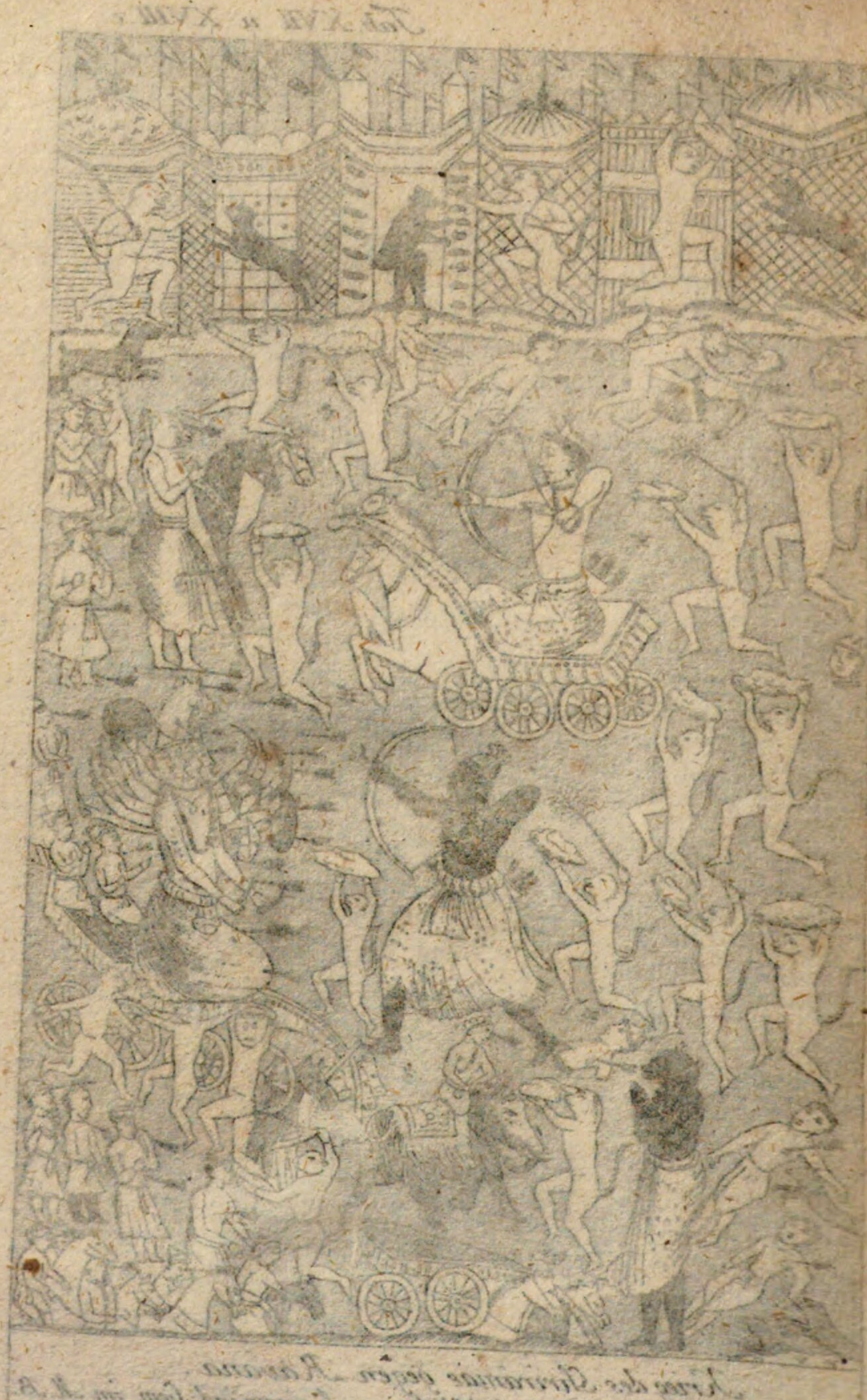
Râvana.
nach einem indischen Gemählde im Mus. Borg.



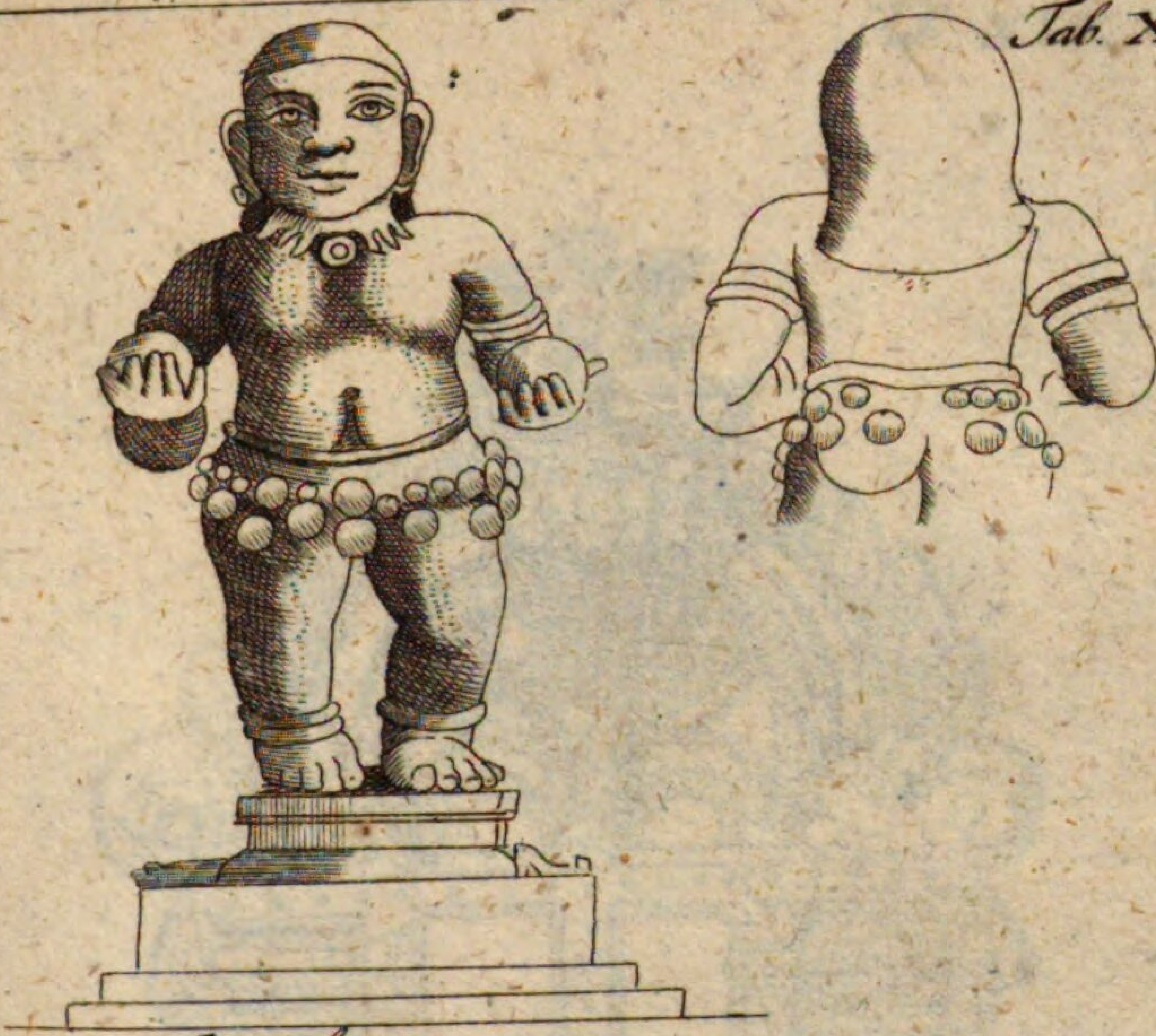
Hanuman.
aus Erz im Museo Borgiano.



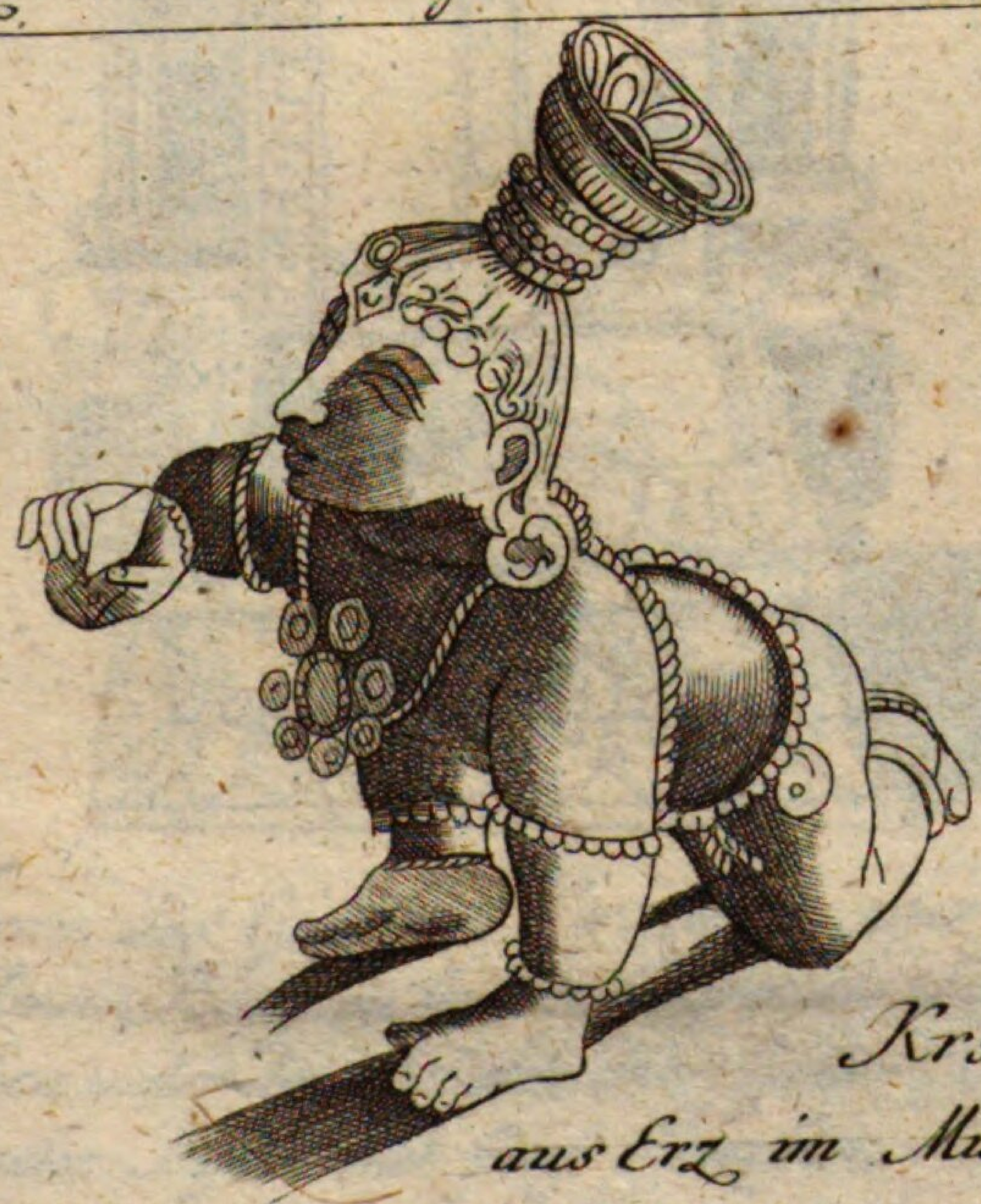
Krieg des Shrirámae gegen Rávana.
Sechste Menschwerdung des Gott Vishnu nach einem ind: Gem: im M. B.



Tab. XIX a

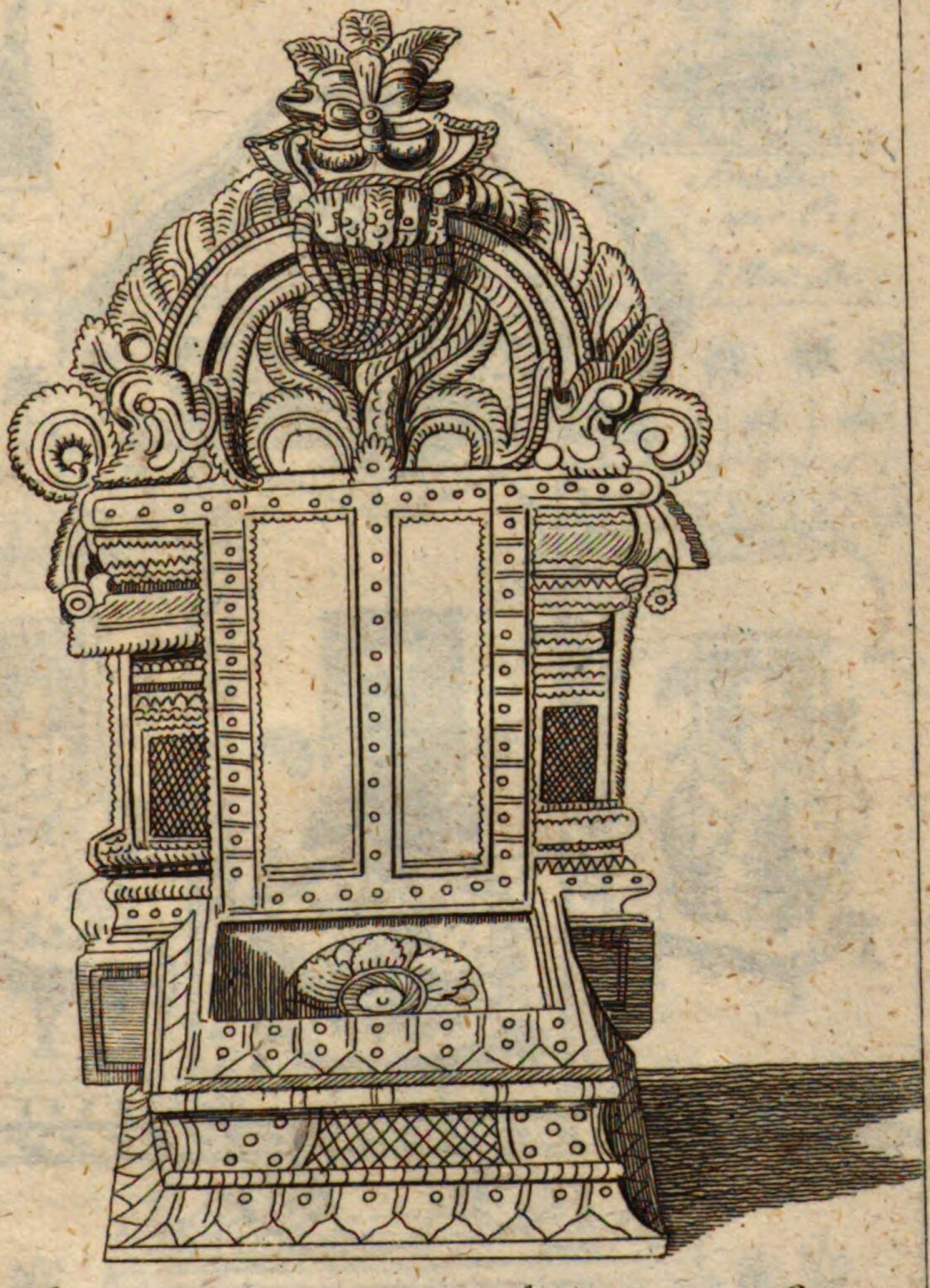


Krshna
aus Erz im Mus. Borg.

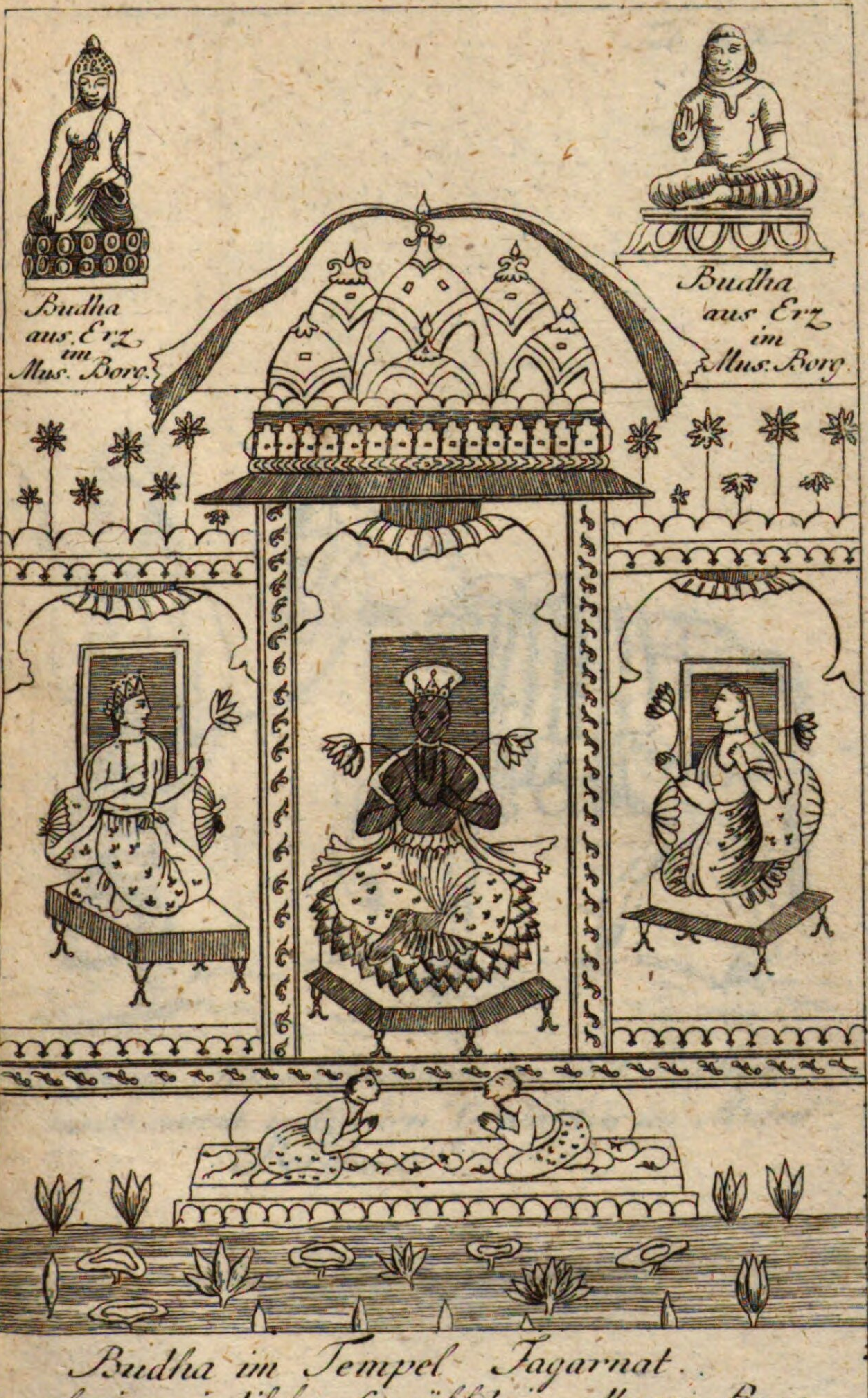


Krshna.
aus Erz im Mus. Borg.

Tab. XIX. b.



Thron des Gottes Krshna aus Erz
im Mus. Borg. an seinem Fusse die Lotusblume
weiter oben unter dem Gesichte des Gottes Shiva
der wache Pytho mit fünf Koepfen.

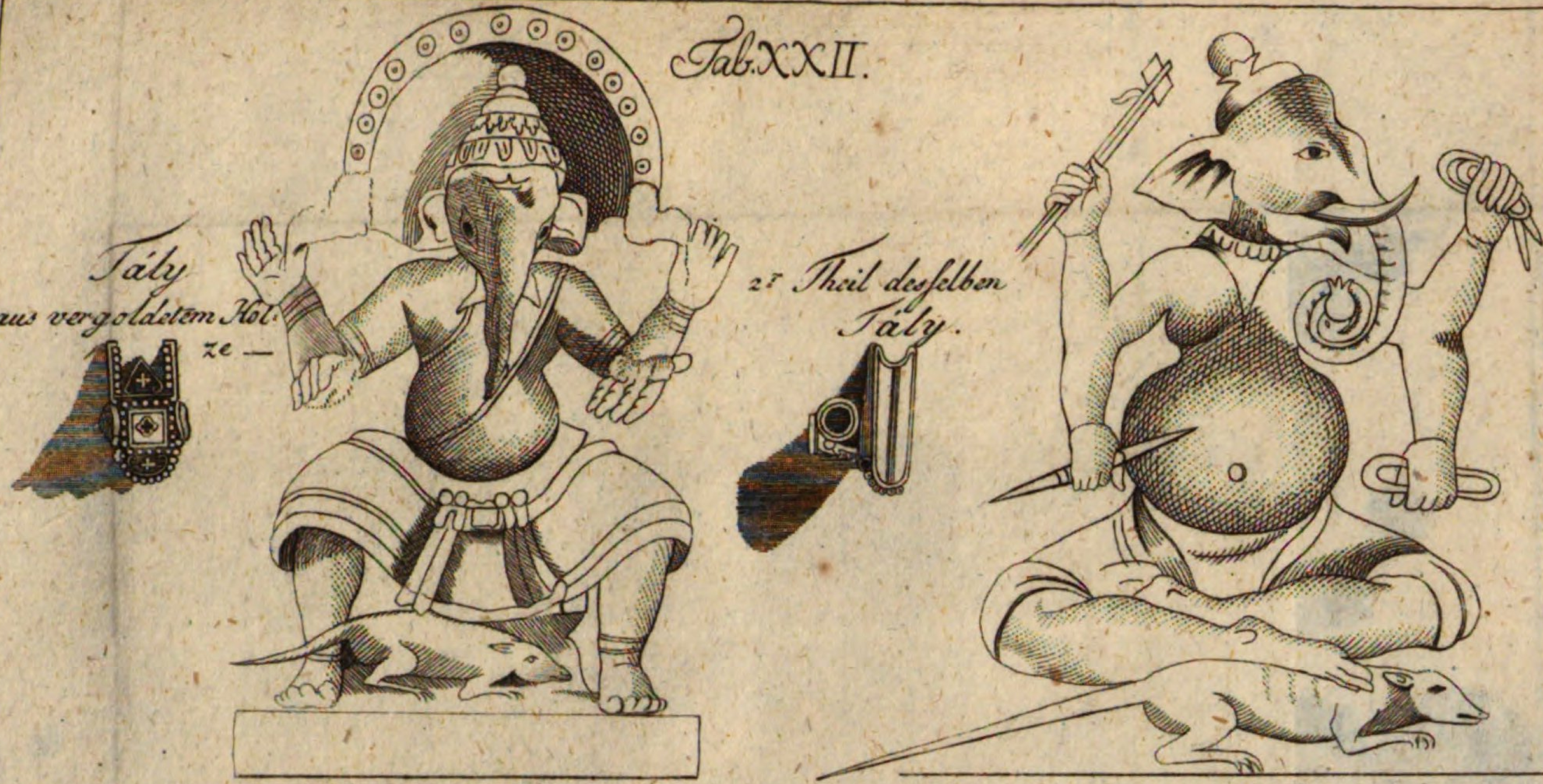


Budha im Tempel Jagarnat.
nach einem indischen Gemählde im Museo Borg.

Tab. XXI.



Zehende Menschwerdung des Gott Vishnu. nach einem indischen Gemählde im Museo Borgiano.



Ganneśha
aus dem Holz. Mava im Mus: Borg:

Ganneśha
aus einem ind: Gemæhlde im Mus: Borg:

Tab. XXIII.



Tab. XXIV.



Indra nach einem ind: Gemæhlde im Mus: Borgiano.

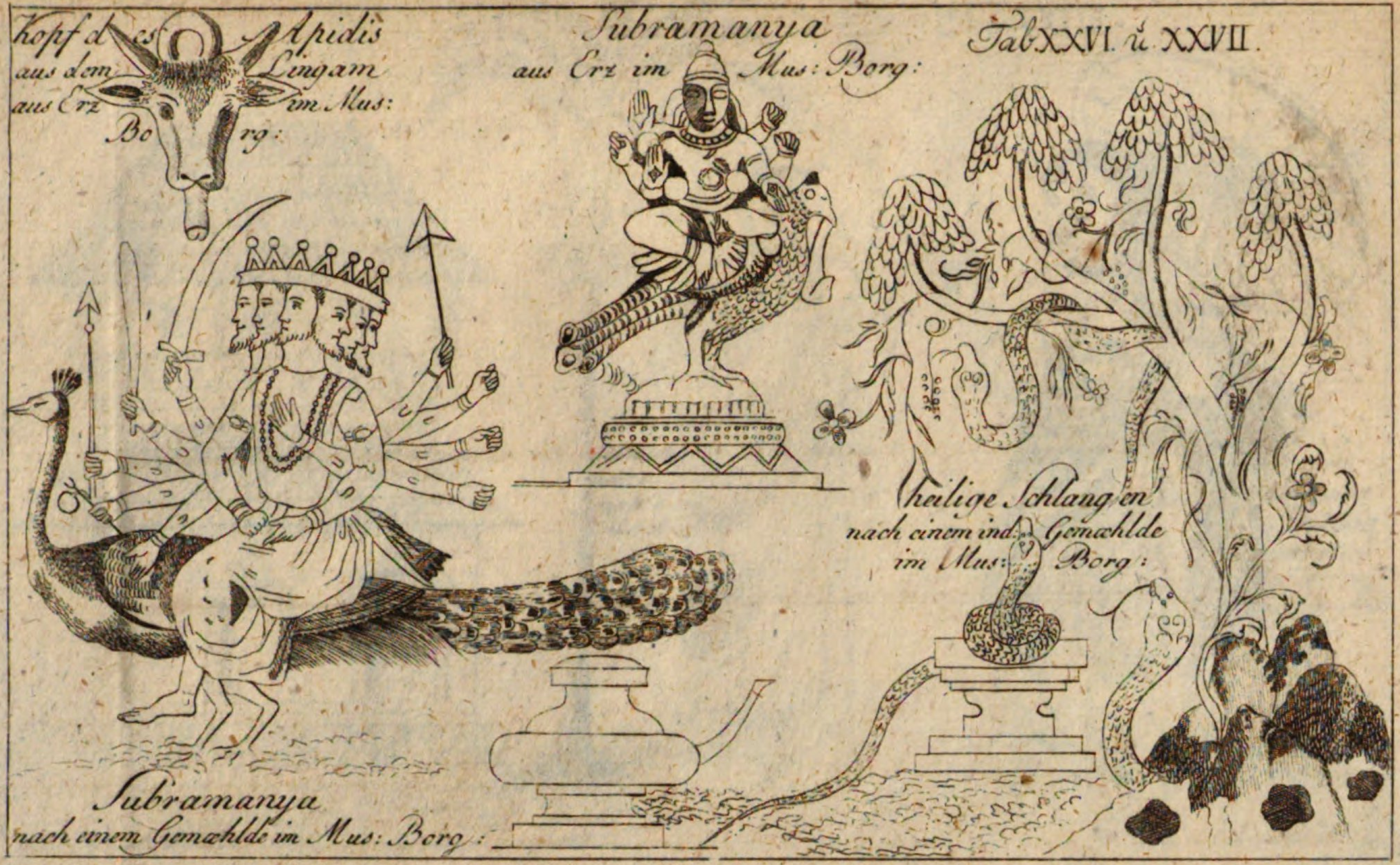


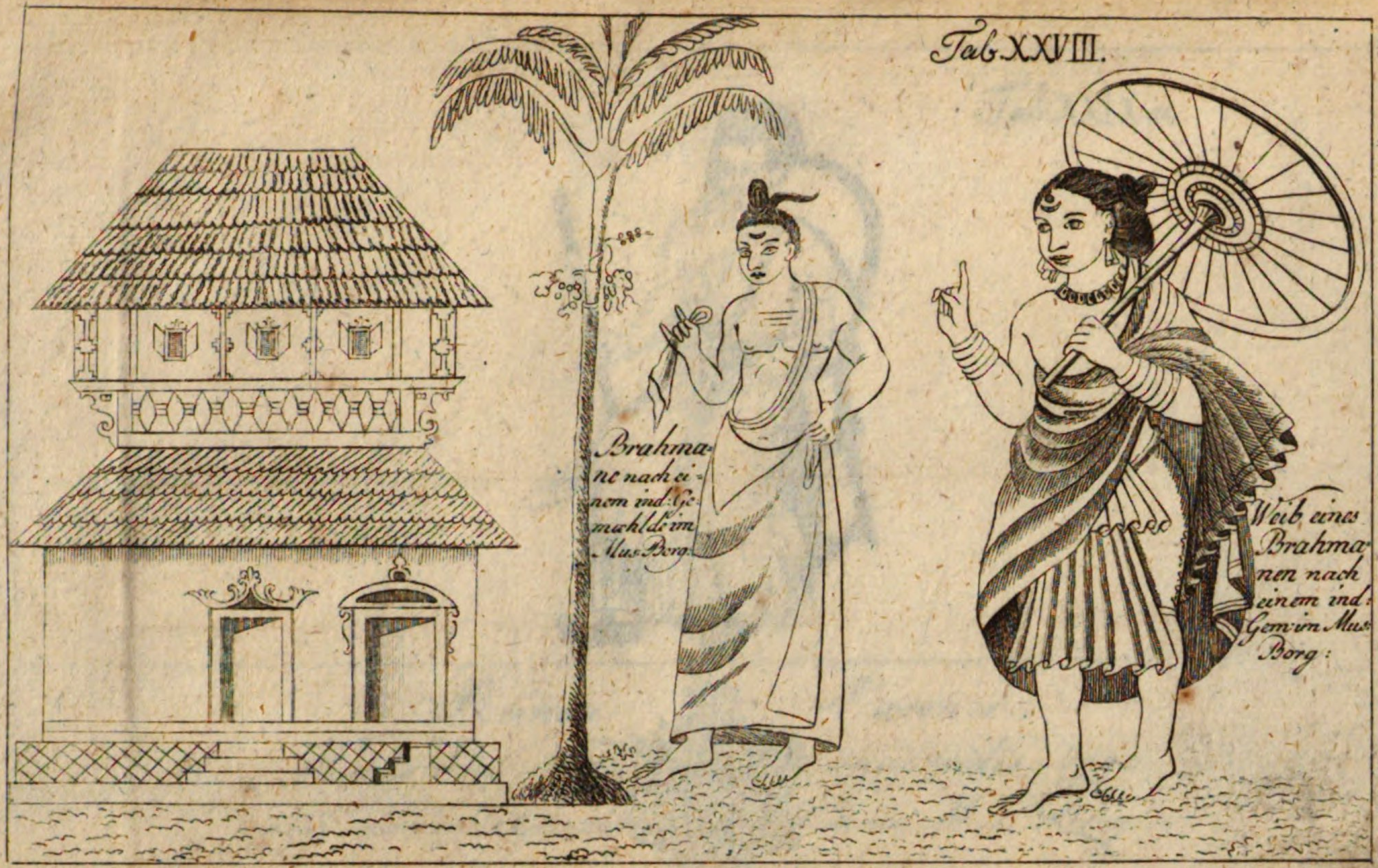
Ein indischer tibetänischer Talismann aus weisem Marmor im Musæo Borg:

Tab. XXV.



Kâmadêva nach einem Gemæhlde im Mus: Borg:


Tab. XXVI. u. XXVII.
Kopf des Apidis aus dem Lingam aus Erz im Mus: Borg:
Subramanya aus Erz im Mus: Borg:
Heilige Schlangen nach einem ind. Gemæhlde im Mus: Borg:
Subramanya nach einem Gemæhlde im Mus: Borg:


Tab. XXVIII.
Brahmane nach einem ind: Gemahlde im Mus: Borg:
Weib eines Brahmanen nach einem ind: Gem: in Mus: Borg:

a.

Tab. XXIX. a.



Ráma Varmer,

Koenig von Travancoridis 1790.

nach einem ind: Gemaehlde im Mus: Borg:

6.

Tab. XXIX. b.



Koenig Aracéri,

nach einem ind: Gemaehlde im Mus: Borg:



Tab. XXX.



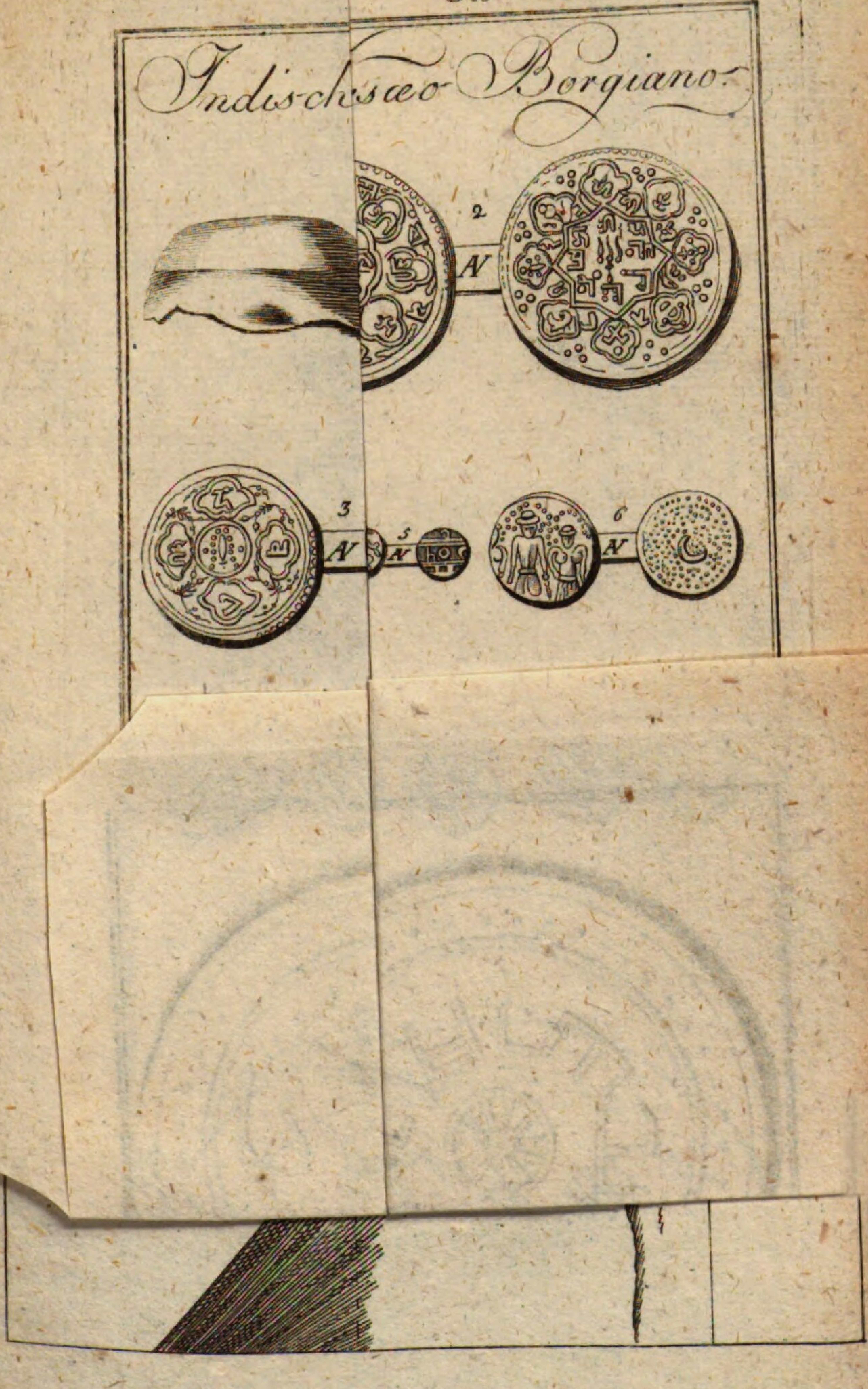
Ciani,
nach einem indisch:
Gemæhlde im Mus:
Borg:

Tab. XXXII.



Ein indischer Schreiber,
nach einem ind: Gemaehlde
in Mus: Borg:

Tab. XXXI.



Tab. XXXII.



Peleya,
nach einem ind: Gemaehlde im Mus: Borg:

4° Kult
Bartholomaea
1797

EIGENTHUM DER STADT
AUGSBURG

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Paulinus

Darstellung der Brahmanisch-Indischen Götterlehre, Religionsgebräuche und bürgerliche Verfassung Mit 30 Kupfern

Gotha 1797

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- 4 Kult 33
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11216176-2
VD18 14528398-003